32101 073661637

1584
.154
.12

584
154
12

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASS
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Altbayerische Monatsschrift

1906

Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern

Jahrg. 6 1906

In Kommission der
J. J. Lentner'schen Buchhandlung (Ernst Stahl jun.)
in München.

1584
.154
.12 Jahrg. 6

Printed in Germany

Inhalt.

I. Aufsätze und größere Mitteilungen.

Seite

Die Anfänge des bayerischen Königtums. Von Geheimrat Dr. Gareis 3
Dalberg und Bayern. Von Dr. Hausenstein 8
Eine vergessene altbayerische Residenz. Von Georg Schindlbeck 13
München und die Kunst vor hundert Jahren. Von Joseph Kirchner 18
Zur Centenarfeier des bayerischen Königshauses. Von J. V. Kull 23
Eine Kordons-Dislokations-Ordre vom Jahre 1802. Von Georg Vogl 28
Vaterländische Dichtungen zur Königsproklamation von 1806. Von Theodor Nißle . 31
Des Historienmalers Wilhelm Lindenschmit, des Aelteren, Jugend und Bildungszeit bis zur Darstellung der Sendlinger Bauernschlacht an der St. Margarethenkirche zu Untersendling. Von Lindenschmit 37
Verunglimpfungen des baierischen Volksstammes in früherer Zeit. Von Dr. Ludwig Steinberger 93
Unbekanntes Wappen. Von Herrn de Lorme 97
Der Handwerksgeselle. Von Theodor Nißle 98
Aus unserer Vereinssammlung III. Von Dr. F. Weber 102
Der Solidus oder Schilling in Bayern. Von J. V. Kull 106
Ueber Wehranlagen im Isartal. Von Johann Linde 109
Beiträge zur Geschichte Max Emanuels. Von Frh. v. Ow 113
Ausgrabungen und Funde in Oberbayern im Jahre 1906. Von Dr. F. Weber . . . 125
Stimmungsbilder aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges (1704 und 1705). Von Max Schlickinger 135
Einige Bemerkungen zu Apians Karte von Bayern vom Jahre 1568. Von Wilhelm Beck 143
Ein Wiedertäufer-Begräbnis am Starnberger See. Von Frau Maria Kronenbitter . 149
Ueber einen unterirdischen Gang bei Fürholzen im Bezirksamt Freising. Von J. Wenzl 151
Die Schaumünzen des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld-Zweibrücken. Von J. V. Kull 153

II. Chronik und kleine Mitteilungen.

Mitteilungen aus den oberbayerischen Ortsvereinen 90, 121, 155
Chronik 92, 124, 159
Vereinsversammlungen 161

504521

III. Illustrationen.

Seite

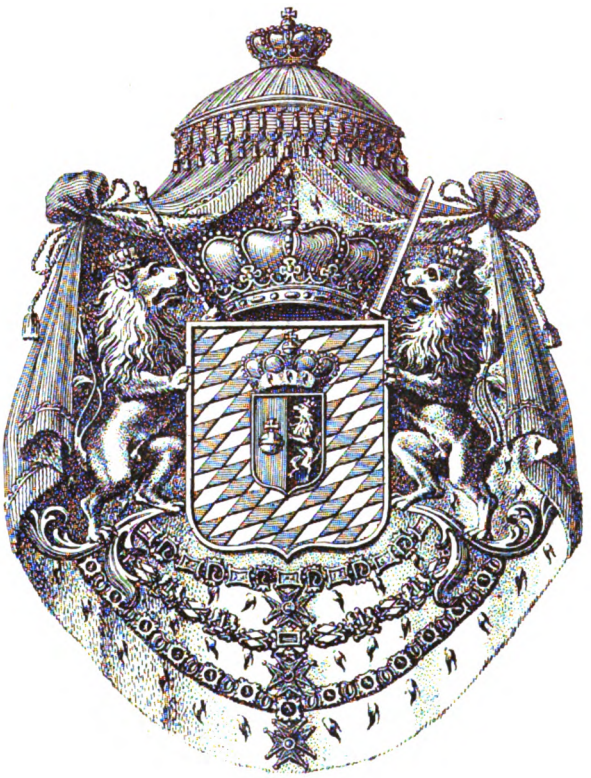
1. Das bayerische Wappen, entnommen dem Königlich-Bayerischen Regierungsblatt, 1. Stück, 1. Jänner 1806 1
2. Regensburg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (aus Gumpelzhaimers Geschichte Regensburgs IV) 7
3. Dalberg (nach einem Steinrelief im Besitze des fürstl. Taxisschen Archivrates Herrn Will †) 9
4. Dalberg (Relief im Besitze des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg) 11
5. Medaille von 1806 auf die Annahme der Königswürde 24
6. Dukaten von 1821 mit Prospekt von Speier 24
7. Taler vom Regierungsantritte König Ludwig I. 25
8. Geschichts-Doppeltaler auf den Verfassungseid König Maximilian II. 25
9. Vereinsmünze von 1858 26
10. Vereinstaler von 1866 26
11. Plakette von 1904 27
12. Vignette aus „Geschichtserzehlung" 1791 30
13. Porträts von Pfalzgräfin Maria und Pfalzgraf Max mit Prinz Ludwig 31
14. Untersendling nach dem Plane vom Jahre 1809 37
15. Selbstporträt W. Lindenschmits von 1824 42
16. Urbild des Rübezahl 45
17. Lindenschmit überschreitet die Salza 54
18. Sennerin von der Wildalm 55
19. Franz Senfder, Gasler von Leisach 58
20. Anton Hall aus Passeir 60
21. Steirischer Holzknecht 62
22. Frauenlobs Begräbnis 64
23—24. Kopf der Lisbeth. — Hand mit dem Laternchen 66
25. Kopf des Fust 75
26. Hirte aus dem Dux 76
27. Gruppe mit dem toten Fust 78
28. Rolands Heldengröße 82
29. Hauptgruppe aus der „Schlacht bei Giengen" 87
30. Ein Votivbild aus dem Kriegsjahre 1743 91
31. Wallfahrtskapelle im Stanhartinger Forst 91
32. Hans Trennbeckh aus „Westenrieder, histor. Calender 1787 92
33. Abbildung deß zu München abgehaltenen Freidenschiessen 1786 94
34—36. Aufnahme von prähistorischen Fundgegenständen . . . . . 102—104
37. Stiftung des Klosters Raitenhaslach aus Mon. Boic. vol. III 106
38—39. Abbildungen von Solidi 107
40. Vignette aus Mon. Boic. vol. III 108
41. Kopfleiste 109
42. Titelkupfer aus Mon. Boic. vol. X 112
43—44. Abbildungen der Ruine Haltenberg 122
45—46. Ein Marterl aus dem Jahre 1704 123
47—52. Aufnahme von prähistorischen Fundgegenständen 129, 130, 131, 132, 133
53. Vignette aus Mon. Boic. vol. I 134
54. Vignette aus „Apparatus funebris" Monachii 1745 142
55—57. Ausschnitte aus Apians „Bayerische Landtaflen" München 1566 . . . 143, 145, 147
58. Der Starnberger See 149
59. Familienbild des Ignatius Ratenhuber von 1795 151
60. Vignette aus Mon. Boic. vol. IV 152

61. Avers der Medaille von 1739 153
62—63. Münzabbildungen 154
64. Siegel des Klosters Gars, aus Mon. Boic. vol. I 155
65—66. Abbildungen zweier Türme der Stadtmauer von Schrobenhausen 156
67. Die beiden Römersteine in Epfach 157
68. Madonna aus Wals 158
69—70. Zwei Bilder aus dem „Historischen Taschenbuch für 1803 und 1804“ von Lorenz Westenrieder 161, 162
71. München aus „Das Neueste von der Zeit“ 1706 163

IV. Autorenverzeichnis.

Wohnort, soweit nicht angegeben: München.

Beck Wilhelm, Oberst a. D. 133
Gareis Dr., Geheimrat, k. Universitätsprofessor 3
Hausenstein Dr. 8
Kirchner Joseph, Schriftsteller 18
Kronenbitter Frau Maria 149
Kull, J. V. 23, 106, 153
Linde Johann, k. Bauamtmann a. D. 109
Lindenschmit, Schriftsteller 37
de Lorme, Carlshafen a. d. Weser 97
Rißle Theodor 98
Ow Anton Freiher v., K. Kämmerer, K. Bezirksamtmann a. D., Regensburg 113
Schindlbeck Georg, Pfarrer in Neuching † 13
Schlickinger Max, Lehrer in Mattighofen, O.-Oest. 135
Steinberger Dr. Ludwig 93
Vogl Dr. Georg, Gymnasial-Assistent, Straubing 28
Weber Dr. F., K. Oberamtsrichter a. D. 102
Wenzl J. K., Gymnas.-Professor in Freising 151



Königlich-Baierisches

Regierungsblatt.

I. Stück. München, Mittwoch den 1. Jänner 1806.

Wir Maximilian Joseph,

von Gottes Gnaden König von Baiern, des heil. römischen Reichs Erzpfalzgraf, Erztruchseß, und Kurfürst.

Durch die unerschütterliche Treue Unserer Unterthanen, und die vorzüglich bewiesene Anhänglichkeit der Baiern an Fürst und Vaterland, hat der baierische Staat sich zu seiner ursprünglichen Würde emporgehoben. Wir haben Uns daher entschlossen, zur Begründung der Unabhängigkeit der uns von der Vorsehung anvertrauten Nation, den dem vormaligen Beherrscher derselben angestammten Titel eines Königs von Baiern anzunehmen, und diesen Entschluß durch eine feyerliche Proklamation heute öffentlich in Unserer Residenzstadt bekannt machen zu lassen.

Unsere feyerliche Krönung und Salbung haben Wir auf eine günstigere Jahreszeit vorbehalten, welche Wir in Zeiten öffentlich bekannt machen werden.

München, den 1. Jänner 1806.

Max Joseph.

Freyherr von Montgelas.

Auf königlichen allerhöchsten Befehl.
von Flad.

Mit den königlichen Worten, deren typentreuen Abdruck diese Zeitschrift heute voranstellt, wird ein Wendepunkt in der Geschichte unseres geliebten bayerischen Vaterlandes bezeichnet: es ist nicht der Königstitel allein, was diesen Wendepunkt erkennen läßt, — weit mehr sind es das ausgesprochene Ziel der äußerlichen Aenderung und die ausgesprochene Begründung derselben: ein neues Staatsleben soll beginnen, und ermöglicht soll dies sein und werden durch die Treue des Volkes, und in der Tat hat ein neues Staatsleben mit jener Zeit begonnen, und treu hat sich das Bayernvolk den Bestrebungen seiner Herrscher, das veraltete Staatswesen, das konfessionell abgeschlossene Kurfürstentum in einen modernen königlichen Staat, der sich die Pflege der Volkswohlfahrt, der Volkswirtschaft, der Wissenschaften, der Kunst und der Volkswehrkraft zur eigenen Aufgabe stellt, in das paritätische und konstitutionelle Königreich umzuwandeln und als solches fest und sicher zu stellen, hingebend angeschlossen. Festgewachsen sind seitdem die dem altbayerischen Stammland um jene Zeit angefügten ehemals fränkischen und schwäbischen Gebietsteile des jungen Königreichs, dessen Politik, sobald es erstarkt, nicht mehr durch undeutsche Faktoren aus Ost und West wesentlich beeinflußt ward, und zu neuem Leben sind Wirtschaft und Verkehr, Kunst und Wissenschaft seitdem blühend emporgediehen, im Schutze der neuen Verhältnisse und nun auch des neuen deutschen Bundes. Zwar nennt die Proklamation noch die alten Titel, die Bayerns Herrscher im alten Reiche zukamen — des heil. römischen Reiches Erzpfalzgraf, Erztruchseß und Kurfürst, denn noch bestand — dem Namen nach — das alte Reich und die bayerische Kurfürstenstellung. Dem würde der bayerische Königstitel keineswegs widersprochen haben, aber es nennt die Königsproklamation auch schon das Schlagwort der neuen Verhältnisse, begründet diese volkstümlich, und knüpft an Geschichtliches an, das schon lange *vor* dem abgestorbenen heiligen römischen Reiche deutscher Nation zur Ehre des Bayernstammes gewesen.

Dieses Geschichtliche zu betrachten, möge als eine zeitgemäße Aufgabe innerhalb eines bayerischen historischen Vereins angesehen werden. Bayern hat sich, das hebt die königliche Proklamation vom 1. Januar 1806 rühmend hervor, zu seiner *ursprünglichen* Würde emporgehoben, und sein Staatshaupt hat sich nach derselben feierlichen Erklärung entschlossen, den dem vormaligen Beherrscher des bayerischen Volkes *angestammten* Königstitel anzunehmen.

Nach dem Stande der damaligen Geschichtsforschung, folgend der Lehrmeinung von Veit Arnpeck, von Aventin und auch noch der des Lorenz von Westenrieder,[1]) mußte man wohl noch von der keltischen Abstammung der Bayern als Boier ausgehen, und boiische Könige für die früheſt bekannten Herrscher der Bayern halten; möglich auch, daß man an gotische Abstammung der Bayern dachte oder an eine Mischung von gotischen und verwandten Stämmen; und möglich ist auch, daß man an die in einzelnen Ueberlieferungen unter dem Königstitel auftretenden Agilolfinger allein dachte, — wie dem auch sei, die neuere und neueſte Forschung hat die Annahme einer gotischen wie die einer keltischen Abstammung der Bayern völlig aufgegeben,[2]) aber deshalb braucht die Frage, ob Beherrscher des bayerischen Volkes als solche den Königstitel geführt haben, so daß man diesen Titel im Jahre 1806 als „angestammt" und die Königswürde eines bayerischen Staatshauptes als „ursprünglich" bezeichnen könne, weder unbeantwortet gelassen noch verneint zu werden. Im Gegenteil: die so gestellte Frage kann nach dem Stande der neueſten Geschichtsforschung erst recht *bejaht* werden.

Denn die *Markomannen*, dieses kühne,

---

[1]) Westenrieder schreibt in seinen „Beiträgen zur vaterländischen Historie ꝛc." (1788) Bd. I S. 75: „Ich wenigstens will dieses und alles eher zugeben, als daß ich mich bereden lassen sollte, daß die heutigen Bayern diesseits der Donau aus Böhmen herstammen, die von den jenseits wohnenden Narisiis, Hermelausis und den übrigen Bojis marcomanis (sic!) in der Provinzialmundart und ganzer Lebensart sehr unterschieden sind, und unmöglich Abkömmlinge einer Nation sein können." — Ueber die Keltenhypothese s. Sigmund *Riezler* Geschichte Baierns, Bd. I S. 12ff., u. die dort angegeb. Lit., ferner Felix *Dahn*, Die Könige der Germanen Bd. IX 2. (1905) S. 2ff. u. a. a. O.

[2]) Ueber die Gotenhypothese v. F. Dahn a. a O. S. 7ff. *Riezler*, a. a. O. S. 15.

ſueviſche Volk, von welchen abzuſtammen die Bayern, wie heutzutage von Niemanden mehr bezweifelt wird,[1]) ſich rühmen dürfen, haben zu allen Zeiten ihres Auftretens in der Geſchichte ſchon Könige gehabt. Von Königen waren ſie geführt, als ſie ſich der römiſchen Umklammerung entzogen, und die Gegenden einnahmen, die vordem von keltiſchen Boiern bewohnt waren, das heutige Böhmen, ſchon etwa im Jahre 4 vor Chriſti Geburt;[2]) ein Markomannenkönig wird für einen gefährlicheren Feind Roms gehalten als Pyrrhus und Antiochus einſtens geweſen,[3]) — Marbod; unter Königen bekriegen die Markomannen von 165 bis 181 das römiſche Kaiſerreich in furchtbaren, für ſie vielfach glücklichen Schlachten; „fort und fort bewahrt das Volk ſein Königtum; zwei Jahrhunderte ſpäter begegnet eine Königin der Markomannen, Fritigil, — und wieder hundert Jahre ſpäter, da das Volk mit eigenem Namen zum letztenmale (451) erſcheint, ſteht es zwar unter der Herrſchaft Attilas, aber immer noch unter eigenen Königen.“[4]) Ein halbes Jahrtauſend hindurch währt dieſes markomanniſche Königtum, — es wird mit zunehmender Sicherheit ja angenommen, daß der Germanenführer, welchen J. Cäſar von Galliens Grenzen mühſam abgehalten hat, Arioviſt, ein König der Markomannen oder wenigſtens eines Gaues der Markomannen war,[5]) etwa 70 Jahre vor Chriſti Geburt. Sollte nun dieſes Volk, als es um das Jahr 500 auf der Linie zwiſchen Paſſau und Wien über die Donau ging und in das heutige Oberöſterreich und Nieder- und Oberbayern einwanderte, der gewohnten Führung, eines königlichen Führers entbehrt haben? Kann man annehmen, daß es, etwa 50 Jahre nach dem unter Königen gewagten Zuge nach Gallien, nun, als es galt, ſich feſte Wohnſitze innerhalb der Marken römiſcher Donau-Provinzen zu gewinnen, ohne Könige ſich deſſen unterfangen habe? Aller germaniſchen Uebung und Ueberlieferung würde eine ſolche Annahme widerſprechen; gerade im Kampfe um Land und beim Einzug in dieſes bedarf das Volk der machtvollen einheitlichen Führung, und darum möchte man doch wohl annehmen dürfen, daß das Bayernvolk unter einem Volkskönig — nicht unter mehreren Gaukönigen — die Donau überſchritt.[6]) Und daraus dürfte ſich denn vielleicht entnehmen laſſen, daß der von Paulus Diaconus[7]) überlieferte Königstitel des erſten agilolfingiſchen Herrſchers, Garibald I., nicht auf eine bloße Verwechslung oder Gleichſtellung der Worte rex mit dux zurückzuführen iſt, ſondern auf die Annahme der verlängerten Fortdauer dieſer Titelführung in Zeiten hinein, in denen die Bajuvaren zwar immer noch ihren ſtammeigenen Monarchen haben, dieſer aber über ſich den Frankenkönig anerkennt, der natürlich den Titel rex für ſich in An-

[1]) Die Herkunft der Bayern von den Markomannen nachgewieſen zu haben, iſt vor Allem der Verdienſt von Zeuß (ſchon 1839); für die markomanniſche Abſtammung treten ferner ein: Gengler, Baumann, Büdinger, Wittman, Riezler, Felix Dahn u. a. Lit. ſ. bei Riezler Bd. I S. 11 ff. und Felix Dahn Bd. IX 2. S.

[2]) Dahn a. a. O. S. 5.

[3]) Tac. ann. II 26, 62, 63; Dahn, Könige Bd. I S. 109.

[4]) Dahn, Könige Bd. I S. 111, 112, nach Historia miscella ed. Muratori scriptores rer. ital. lib. XV pag. 97.

[5]) S. Riezler, Geſchichte Baierns Bd. I S. 21. F. Dahn, Landnot der Germanen (Feſtſchrift für B. Windſcheid, 1888) S. 14; F. Dahn, Könige. Bd. IX. Abt. 2 S. 13.

[6]) Mit einer ſolchen Annahme ließe ſich die ſonſt völlig unerklärliche Tatſache leicht in Uebereinſtimmung bringen, daß nach der lex Baiuvariorum dem Agilolfinger-Geſchlecht das vierfache, dem Herzoge ſelbſt das fünffache Wergeld zukommt, auf welches mit Recht Gengler, Die altbair. Rechtsquellen uſw. S. 21 ff. aufmerkſam gemacht hat. In den im gleichen Volksrechte genannten und mit dem doppelten Wergelde der Gemeinfreien privilegierten fünf Adelsgeſchlechtern (Huoſi, Drozza, Fagana, Hahilinga und Anniona) dürfte man dann die Sippen von markomanniſchen Gaukönigen erblicken, die, wie Dahn (Könige IX 2 S. 116) ſagt, „in der Folge „mediatiſiert“ wurden, ſei es von den Agilolfingern, ſei es von den Franken bei Einſetzung dieſes Herzogsgeſchlechts.“ — Von dem Eintreffen der Markomannen im heutigen Bayern und Oeſtreich an heißen ſie „Männer aus dem Boierland“, es mögen auch beide Bezeichnungen noch nebeneinander vorgekommen ſein. Dahn, Könige Bd. IX 2 S. 3. Riezler Allg. Ztg. 1905 Beil. S. 203. Nicht unmöglich möchte auch ſein, daß eine Zeit lang eine Ueberſetzung des Namens geführt wurde, die zu der weiteren Ueberſetzung „coronati viri“ führte, die ſich in demſelben Pergamentheft überliefert findet, welches das Weſſobrunner Gebet enthält.

[7]) Paulus diaconus, de gestis Langobardorum III 10, 29, IV 7.

ſpruch nimmt; denn freilich: ſchon in der Mitte des ſechſten Jahrhunderts ſteht das Staatsoberhaupt der Bajuwaren (der Männer aus Böhmen, wie die Markomannen nun hießen) in einem nicht näher bekannten Abhängigkeitsverhältniſſe zum Frankenkönige; und das ſchien und ſcheint ſelbſtverſtändlich, daß das Oberhaupt der Bajuwaren dann nicht mehr den Königstitel, ſondern den eines Herzogs führt, der ja, — im Gegenſatze zu dem nie bei übertragener, ſondern nur bei eigener Herrſchaft gebrauchten Königstitel, — auch dem beauftragten Herrſcher zukommen konnte. Kein volles Jahrhundert ſpäter — ſofort nach König Dagoberts Tod (638) — ſteigt die Machtſtellung der Agilolfinger — gegenüber der zunehmenden Schwäche des merovingiſchen Königtums — bis zur Selbſtſtändigkeit: faſt hundert Jahre lang, bis zu Karl Martells Kampf mit Grimoald, findet ſich keine Spur von irgend welcher Unterordnung unter das Frankenreich.[1]) Dann aber als das kraftvolle Geſchlecht der Arnulfinger ſich zum fränkiſchen Königtum erhebt, iſt kein Raum mehr für ein ſelbſtändiges Königtum der Bayern: das Herzogtum der letzten Agilolfinger iſt aber darum doch keine bloße Provinz des Frankenreiches; es iſt bezeichnend, daß bei der Amtsteilung von 741 unter Karl Martells Söhnen, Karlmann, der Auſtraſien, und Pipin III., der Neuſtrien zugeteilt erhielt, Bayern garnicht erwähnt wird, es war eben nur ein föderativ angegliederter, ein halbſouveräner Staat.[2]) Dies änderte ſich freilich zeitweiſe in Kämpfen und nach dem Sturze des letzten Agilolfingers, damals ward aus Bayern in der Tat eine von einem fränkiſchen Präfekten auftragsgemäß verwaltete Provinz. Aber ſofort nach der Reichsteilung von Verdun (843) erhob ſich dieſe „Provinz" zu einer ſolchen Bedeutung, daß der ganze deutſche Teil der ehemaligen Karolingiſchen Monarchie geradezu nach ihm benannt und der ihn regierende Karolinger amtlich als ſolcher rex Baioariorum geheißen ward[3]): Bayern iſt der Kern des oſtfränkiſchen Reiches, des Deutſchen Reiches geworden und die alte bayeriſche Herzogsſtadt Regensburg eine königliche Reſidenz. „Mit Ludwig, dem Sohne Ludwigs des Frommen, beginnt eine Reihe von Karolingern, die man die baieriſchen nennen darf, da ſie in Baiern den Schwerpunkt ihrer Macht und zunächſt den Wohnſitz hatten. Drei derſelben, Karlmann, Arnulf und Ludwig das Kind, ſind überdies in Baiern geboren und erzogen; alle 4, mit Ausnahme des letzteren, ſtammen von mütterlicher Seite aus bairiſchem Blut. Indem dieſe Fürſten, die das Land gleich einheimiſchen betrachteten, von Baiern aus die Herrſchaft über alle deutſchen Stämme gewannen, ward am ſicherſten der Gefahr vorgebeugt, daß Baiern mit dem Zerfalle des Weltreichs Karl des Großen ſeine Geſchichte von der der deutſchen Bruderſtämme trennte."

Auch nach dem Zerfall des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, dem Bayern vom Abgange jener königlichen Karolinger an bis zum Ausgange dieſes Reiches ſelbſt als Herzogtum und dann als Kurfürſtentum angehörte, hat Bayern ſein Geſchick nicht von dem der deutſchen Bruderſtämme getrennt; Mitglied des deutſchen Bundes und des deutſchen Zollvereins und nun des deutſchen Reiches erfüllt es ſeine Pflichten als der zweitgrößte Bundesſtaat des letztern in deutſcher Treue. Der politiſche Akt von 1806 hat ſich bewährt: das Jahrhundert, welches ihm folgte, war ein glückliches: das Königreich ſteht da als ein lebenskräftiger Staat. Unter ſeinen Königen iſt das Bayernland zur Einheit ſeiner geſchichtlichen Elemente, zur Blüte und zum modernen Staat emporgediehen; kraftvoll iſt unter jedem der Könige an ſeiner Hebung im idealſten Sinne gearbeitet worden, und immer feſter iſt unter ihnen das Band geworden, das die Herrſcher mit dem Volke verknüpft, die Bayern mit den Wittelsbachern. Und

---

[1]) Dahn, Könige IX 2 S. 39, Urgeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker, Bd. III S. 646—718.

[2]) Dahn, Urgeſchichte Bd. III S. 828. Breiſig, Jahrbücher, 1869, S. 101, auch Riezler Bd. I S. 313. Daß das Capitulare de villis Karls d. Gr. nicht für Bayern galt, ſ. Gareis, Bemerkungen zum Capitulare de villis in der Feſtſchrift zu Konrad von Maurers 70. Geburtstag, S. 238, 239.

[3]) Ueber die königliche Regierung der letzten Karolinger in Bayern ſ. Riezler Bd. I S. 189 ff., 194 ff., 197 („Ludwig von Baiern"), 204 (ſein altes Königreich Baiern), 224 u. a.

welches Bayernherz ſchlüge nicht lebhafter und freudiger, wenn dankbar des greiſen aber jugendkräftigen und unermüdlichen Fürſten gedacht wird, in deſſen Händen heute die Regierung unſeres bayeriſchen Vaterlandes liegt, die er mit königlichem Sinn, mit vollem Verſtändnis für die Zeit, als ein wahrhaft deutſcher und bayeriſcher Fürſt führt! Deſſen gedenkt heute mit beſonderer Dankbarkeit auch der Verein, dem dieſe Spalten gehören, der Hiſtoriſchen Verein von Oberbayern, der ſich rühmen darf, unter Seinem Protektorate arbeiten zu dürfen für Erforſchung und Verſtändnis der Geſchichte unſeres bayeriſchen Vaterlandes.

München, 1. Januar 1906.

Dr. Karl Gareis,
I. Vorſtand des Hiſtoriſchen Vereins von Oberbayern.

Regensburg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (aus Gumpelzhaimers Geſchichte Regensburgs IV).

Dalberg und Bayern.

Zur Entſtehungsgeſchichte der ſtaatlichen Selbſtändigkeit des jungen Königreichs.

Von Dr. Wilhelm Hauſenſtein.

Karl von Dalberg iſt von jeher zu den Protagoniſten des Rheinbunds gezählt worden. Es iſt faſt überflüſſig daran zu erinnern, daß jener wegen ſeiner Haltungsloſigkeit in der äußeren Politik und ſeiner bedingungsloſen Selbſtauslieferung an Napoleon aufs Heftigſte und bis zur Ungerechtigkeit angegriffen worden iſt. Gegenüber der üblichen Kritik iſt es der Mühe wert, das Problem des Menſchen Dalberg von einem rein pſychologiſchen Standpunkt zu erörtern. Dann iſt Dalbergs literariſche Tätigkeit, ſeine Verbindung mit den glänzenden Geiſtern ſeiner Zeit und nicht zuletzt ſeine Arbeit auf dem Gebiet der Staatsverwaltung in ſorgfältige Betrachtung zu ziehen. Damit werden neue Materialien auch zur ſittlichen Beurteilung der Perſönlichkeit herangetragen.

Wenige Daten mögen die Geſchichte Dalbergs andeuten. Dalberg wurde am 8. Februar 1744 geboren. Kaum fünfzehnjährig bezog er die Univerſität; nach Vollendung wenig gründlicher juriſtiſcher und theologiſcher Studien trat er in den kurmainziſchen Staatsdienſt und empfing von der aufgeklärten Verwaltung, deren ſich der Kurſtaat unter Joſeph Emmerich von Breidbach erfreute, einen entſcheidenden Eindruck. Im Jahre 1772 übernahm er als Statthalter die Verwaltung der kurmainziſchen Exklave Erfurt; von hier aus trat er in enge Beziehung zu dem aufgeklärten Hof von Gotha und zu dem literariſchen Kreiſe von Weimar. Im Jahre 1787 erhielt er die Koadjutorie des Erzſtifts und folgte dem Kurfürſten Friedrich Karl von Erthal im Sommer des Jahres 1802 in der

Regierung. Der Kurstaat war dazumal zum großen Teil bereits in französischen Händen; der Reichsdeputationshauptschluß konstituierte durch den 25. Paragraphen einen neuen Kurstaat aus dem „Fürstentum" Aschaffenburg, dem aus der Reichsstadt Regensburg und dem immediaten Bistum gleichen Namens gebildeten „Fürstentum" Regensburg und der „Grafschaft" Wetzlar. In der rheinischen Bundesakte vertauschte Dalberg die Würde eines Kurfürsten und Erzkanzlers des römischen Reichs mit der des Fürsten Primas der rheinischen Konföderation; die Reichsstadt Frankfurt wurde dem Primatialstaat einverleibt. Durch einen mit dem Kaiser der Franzosen unterm 16. Februar 1810 abgeschlossenen Staatsvertrag verzichtete der Primas zu Gunsten Bayerns auf das regensburgische Gebiet; der Primatialstaat wurde vergrößert und konsolidiert und als Großherzogtum Frankfurt proklamiert. Als die Katastrophe über Napoleon hereinzubrechen begann, zog sich Dalberg von allen weltlichen Geschäften zurück; in der Metropole seiner Erzdiözese, zu Regensburg, widmete er den Rest seines Daseins einer priesterlichen Lebensführung.

An diesem Orte kann die Frage aufgeworfen werden, in welchem Verhältnis Dalberg zur bayrischen Regierung gestanden sei? Ich suche dies Verhältnis nach drei Gesichtspunkten zu erläutern. Dalberg war Fürst von Regensburg, politischer Primas des Rheinbundes und Metropolit der deutschen katholischen Kirche. Aber die Gesichtspunkte selbst bedürfen der Rechtfertigung.

Man gedenkt gegenwärtig der Begründung des Königreichs Bayern. Die Historie hat hier durch entwicklungsgeschichtliche Betrachtung eine Aufgabe zu erfüllen. Diese Betrachtung zergliedert sich, soweit sie die äußere Politik betrifft, leicht in drei Fragen: die Frage nach der territorialen Entwicklung des Königreichs, die nach seiner völkerrechtlichen Stellung, endlich die nach seiner auswärtigen Kirchenpolitik. Ich will diese Fragen keineswegs erschöpfend behandeln, sondern aus dem Umkreis spezieller Studien heraus einen kleinen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen liefern. Vielleicht wird es möglich sein, den Dingen, von denen hier die Rede sein soll, typische Züge zu entnehmen, die ihnen eine höhere geschichtliche Bedeutung verleihen können.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß wurde Dalberg in das Centrum der bayrischen Staaten versetzt. Der Kurfürst, der zu Regensburg residierte, war durch seine staatsrechtliche Stellung im Reichsverband dem bayrischen Kurfürsten nicht nur ebenbürtig, sondern in gewisser Hinsicht sogar übergeordnet. Die Stellung der Reichsstadt und des Fürstbischofs war mit der des ersten Kurfürsten in keiner Weise zu vergleichen. Es war der Fürst von Regensburg, dem die politische Primatie des Rheinbunds, allerdings ein Vorzug von fragwürdiger Bedeutung, eingeräumt wurde. Durch die päpstliche Bulle vom 1. Februar 1805 wurde die im Reichsdeputationshauptschluß vorgesehene Übertragung des Mainzer Stuhles auf die Kathedrale von Regensburg mit kirchenrechtlicher Gültigkeit ausgestattet. In diesen Tatsachen verbarg sich eine Reihe von Schwierigkeiten, die hier darum interessieren, weil sie mitten in den Kampf zwischen alten und neuen Staatsformen hineinführen und darum durchaus der Entstehungsgeschichte des Königreiches Bayern angehören.

Gediegene Untersuchungen haben das mittelalterliche Verhältnis der Stadt Regensburg zu Bayern herausgearbeitet. Regensburg ist ursprünglich bayrische Stadt und den Stammesherzogen ergeben. In der Blütezeit des karlingischen und ottonischen Imperialismus wird es königliche und kaiserliche Stadt; es wird dem Einfluß der Herzoge entzogen. Kaiserliche Vergabung teilt die Hoheitsrechte zwischen dem Burggrafen, dem Stellvertreter des Reichsoberhaupts, und dem Bischof von Regensburg. Ende des 12. Jahrhunderts wird die Burggrafschaft den bayrischen Herzogen aus dem wittelsbachischen Hause durch kaiserliche Erbbelehnung übertragen. Im 13. Jahrhundert beginnt die städtische Handelsbürgerschaft über den überkommenen Rechtszustand hinauszustreben; teils auf dem Rechtswege, teils usurpativ eignet sie sich die Hoheitsrechte in der Stadt beinahe im vollen Umfang an. Unbemerkte Wandlungen verfassungsrechtlicher Begriffe geraten der Bürgerschaft zum Nutzen; die Reichsunmittelbarkeit, eine entwicklungsgeschichtliche Tatsache, wird dem allgemeinen

Rechtsbewußtsein allmählich geläufig. Vergeblich trachtet Herzog Albrecht IV. von Bayern die Reichsstadt durch Berufung auf alte Rechtstitel und durch Gewalt zu mediatisieren; der Versuch gelingt nur für die Dauer weniger Jahre. In einem förmlichen Veräußerungsvertrag beraubt der Herzog sich und seine Nachfolger der burggräflichen Gerechtsamen zu Regensburg. Seit dem Jahre 1663 ist Regensburg der Sitz des deutschen Reichstags. Dennoch denkt Kurfürst Ferdinand Maria an die Revindikation der burggräflichen Hoheitsrechte. Karl Theodor trägt ein neues, staatsrechtlich einwandfreies Argument herzu: die pfälzischen Agnaten haben der Veräußerung der burggräflichen Rechte ihre Zustimmung niemals gegeben. Das gleiche Argument ist die Unterlage förmlich gestellter Rechtsansprüche Max Josephs; aber Dalberg lehnt die verstaubte Begründung der bayrischen Forderungen ab und stützt sich auf den tatsächlichen Stand der Hoheitsverhältnisse. Die Kontroverse, die mit allen Mitteln wissenschaftlicher Untersuchung des Rechtsbestandes geführt wird, gedeiht zum reichskammergerichtlichen Prozeß. Es erfolgt die Begründung des Rheinbunds; er proklamiert die Souveränität der Mitglieder gegeneinander und gegenüber der Reichskonstitution. Neue Verhandlungen zwischen Regensburg und Bayern dehnen sich ohne Ergebnis. Die Übergabe Regensburgs an Bayern führt das Ende der unerquicklichen Debatte herbei. Am 22. Mai 1810 wird die Stadt mit dem benachbarten Gebiet dem politischen Verbande wieder eingegliedert, dem sie tausend Jahre zuvor entzogen worden war. Thassilo ward von Karl dem Großen der herzoglichen Gewalt entkleidet und das Geschlecht Arnulfs, der König hieß, ward von Otto des Thrones beraubt; der neue fränkische Imperator erhebt den Fürsten der Bayern in die Reihe der Könige und gibt ihm die alte Hauptstadt zurück. So liebte eine pathetische Betrachtung der Geschichte sich auszudrücken.

Die Fürstbischöfe von Regensburg befinden sich beinahe in traditionellem Gegensatz zur bayrischen Regierung. Bald handelt es sich um Landeshoheits-, bald um Kirchenhoheitsrechte. Zur Zeit Dalbergs erscheinen diese Gegensätze in akuter Form und komplizieren sich durch ein Zusammentreffen merkwürdiger Umstände.

Die territoriale Verschmelzung der Stadt und des Bistums mit dem Königreich entsprach einem hervorragenden politischen Prinzip der zeitgeschichtlichen Entwicklung: jenem napoleonischen Prinzip, das der unendlichen landschaftlichen Zersplitterung Deutschlands ein Ende bereitete und Staaten schuf, die eine relative politische Selbständigkeit zu ertragen vermochten. Eine relative, denn die staatliche Gruppierung der Deutschen, die sich unter dem unmittelbaren Einfluß des Empire vollzog, war so beschaffen, daß die neuen deutschen Staaten sich notwendig auf der Grenzlinie zwischen föderalistischer und partikularistischer Politik bewegen mußten. Die territoriale Vereinigung des Fürstentums Regensburg mit Bayern erledigte indes nicht die Probleme, die sich aus der staatsrechtlichen und aus der hierarchischen Stellung des Fürsten Primas im Rheinbund ergaben. Die letztere stand sogar auch nach dem Ende der politischen Sonderexistenz des Fürstentums Regensburg in lokalem Zusammenhang mit der Regensburger Kirche.

Dalberg hat zwei französische Originalmanuskripte hinterlassen, die sich heute im Besitz des historischen Vereins von Oberpfalz

und Regensburg befinden. Das eine trägt den Titel „esquisse d' un statut fondamental pour la confédération du Rhin“ und ſcheint einige Monate nach der Begründung des Bundes entſtanden zu ſein. Das andere dürfte einer etwas ſpäteren Zeit angehören und behandelt das (Dalbergiſche) Projekt der Verlegung der Metropolitankirche nach Frankfurt am Main, wie überhaupt das Problem der Geſtaltung der kirchlichen Primatialgewalt im Rheinbund. In dieſen beiden Entwürfen ſind die beiden verfaſſungsrechtlichen Probleme des Rheinbundes enthalten: in Geſtalt poſitiver Geſetzesvorſchläge, die freilich niemals in Geltung kamen, und zwar deshalb nicht in Geltung kamen, weil die größeren Bundesſtaaten, an der Spitze Bayern, jeder verfaſſungsrechtlichen Organiſierung der rheiniſchen Konförderation widerſtrebten.[1])

Artikel XI der rheiniſchen Bundesakte beſtimmte folgendes: „Les époques où, soit la diète, soit un des collèges séparément, devra s' assembler, le mode de leur convocation, les objets qui devront être soumis à leurs délibérations, la manière de former les résolutions et de les faire exécuter, seront déterminés par un statut fondamental que Son Altesse Eminentissime le prince primat proposera dans un délai d' un mois après la notification faite à Ratisbonne, et qui devra être approuvé par les Etats confédérés; le même statut fondamental fixera définitivement le rang entre les membres du collège des princes.“

Wie Dalberg der hier geſtellten Aufgabe gerecht zu werden verſuchte, zeigt jene „Skizze“, wohl einer der älteſten Entwürfe dieſer Art, die Dalberg konzipiert hat oder haben mag. Ich gebe ſie im Wortlaut wieder; einige Stellen des ſehr ſchlecht geſchriebenen Konzepts ließen ſich nicht mit Sicherheit entziffern. „(Titre I) de l'assemblée de la diète et de ses collèges. (1) Les députés des Etats confédérés s'assemblent tous les ans à Francfort le lendemain des fêtes de Pâques. (2) La durée ordinaire des diètes est fixée a quinze jours. (3) L'hôtel de ville de Francfort est le lieu des séances. (4) Les objets d' un intérêt particulier de chaque collège sont mis en délibération par chaque collège; les objets d'un intérêt général de la confédération sont discutés dans la réunion des deux collèges; pour (ſteht par?) effet de cette réunion le duc de Nassau expose (?) en votant dans le collège des rois selon l' opinion qui résulte de la majorité du collège des princes. (Titre II) convocation. (1) La convocation des diètes annuelles et ordinaires se fait par une lettre circulaire du prince primat. (2) La convocation des diètes extraordinaires a lieu lorsque le prince primat reçoit à cet égard l'injonction (sic) de l'auguste protecteur de la confédération rhénane et qu' il communique aux Etats confédérés l' intention de Sa Majesté par une lettre circulaire. (Titre III) objets des délibérations. (1) La paix publique, l'administration de la justice, la sûreté du commerce et la liberté des cultes sont les objets dignes d'occuper la diète puisqu'ils se rapportent au bien général des Etats confédérés. (2) la paix publique étant troublée par des voies de fait qui privent le propriétaire de son droit de possession: le roi de Bavière rétablira l' ordre dans le midi des Etats confédérés; le roi de Saxe le rétablira dans le nord, lorsque la lésion d'une possession immémoriale est évidemment prouvée.[2]) Les députés de ces deux monarques feront part à la diète de ce qui s'est fait à cet égard, dans le courant de l'année. (3) Selon l'acte de la confédération article 9 toutes les contestations qui s' élèveront entre les Etats confédérés seront décidées par la diète de Francfort. Chacun des princes qui sont en contestation choisira un arbitre parmi les députés des Coétats; si les arbitres ne s'accordent pas? la pluralité des suffrages de la diète nommera l'année suivante (sic) un surarbitre qui décidera. Si les états médiatisés croient qu'une interprétation de l'article 27 de l'acte de la confédération soit nécessaire, ils pourront s'adresser à cet égard à la diète dont les conclusions seront préalablement soumises à l'approbation de l' auguste protecteur de la confédération

[1]) Vergl. hauptſächlich Karl Beck, zur Verfaſſungsgeſchichte des Rheinbunds. Mainz 1890.

[2]) Anſpielung auf Regensburg?

rhénane avant leur publication. (4) La sûreté du commerce et la prospérité des Etats exige qu'on n'érige pas des nouveaux péages, qu'on ne mette pas des entrées par des douanes nouvelles et qu'on ne hausse pas le prix des lettres; les plaintes à cet égard pourront être portées à la diète. (5) La liberté des cultes exige qu'on n'emploie aucun moyen d'intolérance qui puisse inquiéter les consciences. Les griefs contre toute innovation de ce genre peuvent être portés à la diète de la confédération. (Titre IV) formation des résolutions. (1) Les objets qui recourent (?) à la diète sont remis au prince primat. Son député les met en délibération dans la classe des rois; le député de Son Altesse le duc de Nassau les met en délibération dans la classe des princes. (2 durchstrichen) Lorsque les deux collèges sont d'accord, le représentant du primat forme la résolution qui reçoit la sanction, lorsqu'elle est formellement et expressément confirmée par le protecteur de la confédération. (3 ebenfalls gestrichen) Lorsque les deux collèges diffèrent d'opinion? l'auguste protecteur de la confédération rhénane décide. (Titre V) exécution. (1) La concorde et l'observation du pacte fédératif et du statut fondamental assureront et maintiendront le bonheur des Etats confédérés. (2) Si contre toute attention il naissoit (?) des troubles, des violations de propriété, des vexations, des actes d'intolérance, la diète nommeroit les confédérés chargés de donner au pacte de confédération et au statut fondamental la force coercitive nécessaire. (3) En dernier ressort l'auguste protecteur de la confédération rhénane est garant de toutes les mesures légalement coercitives (?) et sanctionées (?) (Titre VI) rang des membres du collège des rois et du collège des princes. (1) Le rang collégial selon lequel les Etats émettent (?) les votes, se détermine dans les deux collèges selon l'office (?) et la date de réception. (2) Le rang collégial ne peut préjudicier hors des séances de la diète au rang diplomatique antérieurement établi par les prérogatives ou la dignité des maisons confédérées."

Die bayrische Regierung hätte sich jedoch schwerlich darum, weil ihr der Primas in dem Statut eine Rolle zudachte, die mit dem süddeutschen Reichsvikariat der alten Verfassung eine verschwommene Ähnlichkeit hatte, für eine verfassungsrechtliche Organisation des Bundes gewinnenlassen. Die Politik des Ministeriums Montgelas drängte nach dem Ziel: Herstellung eines in jeglicher Beziehung autonomen Königreichs. Mit diesem Gedanken ließen sich nun allerdings auch die primatischen Aspirationen des Erzbischofs von Regensburg nicht vereinigen. Dalberg war nach der großen Säkularisation von 1803 für die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands auf Grund eines Reichskonkordates eingetreten und der Gedanke eines Rheinbundskonkordates ist ihm nicht fremd gewesen. Die bayrische Kirchenpolitik arbeitete mit aller Entschiedenheit für ein Landeskonkordat; sie war bereit einen bayrischen Landeserzbischof zu genehmigen, nicht aber einen außerbayrischen Metropoliten. Dalbergs Kirchenpolitik war konservativ; die bayrische Regierung aber hatte mit allen Traditionen der alten Reichsverfassung gebrochen. In ihrer Kirchenpolitik konnte sie nur bestärkt werden, wenn sie die spezielle Situation des Fürsten Primas ins Auge faßte. Der Pri-

matialſtaat war eben doch noch ein geiſtlicher Staat und ein Teil desſelben lag inmitten bayriſchen Gebiets. Bayern hätte die hierarchiſchen Pläne Dalbergs auch dann nicht unterſtützen können, wenn der Fürſt Primas auf rein geiſtliche Funktionen eingeſchränkt geweſen wäre.

Dalbergs Entwurf über die Geſtaltung der kirchlichen Primatialgewalt rechnet mit allerlei Möglichkeiten, mit denen Bayern ſich befreunden konnte, allein er rechnet auch mit dem Gedanken, daß ſich die Metropolitangewalt des Erzbiſchofs über die geſamte deutſche katholiſche Kirche erſtrecken werde; ſelbſtverſtändlich ſchließt der Fürſt Primas die preußiſchen und öſterreichiſchen, nicht aber die bayriſchen Staaten von ſeiner Hoffnung aus. Ich will aus dem Konzept Dalbergs die weſentlichen Stellen herausheben. „(Titre I) droits du pape. (1) La bulle de translation de l'ancienne église métropolitaine de Mayence à l'église de Ratisbonne reste provisoirement en vigueur. (2) Si Sa Majesté jugeoit convenable que Francfort devint le siège métropolitain, Elle est très humblement suppliée d'employer Sa puissante protection et Ses bons offices a cet égard auprès du saint siège. (3) Cette nouvelle translation seroit utile au siège métropolitain et primatial ecclésiastique parce qu'il jouiroit plus immédiatement de l'appui de l'auguste protecteur de la confédération rhénane par la proximité de la France. (!) (Titre III) droits du chapitre. (1) Lorsque le métropolitain primat ecclésiastique d'Allemagne (sic) décède et qu'il n'existe pas un coadjuteur avec droit de succession dans cette dignité ecclésiastique, le chapitre métropolitain élit un métropolitain primat ecclésiastique selon la bulle de Paris du 1 février 1805. (2) Si le choix de Sa Majesté l'empereur des français nomme une autre personne pour la direction de la diète de confédération conformement à l'article 12 du pacte de confédération: le nouveau prince primat jouira sans doute de la souveraineté de l'Etat confié au directeur de la confédération. (3) Dans ce cas il est à souhaiter que le métropolitain primat ecclésiastique jouisse (?) de la main (?) du siège métropolitain, qui serait (?) constituée sur une partie déterminée des domaines de l'Etat souverain primatial et pourroit s'élever (?) à cent mille florins de rentes annuelles. (4) Le chapitre métropolitain conserveroit sa dodation qui consiste: dans les possessions de l'ancien chapitre de Mayence situées dans la principauté d'Aschaffenbourg, dans la rente de douze mille florins assignée sur la poste de Francfort, dans les propriétés appartenantes à l'ancien chapitre de la cathédrale de Ratisbonne réuni [1]) au chapitre métropolitain établi [1]) dans l'Etat primatial du prince directeur de la confédération. (Titre III) droits de l'église métropolitaine. (1) Les droits et jurisdiction de l'église dont le prince primat est le métropolitain seront conservés relativement au clergé d'Allemagne sous les auspices de l'auguste protecteur de la confédération rhénane dont il recevra la confirmation. (2) Les droits de primatie sont (a) de convoquer et de présider les conciles nationaux, (b) de rappeler aux évêques et aux archévêques en cas de nécessité leurs devoirs touchant la doctrine de la foi et la morale chrétienne, (c) d'être le médiateur et le juge des différends entre les suffragants et leurs métropolitains, (d) de former le degré intermédiaire entre l'épiscopat de son district et le chef universel de l'égise, (e) de faire le point de réunion entre le pouvoir spirituel de l'église et le pouvoir politique des membres et de l'auguste protecteur de la confédération rhénane. (Titre IV) droits des sujets. Le prince primat supplie Sa Majesté d'accorder que . . (d) les parties qui composent l'Etat primatial politique soient réunies en un ensemble qui reçoive une constitution proportionellement conforme à celle du royaume de Westphalie, (e) que le code Napoléon soit adopté comme droit subsidiaire."

So Dalberg. Seine politiſche Geſinnung hatte zwei anſcheinend gänzlich unvereinbare Elemente: Konſervatismus auf der einen, Bonapartismus auf der andern Seite. Aber Dalberg hat Napoleon gänzlich mißverſtanden, indem er glaubte oder glauben wollte, den Imperator für den friedlichen Zweck ehrlicher

[1]) hypothetisch.

und wohlmeinender Protektion des deutschen Westens gewinnen zu können. Er wollte sich nicht eingestehen, daß der Rheinbund nun eben einmal eine revolutionäre Tatsache sei; er bestrebte sich, ihr ein legales Aussehen zu verleihen. Daher ein Entwurf wie jenes Fundamentalstatut. Die bayrische Politik faßte die Situation so auf, wie sie war. Sie war sich des revolutionären Charakters der Zeit bewußt und suchte sich in ihr nach Möglichkeit durchzusetzen. Es war ein Fehler des Verstandes und der Moral, daß Dalberg bei Napoleon suchte, was bei diesem nicht zu finden war. Dalbergs Gedanken von Verfassung des Rheinbunds und kirchlichem Primat sind nicht Wirklichkeit geworden, aber sie sind lehrreich: ex oppositis elucet veritas.

Eine vergessene altbayerische Residenz.

Von Georg Schindlbeck.

Ein Jahrhundert her führt unser Vaterland den stolzen Königstitel. Und doch ist's keine Rangerhöhung, vielmehr nur eine Rückgabe uralten Namens, eine Wiedererhebung, dürfen wir anders alten Schriftstellern Glauben beimessen.

So weiß der gelehrte Kanonikus Resch in seinen Brixener Jahrbüchern zu berichten (Saec. VIII not. 523), daß einheimische Chronisten dem letzten Agilolfinger Tassilo II. den Königstitel beilegen, ja daß nach Hund Metrop. Salisb. selbst König Heinrich anno 1077 von Tassilo als König spricht: Thessalo Rex Chiemensem substituit et fundavit Ecclesiam. Resch scheint geneigt, das Attribut des Königsnamens mit dem Ringen Tassilos um die bayrische Selbständigkeit zu vereinen; er weist dabei hin auf Garibald und Karlmann, die vom selben ehrgeizigen Streben erfüllt, (eadem ambitione) im 6., bezw. 9. Jahrhundert den Königsnamen führten. Auch der seit Welser vielzitierten Grabschrift Tassilos müssen wir gedenken:

Tassilo dux primum, post **Rex**, Monachus sed ad imum
Conditur hac fovea, quem pie Christe bea!

Wenig rühmlich ist es, wenn der bayerische Geschichtsschreiber Aventin (annal. IV. 329) unseren Fürsten, da sein Schicksal ihn erreichte, nur einen regulus, ein Königlein, so einen Duodezfürsten, benamset. Was alles zusammengeholfen hat, Tassilos längst beschlossenen Sturz herbeizuführen, das zu untersuchen liegt außerhalb unserer Arbeit; mit den Mitteln, dieses sein Ziel zu erreichen, war der große Karl ja nicht gerade wählerisch gewesen.[1]) Aber eine Herabsetzung liegt in dem „regulus": weit eher verdient Tassilo den Volltitel eines rex, der gewaltige Vorkämpfer deutschen Wesens, deutscher christlicher Kultur gegen den heidnischen Osten.

Wo hat Tassilo regiert?

Die alte Residenzstadt der bayrischen Fürsten, Freising, ist seit den Tagen eines hl. Korbinian Bischofsstadt geworden; an Stelle

[1]) Abel Simson Jahrbücher 2c. S. 629.

des Fürſtenſzepters gebietet der Krummſtab. Die Herzoge aber verziehen ſich mehr ſüdwärts, mehr in das Mittel agilulfingiſchen Erbbeſitzes und unter Taſſilo wird uns auch aus Urkunden ſeine Reſidenz bekannt, Neuching am Moosrain.

Zu Jagd und Fiſcherei gleich einladend, iſt der Moosrain, jener Höhenzug, der zwiſchen Dorfen und Sempt mit Schwillach das Erdinger Moos nach Oſten abſchließt, mit ſeinen weiten Fernſichten, ſchon zu Beginn der letzten dauernden Beſiedelung von den Einwandernden bevorzugt worden. Wir ſchließen das aus den Namen deo-ingas, (von Theodo) und den damit zuſammengeſetzten ar-deo-ingas, wieder ein Doppelort, un-deo-ingas, ebenſo (Inning im Moos und im Forſt). Reihengräber mit ihren Fundſtücken aus dem Beginn des ſechſten Jahrhunderts, die den ganzen Moosrain herab ſich ziehen, und zuletzt den ganzen Garten des Mesneranweſens in Niederneuching füllen, beſtätigen es.

Hausnamen aber in und um Neuching laſſen heute noch mit großer Beſtimmtheit ihre urſprünglichen Träger als Sippgenoſſen der alten Herzogsfamilie erkennen. Taſſilos Amtsſitz läßt ſich in **Oberneuching** heute noch nachweiſen, obſchon faſt alle Spuren im Laufe der Jahrhunderte, zumal ſeit 1606 verwiſcht erſcheinen.

Meichelbeck bringt (I 1, p. 80) zum Jahre 782 eine Urkunde für Kloſter Schäftlarn, actum in curte qui dicitur Nivvihingas; aber er irrt in der Namensdeutung, wenn er glaubt Munihingas leſen zu müſſen und ſomit München in den Ortsnamen zu finden vermeint.

Scholliner[1]) iſt glücklicher; er erkennt nicht bloß den Ort richtig, er findet auch die Beſchlüſſe der Neuchinger Synode vom Jahre 771; ja er glaubt ſich berechtigt, Neuching als den Ort jenes undatierten bayeriſchen Concils anzuſprechen, das die neuere Zeit in die Jahre zwiſchen 740 und 750 verlegt. Aventin ſpricht von „zwo Landſchaft“ die unter Taſſilo in Neuching getagt.

Kreisdirektor Obernberg (Reiſen 2 p. 419) fand 1816 in Oberneuching nur noch den leeren Burghügel, heute als „Schloßhügel“ in die Kataſterblätter eingetragen und nahezu völlig planiert.

Dieſer Schloßhügel trug ehedem Taſſilos Reſidenz; ein römiſches Kaſtell mag es einſt geweſen ſein, deſſen Wachtturm wohl vom Presbyterium der jetzigen Pfarrkirche überbaut iſt. Meterbreites Mauerwerk aus ſauber geſchnittenen Tuffſteinen, wie ſolche in der Grafinger Gegend gewonnen werden, fanden wir vor wenig Jahren an zwei Stellen innerhalb des Kirchenchores bei gelegentlicher Tieferſetzung des Pflaſters; eine Unzahl ganz derſelben Steine, die nur aus dem Abbruchmaterial des ſeit 1606 aufgelaſſenen Edelſitzes der Neuchinger ſtammen können, findet ſich eingebaut in manche Häuſer, im pfarrlichen Oekonomiegebäude (nach einem Brand von 1672 neu aufgeführt), ſowie ſonſt zerſtreut, voraus im Hofraume des Pfarrhauſes. Deutliche Römerſpuren ſind zwar im Orte bisher noch nicht bekannt geworden. Zwei tiefeingeſchnittene Straßenzüge möchten römiſchen Urſprungs ſein: der eine geht ſüdlich auf ca. 100 m an der Schloßanlage vorüber, in der genauen Richtung von Kirchötting nach Ismannig; der andere Zug durchfurcht ſtellenweiſe doppelt den Kreuzberg und zieht von Erding her über Söllenberg an Oberneuching ſcharf vorbei gegen Pliening: wohl dieſelbe Straße, auf der 652 St. Emeran ſeinen Todesweg gegangen. Bei Kirchötting und Ottenhofen finden ſich bekanntlich Schanzen.

Auf dem nahezu völlig verſchleiften Burghügel findet ſich begreiflicher Weiſe nicht mehr ein Stein von altem Bauwerk.

Aber Wall und Graben, die den ausgedehnten Schloßhügel ehemals umgürteten, finden ſich in der Weſt- und Südanlage noch relativ gut erhalten.

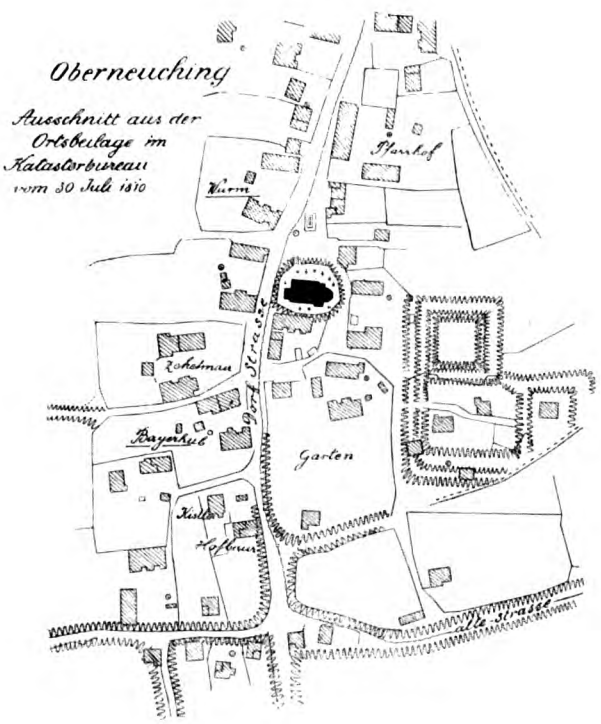
Ueber einen hochgelegenen Garten hin liegt oder vielmehr lag vom Herzogshofe weg nach Weſten ca. 100 m entfernt der Wirtſchaftshof, bis ins 18. Jahrhundert herein bekannt unter dem Namen: die Bayerhub; alte und neuere Benennung vereint ein zugehöriger Beſitz in den Lüßwieſen, die „ſtiftlbayeriſchen“ genannt. Auf Werkleute und Geſinde deuten die umliegenden Hausnamen: von den mehr

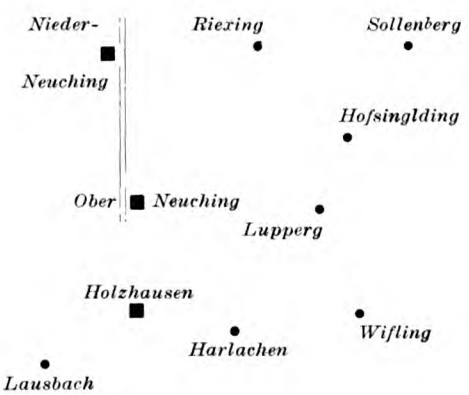
[1]) Synodus Nivhingana; Ingolſtadt 1788.

als 50 Häusern des Dorfes Oberneuching hat anscheinend nur ein einziges vom Anfang her einen Freigesessenen beherbergt, Wurmheri, heute „Wurm"bauer genannt

Der vorgenannte große Garten mag oft genug zum Mai- und Herbstfeld gedient haben.

Große Beachtung verdient die gegenseitige Lage der Ortschaften, die heute noch den Pfarrbezirk bilden. Fast wie drei Seiten eines Quadrates, umschließen sie die Herzogsburg, in nahezu gleichen Abständen, soweit es die Bodenbeschaffenheit zuläßt; sie erscheinen als





wie die vorgeschobenen Forts einer Festung.

Zunächst, genau im Abstand von einer römischen Meile, muß uns **Niederneuching** beschäftigen. Die Anlage ist dieselbe wie in Oberneuching: einen großen Garten umgeben im Viereck die einzelnen Hofanlagen. Im Garten die Reihengräber, nordwärts die alte Taufkirche St. Johann; von ihr hinab zwischen 2 Höfen hindurch führt ein breiter jetzt verlassener Weg an die vermutete Taufstelle in der fischreichen Dorfen.

In den Hausnamen begegnet uns hier eine ganze Reihe von solchen, deren erste Träger in den ältesten Agilolfingerurkunden Zeugnis geben: Grimoald = Greindl, Werinheri = Wernhart, Hantuni = Händl, Habicho = Häberl. Diese vier umgaben den freien Garten nach drei Seiten. Ein einziger von den großen Höfen, der die vierte Seite des Gartens bewacht — nennt sich nicht mehr nach dem ältesten Freisassen.

Ostwärts, die Höhe hinauf liegt **Riexing,** benannt nach einem alten Rihcoz, noch weiter, im gleichen Abstand der Einödhof **Söllenberg,** nach früherer Schreibweise Selchenberg. Hier finden wir die Behausung jenes Saluhho, der als judex und später comes, Gaugraf so oft in Meichelbecks Urkunden genannt wird; als Begleiter und Vertrauter Tassilos erscheint er bei der Dotierung von Kremsmünster. Hier, bei Söllenberg, steigt die alte Straße aus dem Sempttal herauf, die über den Kreuzberg an Oberneuching vorüberführt. Dürfen wir Niederneuching als Straßenwehr gegen Freising zu betrachten, so oblag dem Söllenberger die Hut über die Erdinger Straße. Mit der Straßenverlegung (nach Bergham) scheint späterhin der Edelsitz nach Aufhausen verlegt zu sein; die Waldung inzwischen heißt das Burgholz, und da die Aufhausener mit dem Zoll bedacht wurden,

bauten sie an die Grenze zwischen Ober- und Niederbayern, für Niederneuching hinaus den „Mautner im Moos".

Wir wenden uns südwärts.

Ein weiterer Grenzwächter am steilen Osthang des Moosrainer Höhenzuges gegen das Tal der Sempt hinab, Singold, (oder Sindeo?) gibt dem Einödbauern zum **Hofsingoldinger** den Namen. Eine Zugehör vor alters muß die marktberechtigte Mühle Singolding, manchmal auch Sindlding geschrieben, am jenseitigen Talrand gewesen sein.

Nach einem Liutto oder Liutpato ist sicher die nächste Einöde auf der Höhe genannt, **Luppperg**, in der direkten Linie Neuching-Kirchötting.

Bei **Wifling** drängt sich die Sempt bis an den Fuß des Höhenzuges heran. Hier in Wifling dürfen wir wohl den Sitz jenes Cotahramm suchen, dessen Handel mit dem Priester Otkar vom nahen Wörth im Jahre 788 durch die fränkischen Missen geschlichtet wurde. (Roth, Oertlichkeiten Nr. 248.)

Von Wifling führt der Weg westwärts über Harlachen nach Holzhausen. Harlachen begegnet uns stets nur als eine Taglöhnerkolonie am Waldrand (Hart) und hatte wohl niemals einen freien Mann aufzuweisen; selbst die Hausnamen deuten auf Hörigkeitsverhältnisse. Desto mehr fordert **Holzhausen** unser Interesse heraus. Es liegt nur ca. 10 Min. südlich von Oberneuching, ziemlich hoch, mit herrlichem Rundblick über das ganze Gebiet unserer Darstellung, und umschließt heute noch zwei, früher drei bedeutende Höfe.

Dieses **Holzhausen** ist Sitz jenes Hugibert, der um 775 das Hugibertsmünster, nachmals Kollegiatstift zum heil. Andreas in Freising erbaute und dotierte, dem er endlich selbst als Priester beitrat. (Prechtl, St. Andrä p. 3 ff.) Ein Huosier war er demnach nicht, wie Fastlinger meint (Agilulfinger Klöster 92 f., 105), wir halten ihn vielmehr aus mannigfachen Gründen für einen Bruder oder doch nahen, sehr nahen Verwandten des Herzogs, wie wir gleichfalls in der Hiltisnot, des edlen Wetti von Rudlfing Gemahlin (M. I. 2 N. 8 und 74) eine Schwester zu erkennen glauben, deren Erbgut Ehing bei Moosinning unweit des Neuchinger Sprengels gelegen ist.

Um 750 besaß die Herzogsfamilie noch einigen Anteil am Freisinger Domberg, dessen Westpartien; dort, auf eigenem Grund und Boden, führt Hugibert sein Münster auf. Damit aber begibt sich die Herzogsfamilie des letzten Eigentumsrestes an der alten Residenz. Aber auch all seinen Eigenbesitz in Holzhausen (quidquid habuit de propria Alode in loco Holzhusir, M. I. 2 nr. 87) hat Hugibert dorthin überwiesen. Und in der Tat finden wir Domstift und Andreasstift zu Freising erst gemeinsam, später getrennt als Eigentümer der beiden Höfe zu Holzhausen (Sitz und Wirtschaftshof Hugiberts) sowie im Genusse von $^5/_9$ des Gesamtzehent der Pfarrei; dabei zieht noch St. Andre den größeren Teil mit je drei Neuntel; das Domstift, der Grundherr und der Pfarrer haben je zwei zu empfangen. Die erneute Ueberweisung des Holzhauser Besitzes erfolgte (M. I. 2 N. 272) nach 784, und es liegt die Vermutung sehr nahe, daß Hugibert, eben als naher Verwandter Tassilos, im Unglücksjahre 788 freiwillig wählte, was der Fürst auf dem Tag zu Ingelheim wider Willen über sich und seine Familie mußte ergehen lassen. Wir denken auch beim Wort ecclesias der letztgenannten Urkunde weniger an das Andreasmünster und seine ev. Nebenkirche, als vielmehr an die beiden Kirchen zu Neuching, Pfarr- und Taufkirche; letztere in Niederneuching gelegen, bleibt nämlich freisingisch, obschon 950 das ganze Dorf dortselbst dem Regensburger Bischof geschenkt wird.

Mit dem Jahre 788 verblaßt der Glanz unserer alten Residenz. Bayerns Selbständigkeit ist dahin; der mächtige Karl tritt als Nachfolger Tassilos das Eigentum über die herzoglichen Güter an; des Königs Sendboten sprechen Recht. Der Streit zwischen Otkar, dem Priester zu Wörth, und dem Grafen Cotahram, der 788 in Erding — quod multi sciunt — ausgetragen wird, nennt ihre Namen: Wolfolt und Rimiger. Ihr Amtssitz? wohl mit einiger Rücksicht auf die Bevölkerung nicht in der Herzogsburg selbst, sondern im nahe gelegenen Holzhausen. Dort erstand unmittelbar vor Hugiberts Behausung der neue „königliche Gerichtshof" (M. I. 2 N. 137 Holzhusir, ubi sita est Remigii basilica). Würde es sich um ein Gotteshaus handeln, so dürfte

die Bezeichnung sancti keineswegs fehlen; eine Remigiuskirche in einem Holzhausen ist uns unbekannt; so halten wir uns berechtigt, basilica im wörtlichen Sinne als königlicher Gerichtshof zu nehmen, umsomehr, als verschiedene placita in Holzhausen vorgeführt werden. Bis in unsere Tage herein, wo der Hof schmählich zertrümmert wurde, hat man es dort beim **Franken** genannt. Im nahen Lausbach aber siedelte der fränkische Richter einen seiner Unterbeamten an: der Hausname „beim Drosten" gemahnt an die westphälischen Landdrosten und Landdrosteien.

Wir schließen den Rundgang durch unsere Ortschaften. Unterm Schutze treuer Sippgenossen, nach allen Seiten wohl bewacht, stellt sich uns die alte Fürstenresidenz in Neuching da. So mancher Gautag (placitum), so mancher Landtag (provincia), deren Ort nicht weiter überliefert ist, mag hier abgehalten worden sein. Der herrlich gelegene große Garten zwischen Herzogshof, Kirche und Bayerhub, wie oft hat er wohl die Großen und Edeln des Landes im Mai- oder Herbstfeld beisammen gesehen? Auch die Bischöfe des Landes hat Tassilo mehrfach hieher gerufen zu ernster Verhandlung, hielt man doch dazumal des Fürsten Wohnsitz nicht minder geeignet zu kirchlichen Beratungen als wie die Residenz eines Bischofes. Warum aber dann die berühmte Urkunde von 750 nicht in Neuching, sondern in Oberdieng ausgestellt ist, erklärt sich leicht: auf halbem Wege wollten die Parteien sich entgegenkommen, und im Angesicht des Kaufobjektes den Vertrag abschließen. Der Urkunde von 782 haben wir schon gedacht; **Leidrat,** der nachmalige Erzbischof von Lyon, hat sie gefertigt als des Herzogs Hofkaplan; **Fater** aus dem Geschlecht der Preising, der erste Abt des Klosters Kremsmünster, war vor ihm dahier als Hofcaplan und Sekretär tätig gewesen.

Von größeren Verhandlungen zu Neuching ist vorerst mit Sicherheit nur die erste Neuchinger Synode erkannt; sie wird in neuerer Zeit dem Jahre **771** zugeteilt; aber ein Teil der überlieferten Beschlüsse wird vermutungsweise jetzt schon einer zweiten Synode daselbst, etwa 774 zugewiesen. Aventin weiß zu berichten, daß man auf einer Landschaft allda köstlich Gesatz und Landtsordnung gemacht, auf einer andern Tassilos Sohn zum Mitregenten angenommen worden. Scholliner setzt mit Retenpacher diese zweite Synode in das Jahr 777; beide bringen die Gründung Kremsmünsters damit in Verbindung; die Dotierung erfolgte 778. —

Andere Zeiten!

Der Besitz um den Königshof Neuching, wie die Residenz nach Tassilos Sturze genannt wurde, bröckelte ab. Fast zwei Jahrhunderte vergehen, bis das Edelgeschlecht der Neuchinger als auf der alten Herzogsburg seßhaft, in Urkunden namhaft wird. Konnten sie sich rühmen, daß Agilulfinger Blut durch ihre Adern floß?! Als „Arme vom Adel" behaupten sie nur Oberneuching; Niederneuching hat unterm 16. Juli 950 Kaiser Otto I. an den Bischof Michael von Regensburg verschenkt, für die Mithilfe bei Niederwerfung des Böhmenaufstandes; sein heiliger Bruder Bruno hat die Urkunde gefertigt, die das Reichsarchiv aufbewahrt. Eine Folge steter Erbteilungen, wird zuletzt auch der Schloßhügel in Oberneuching in zwei Anteile zerlegt, um 1560 kennt man sogar drei Edelsitze dahier. Sie zerfallen. 1606 legt Rupert Neuchinger sein „Schloß" nieder; 1630 steht von den Edelsitzen nur noch ein „alt zerrissens hülzern Haus, so von Tagwerchern bewohnt wurdet", ein trauriger Rest alter Herrlichkeit. (Nach Akten des Kreisarchives). Heute ist der Hügel nahezu eingeebnet, und in wenigen Jahren wird voraussichlich selbst in Neuching niemand mehr die Stätte kennen, wo der große Tassilo dereinstens gehauset.

Gleichwohl, mag auch Neuching als alte Residenz der Bayernfürsten vergessen sein, unser altes Fürstengeschlecht blüht fort, neuerdings vom Glanze der Königskrone überstrahlt; und zu ihm steht in Treuen unentwegt dessen Volk noch heute wie in alten Tagen.

München und die Kunst vor hundert Jahren.

Von Joseph Kirchner.

Man wird sich vielleicht, doch wahrscheinlich nur bei oberflächlichem Urteil darüber wundern, daß in das hellfarbige, sonnengold durchflutete Bild der Vergangenheit, scheinbar ein Schattenbild, eine ziemlich dunkle Silhouette hereingebracht wird. Doch nur Geduld, das Licht bedarf, wenn es in seinem Segen richtig gewürdigt werden soll, auch des Schattens. Auch die Münchener Frauentürme und alle ihre Kameraden werfen ihn gleich allen Architekturprodukten wie jeder Körper gegen Westen hin, wenn die Sonne aufgeht und die Morgennebel fliehen, um dann aufzuglühen in all ihrer ewig jungen Pracht und künstlerischen Herrlichkeit, die Jahrhunderte überdauert, wenn das siegende Licht vorwärts schreitet.

Die bedeutendste ältere Kunstperiode Münchens, die mit dem Bau der Michaelskirche begann, mit dem der alten Maximilianischen Residenz, der Theatinerkirche u. s. f. ihre Fortsetzung erfuhr, hatte mit dem des Residenztheaters, des Bijoux der profanen Rokokoarchitektur, ihr Ende erreicht. Kurfürst Karl Theodor, der Erbe und Nachfolger Maximilian III., hatte nicht die großzügigen künstlerischen Ambitionen seiner Vorfahren, der Erbauer des Heidelberger Schlosses, der Mannheimer Residenz ꝛc. Mit der Errichtung des Galeriegebäudes und des Feuerhauses am Anger war es ihm mit den Architekturgeschenken für München genug. Die Kunstfreundlichkeit dieses Fürsten bewegte sich in anderen Bahnen. Er wollte zunächst einen Ersatz für seinen Garten in Schwetzingen und daraus folgte die Anlage des „Englischen“ oder wie er ursprünglich hieß „Fürstengarten“ in München, an dessen Peripherie im Westen sich dann die Schönfeldvorstadt entwickelte. Im übrigen war das Theater des Kurfürsten Schoßkind. Der Intendant, Graf Seeau, war zwar hinsichtlich des Repertoirs so wenig wählerisch, wie sein fürstlicher Gebieter, sah auch mehr auf Jugend und Schönheit bei den weiblichen Mitgliedern als auf deren Können, aber ganz hervorragende Pflege fand die Oper, wie die Musik überhaupt am Hofe. Die sonstige Kunst, Malerei, Plastik, das Kunsthandwerk bewegte sich in sehr bescheidenen Grenzen. Es war auf diesem Gebiete eben die Zopfperiode eine solche der allgemeinen Stockung, die großzügigen Unternehmungen fehlten so ziemlich überall. Zudem hatte sich Karl Theodor in München nie recht heimisch zu fühlen vermocht und die zweiundzwanzig Jahre seiner Regierung blieben im Münchener Kunstleben ohne tieferen Eindruck.

Nun war Kurfürst Karl Theodor am 16. Februar 1799 gestorben. Hart an der Jahrhundertwende nahm er gleichsam das alte Zopf-Haarbeutel- und Perückenregiment mit in die Gruft, das der Kunst keine großen Aufgaben mehr zu stellen vermocht hatte, sondern deren Kräfte in kleinen nichtigen Spielereien vergeudete, versauern und verkümmern ließ. Schnupftabakdosen, Taschenuhren, Stockgriffe und dergl. waren die Gaben mit denen die Serenissimis ihre Günstlinge bedachten, Schminkdöschen, Riechfläschchen und Ridikules die begehrten Kunsterzeugnisse für die Damen, die hiefür die galanten Geber mit ihren Silhoutte- oder Miniaturporträts bedachten. Es war ein breitspuriger Mikrokosmus der Kunst, in dem man sich in München wie allerwärts gefiel.

In dieses Milieu der Kleinlichkeiten, das nur in einem unglaublich pomphaften und

ausgedehnten Titelwesen groß war, kam wenige Wochen nach Karl Theodors Tod, der kinderlos gestorben war, Kurfürst Maximilian IV. Joseph.

Aus der alten schönen Hauptstadt des Elsaß, Straßburg, war er herbeigeeilt. Der jubelnde Zuruf der Münchener mag ihm hinweggeholfen haben über den nicht sonderlich erfreulichen Eindruck, den das etwas vernachlässigte München von damals auf ihn übte. Wir sehen ihn doch auch sehr bald an der Arbeit der Umgestaltung, allein mehr als einen Hemmschuh sollte er hiebei finden. Die Finanzlage des Landes wie der Stadt war keine glänzende, wohl aber die gegenteilige. Aber Max Joseph ging doch an die Vorarbeit mit Eifer heran und Schritt um Schritt besiegte er die verknöcherten Vorurteile, trat er der Indolenz und Spießbürgerei wirksam entgegen.

Mit welchem Unverständnis in Kunstdingen, welch mißverstandener Freigeisterei Max Joseph zu kämpfen hatte, dafür ist das trübe Kapitel der Klösterſäkularisation ein unerquickliches Beispiel. Keiner der vorausgegangenen oder nachfolgenden Kriege hat wohl das altbayerische Land so schwer an seinen kirchlichen Kunstschätzen geschädigt wie jene Periode und dabei hat die aus grassester Unkenntnis des idealen künstlerischen Wertes, sowie der Wichtigkeit für die Kunstforschung resultierende Verschleuderung der Objekte durch unvernünftig nur am toten Buchstaben kleben bleibende Unterbeamte dem Staatsschatz nicht einmal erheblichen Nutzen gebracht.

Daß die Kunst in München zur Zeit des Ablebens von Kurfürst Karl Theodor und dem Regierungsantritt Max Josephs auf keiner bedeutenden Stufe stand, besagt uns auch ein Gang durch unser Nationalmuseum. Die einschlägigen drei Räume weisen nur vereinzelt Arbeiten auf, die sich über das Gebiet der Kleinkunst erheben.

Dies konnte kaum anders sein. Vom Hofe war unter Karl Theodor für die Kunst im eigentlichen Sinne mit Ausnahme der Musik und des Theaters keine Anregung ausgegangen, ebensowenig vom Adel. Die Kirche lag in scharfem Widerstreite mit den sich immer mehr erhebenden und verstärkenden überall auftauchenden philosophischen Meinungen, mit den Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Physik, Chemie, Astronomie ꝛc. Sie hatte alle Hände voll zu tun ihr Altererbtes zu schützen, die Angriffe gegen ihre bisherige Dogmen, ihren Legenden- und Wunderglauben abzuwehren. Traten gegen den letzteren doch selbst aus ihrem eigenen Schoße Angreifer auf und darunter nicht zum wenigsten sogar mehrfach die viel geschmähten aber nichts destoweniger grundgelehrten Jesuiten. Wenn aber derart das grüne Holz an der Fackel der freien Forschung Feuer gefangen hatte, wie sollte dies anders sein bei den sich zu geheimen Gesellschaften wie die Illuminaten, Freimaurer ꝛc. zusammenschließenden Laien, bei denen das Bedürfnis sich mit einem gewissen mystisch geheimnisvollen Nimbus zu umgeben zu allen Zeiten und bis zur Stunde rege war. Man gefiel sich eben zu jener Zeit wie heute darin, den Mächtigeren von einem vermeintlich sicheren Versteck aus zu necken, damals geschah hinterrücks was heute öffentlich geschieht, nur war der Angriff schmutzfreier. Aber die Kirche so wenig wie der Staat, gegen dessen Institutionen doch ebenso Sturm gelaufen wurde wie auch gegen die Privilegien des Adels, konnten unter diesen Umständen Lust und Muße finden der künstlerischen Betätigung neue Bahnen zu schaffen.

Nun grollte aber auch jenseits des Rheines das große Sturmgewitter, das alle Gesellschaftswerte hinwegzuschwemmen drohte, die der Kultur aber umprägte. Es muß eben nicht nur eine Periode der Sittengeschichte, sondern auch der Kunst aus den allgemeinen Zeitverhältnissen heraus beurteilt werden, soll anders das gefällte Verdikt kein einseitiges und falsches sein.

Mitten in die Stagnation nicht nur der Münchener, sondern auch der deutschen und nicht minder der französischen Kunst fiel nun der Regierungsantritt Max Josephs. Er fand in München nichts als ein unzufriedenes, in der Anfertigung von nichtigen Kleinigkeiten, verkümmertes, von fremdländischem Modeeinfluß und verdorbenem Geschmack beherrschtes Kunsthandwerk. Nicht besser war es mit der Kleinkunst, noch schlechter mit der monumentaleren bestellt.

Daß von einer Großzügigkeit, einem

Selbstaufraffen zu höheren Aufgaben keine Spur war, das sagen mit vernünftiger Deutlichkeit die vielen kleinen Objekte in dem Raum unseres Nationalmuseums, der jener Periode gewidmet ist. Die dort befindlichen Gobelins, die aus der einst künstlerisch hochstehenden französischen Hautelissewebere hervorgingen, tragen völlig den Stempel des Verfalls dieser Kunst für den, der sich weder von der Technik noch der Farbenfrische bestechen läßt. Sie sind nicht viel mehr als ein gewirkter Anschauungsunterricht der Naturwissenschaft, eine gewebte Menagerie und Botanik. Die Porträts des Hofbildhauers Joh. Bapt. Straub von Albrecht gemalt, das des Schwiegersohnes von jenem, des Bildhauers Roman Boos mit Familie von Edlinger gemalt, sind gleich anderen nichts als glatte säuberliche Naturabschriften ohne intensivere Charakteristik. Nicht besser ist der Eindruck anderer Porträts und an dem in Hautelissewebere hergestellten der Kurfürstin Karoline, wohl eine der letzten Arbeiten der Münchener Hautelissefabrik, bewundern wir lediglich die treffliche Technik. Daß auch die Landschaftsmalerei nicht mehr auf der Höhe der Zeit eines Claude-Lorain und Canalettos stand, beweist Dorners Ansicht von München und Landshut. Sie sind korrekt jedoch ohne jene wunderbare Stimmung, die den Arbeiten jener eigen ist.

Daß im Kunsthandwerk noch sehr tüchtige Kräfte vorhanden und tätig waren, das erweist der in sehr schöner durchbrochener Arbeit kunstfertig hergestellte Pokal aus Buchsbaumholz, der dem Kurfürsten zur Erinnerung an seinen Einzug in München überreicht wurde. In seiner durchaus naturalistischen Durchbildung hinsichtlich der Schnitzerei ist er aber zugleich ein Zeugnis dafür, daß die Tradition an irgend eine bestimmte voraufgegangene Stilisierung total verloren gegangen war.

Aehnliches beweist auch ein aus Elfenbein und anscheinend Ebenholz hergestelltes Schachspiel, das technisch tadellos gearbeitet, künstlerisch nicht mehr auf die doch so interessante und mannigfaltig zu gestaltende Charakteristik der Figuren eingeht als das nächstbeste jetzt für wenige Pfennige käufliche. Das Porzellan hatte die vornehme Elfenbeinschnitzerei ebenso wie die in Holz, Perlmutter, Speckstein usw. vollkommen überflügelt. Daß dem so war, dafür sind eine Anzahl kleiner sehr gut gearbeiteter Brustbilder in Bisquitmasse ein sprechender Beleg. Neben dieser kleinkünstlerischen Technik stand nur noch ein anderer, jetzt ganz außer Übung gekommener, in Blüte, die Ceroplastik, d. h. die Wachsbildnerei. Hievon sind noch vortreffliche Proben sowohl in einfarbig getöntem Material als auch in solchem, dessen verschiedene Färbung die des lebenden Originals nachahmt, vorhanden.

Auf bedeutender Höhe stand noch neben der Silhouette, die hinsichtlich ihrer Verwendung als Porträtandenken unserer jetzigen Personenphotographie gleichgewertet werden kann, das gemalte Miniaturporträt und davon sind noch unter den Andenken aus persönlichen Gebrauchsgegenständen der Fürstenfamilie vorzügliche Objekte erhalten. So unter anderen ein ungemein lebensvolles der jugendlich schönen Kurfürstin Karoline in rotem tief ausgeschnittenem Kleide, mit prachtvoll feiner Herausarbeitung des Inkarnats, auf dem Deckel einer runden Dose.

Außerdem lieferte die Juwelier- und Goldschmiedekunst noch technisch sehr anerkennenswerte Arbeiten, die jedoch stilistisch weit hinter denen früherer Zeiten zurückblieben. Nur die geschnittenen Steine, Gemmen und Cameen, doch offenbar als Nachahmung alter Vorbilder, sind sehr respektabel. Ihnen nahe kommen die getriebenen Gehäuse der Taschenuhren und einen hohen Grad geschmackvoller Feinheit weisen die — Haararbeiten auf, für die man ersichtlich eine große Vorliebe hatte. Man trifft sie als zierlichstes Flechtwerk in den Griffen der Uhrschlüssel hinter dünnen Bergkristallscheiben, ebenso in reizenden Berlockes 2c. zu Löckchen um die Namenschiffre gedreht oder auch zu Kettchen geflochten.

Einer Spezialität der Münchener Kleinkunst jener Zeit sei aber nicht vergessen, der Schnitzerei für Krippenfiguren und solcher für Hausaltäre. Es ist ein großer Fehler unserer späteren Zeit gewesen, derlei lediglich für eine Spielerei zu halten. Die von Roman Boos, Reiner, Ludwig 2c. in der Krippensammlung, die Max Schmederer als ein Unikum unserem Nationalmuseum schenkte, erhaltenen Figuren

dieser Art übertreffen manch moderne Bronze-, Marmor- und Terrakottastatuette, von der mächtiges Aufhebens gemacht wird, an künstlerischem Werte.

Kurfürst Maximilian Joseph hatte die Schwächen des Münchener Kunsthandwerks und der Kunst seiner Residenzstadt wohl erfaßt, allein jenen ließ sich bei dem allgemeinen Tiefstand dieser Kulturblüten nicht so rasch abhelfen. Konnte man sich doch nicht einmal getrauen, und durchaus nicht mit Unrecht, bei der Erhebung Bayerns zum Königreich die neuen Kroninsignien in der Heimat anfertigen zu lassen; sie wurden in Paris hergestellt, wo sich bereits das Neo-greque (Empirestil) entwickelt hatte. Pomphaft zwar, aber innerlich doch etwas arg steif und hohl, ein Abklatsch des römisch-cäsarischen. Es mochte auch nicht nach dem Geschmack dieses einfach menschlichen Fürsten sein, allein man hatte nichts an dessen Stelle zu setzen.

Nun war aber Max Joseph nicht nur ein gütiger sondern auch ein weitblickender Fürst, der seinem Volke auch darin ein echter Landesvater sein wollte, daß er die junge Generation zu einem erhöhten Kultur- und damit zugleich intensiveren Kunstleben erziehen lasse. Doch auch dies erforderte bedächtige Vorarbeit und nicht zuletzt beträchtliche Geldmittel, die jedoch in den Staatskassen nicht vorhanden waren, dafür aber desto größere Schulden.

Der Verkauf der eingezogenen Klostergüter, aus deren Erlös der Aufwand für die Verbesserungen und Neueinrichtungen des Unterrichtswesens hätten bestritten werden sollen, brachte Dank der unglaublichen Beamtenwirtschaft hiebei, so gut wie gar nichts für diesen Zweck, war doch beispielsweise das gesamte Kloster Tegernsee um 25 000 Gulden = 42 500 Mk. losgeschlagen worden.

Der Kurfürst ließ sich jedoch selbst durch den weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgebliebenen Erfolg der Säkularisation der Kirchengüter in seiner Reform des gesamten Schulwesens keineswegs hindern. Hatte er schon im Jahre 1802 den früheren unzulänglich gewordenen korporativen Rat für das Erziehungswesen, das von jenem sehr einseitig aufgefaßt und gehandhabt wurde, aufgelöst und durch ein General-Schul- und Studiendirektorium ersetzt, so ging er im Jahre 1806 noch einen erheblichen Schritt weiter, indem er auch dies Direktorium beseitigte, nachdem es die gehegten Hoffnungen nicht befriedigte, und das gesamte Unterrichtswesen einer eigenen Sektion des Ministeriums des Innern zuwies, aus der sich später das heutige selbständige Ministerium für Kultus und Unterricht entwickelte.

Mit jener Sektionsbildung war die Bildungspflege in das richtige Fahrwasser gelenkt und mit Eifer wurde nicht nur an die Erziehung der jüngsten Generation herangegangen, sondern auch an die Erwerbung tüchtiger Lehrkräfte und die Heranbildung solcher aus den talentiertesten Schülern.

Von diesem für Bayern so denkwürdigem Jahre 1806 datiert nicht nur Münchens heute mustergültiges Schul- und Unterrichtswesen, sondern das hochstehende beispielskräftige des ganzen Landes. Schon damals ward der Plan zur Errichtung einer Kunstakademie in München neben den sonstigen höheren Schulen im Lande, der Universität 2c. geplant und wenn sich die Ausführung auch noch um zwei Jahre verzögerte, der geistige Geburtstag hievon kann unbedenklich um diese Frist zurückgerückt werden. Die Beschaffung der Lehrkräfte und nicht minder selbst der unentbehrlichsten Lehrmittel machte doch zu jener Zeit ganz andere Schwierigkeiten als heute. Nicht nur wollte Max Joseph die neue Kunstschule von nichtdeutschen Lehrern möglichst frei halten, denn trotz dem äußerlich bestehenden, aber durch die jammervollen Verhältnisse des deutschen Reiches aufgezwungenen Bündnisse mit Frankreich, fühlte Bayerns Herrscher durch und durch deutsch. Nicht minder waren doch auch die unausgesetzten Kriege, die dem kleinen Staat für seine Verhältnisse geradezu unglaubliche Opfer auferlegten, denn die Herren Bundesgenossen waren im Fordern und Nehmen ungleich größer als im Geben, mit Schuld an dieser Verzögerung.

Somit konnte denn die Gründung und Eröffnung der Münchener Kunstakademie mit ihren damals zusammengelegten vier Schulen für Malerei, Bildhauerei, Kupferstecherkunst und Architektur, deren letztere heute der technischen Hochschule zugewiesen ist, im Jahre 1808 vor sich gehen.

Was Max Joseph mit dieser Gründung

seiner Residenzstadt, seinem Lande und Volk gegeben hat und nicht zuletzt der gesamten deutschen Kunst, das lernten erst die Epigonen schätzen und würdigen als der königliche Sohn und Thronfolger das zu jener Zeit noch recht bescheidene München zum Mittelpunkte des deutschen Kunststrebens, zur Wallfahrtstätte aller Kulturvölker machte. Hätte der fürstliche Vater nicht das volle richtige Verständnis für die künstlerische Aufgabe besessen, deren Lösung er der Münchener Kunstakademie zugedacht und die sein Sohn Ludwig I. zum Staunen der Mit- und Nachwelt so glänzend durchführte, daß noch späte Enkel davon zehren werden, wie hätte er wohl dem Sohne und Thronerben nach dessen Neigung jene Erziehung angedeihen lassen, die alle schlummernden Triebe der Kunstbegeisterung wecken und stärken mußte, schon zu einer Zeit, da alle Welt darüber einig zu sein schien, der künftige Träger einer Königskrone könne nur zum Regimentführen mit dem Schwerte erzogen werden. — König Max Joseph hat in dieser Hinsicht nicht minderen Scharfsinn und weitschauenden Blick bekundet als in mancher anderen. Daß er wohl daran tat der inneren Stimme zu folgen, hat die Zukunft bewiesen.

War König Ludwig I. die erste Ernte einer neuen großen Kunstperiode beschieden, so war sein Vater der Säemann gewesen, der nicht nur das jahrzehntelang brach gelegene Feld der Kunstpflege, das vom Unkraut überwuchert war, wieder urbar machte, den Samen in die Furchen streute und mit väterlich sorgender Hand die junge keimende Saat vor Rauhfrost hütete.

Er hat den großen weittragenden Ideen seines Sohnes, des Perikles und Augustus auf Bayerns Thron, die Bahn geebnet, deren hellschimmernden Glanz verdunkeln zu wollen, ein ebenso albernes als müssiges Unterfangen ist. Es zeugt von grasser Unkenntnis der Entwicklungsgeschichte der neuen Kunst, wenn einer der Kunstschriftsteller von heute sich zu schreiben herausnimmt: die Walhalla, Basilika 2c. seien lediglich aus einer königlichen Laune hervorgegangen, die ganze kolossale künstlerische Lebensarbeit König Ludwig I. wäre nichts als eine unproduktive Nachahmung historischer Stilformen gewesen. Es gehört eine starke Dosis Un—verstand und Selbstüberhebung dazu als ernst genommen sein wollender Kunsthistoriker derlei drucken zu lassen. — Hier gilt eben auch die Variante: Man vergebe ihm, er wußte nicht, was er schrieb!

Wer sich mit offenen Augen weiter umsah in der Welt, seine Urteilsfähigkeit schärfte durch Vergleichen, der wird ohne den Vorwurf der lokalpatriotischen einseitigen Parteinahme auf sich zu laden, zu einem entgegengesetzten Resultate gelangen.

Der Regierungsantritt Max Josephs fand den Genius der Kunst im grauen Bettlergewande. Daß wenige Jahrzehnte der Purpurmantel von seinen Schultern wallte und das Diadem des Sieges die Stirn umwand, ist nicht minder das Verdienst des neuerlichen ersten Bayernkönigs wie seiner Nachfolger.

Darum Dank und Segen seinem Angedenken, Wohl aber uns, daß er der Sä'mann war, aus dessen samenstreuender Hand tausendfältige herrliche Frucht erwuchs!

Zur Centenarfeier des bayerischen Königshauses.

Von J. B. Kull.

„Ich schaue den Stamm der Pfalzgrafen und einen an der Spitze vor allen andern glänzen". So hat die edle Pfalzgräfin Maria Eleonora Amalie von Sulzbach († 27. Jan. 1720) während einer Vision laut gerufen.[1]) Ihren eignen Nachkommen war dieser Glanz direkt nicht beschieden. Mit Kurfürst Karl Theodor wurde 1799 der letzte männliche Sprosse der Sulzbacher Linie bei St. Kajetan in die Gruft gesenkt, aber der jüngste Sohn ihrer Enkelin, Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld war der frische Zweig aus dem ein hohes königliches Geschlecht erblühen und die Worte der frommen und begeisterten Fürstin zur vollsten Wahrheit machen sollte. — Als Kurfürst von Pfalzbayern regierte Maximilian Joseph vom 16. Februar 1799 bis 31. Dezember 1805, nachdem er bereits 1795 seinem Bruder Karl August im Herzogtum Zweibrücken gefolgt war und hat am 1. Januar 1806 vor nunmehr hundert Jahren den Titel eines Königs von Bayern angenommen. Was in diesem für das junge Königreich und unser deutsches Vaterland so bewegten Zeitraum in bezug auf das Münzwesen geschehen ist, wollen wir in kurzen Zügen hier niederlegen.

Unter ganz erschwerenden Verhältnissen hat Maximilian Joseph die Regierung des bedrohten Landes übernommen und als König weitergeführt. Große Opfer mußten gebracht werden, sowohl an streitbaren Männern wie an Geldmitteln. Jene patriotische Handlungsweise, welche die Fürstbischöfe von Bamberg, Eichstädt, Würzburg und der Abt von St. Emmeran[2]) freiwillig begingen, indem sie aus entbehrlichem Kirchensilber 1795/96 Taler und Gulden als Beisteuer zu den Kriegskosten prägen ließen, mußte sich die Regierung Max Josephs im Drange der Not und durch den Druck des korsischen Eindringlings auf dem Verordnungsweg erwirken. Das alte römische Reich deutscher Nation war mit seinen morschen Institutionen machtlos zusammengesunken und jeder Landesherr auf sich selbst angewiesen.

München blieb nach 1807 die einzige aktive Münzstätte Bayerns. Mannheim, Düsseldorf und die ehemalige österreichische Münze zu Günzburg a. Donau wurden schon 1806, diejenigen der Reichsstädte Augsburg, Nürnberg und Regensburg 1807 aufgehoben. Die Münzen, welche München um diese Zeit produzierte, waren Taler, Gulden, Vierundzwanziger, Zwölfer und Scheidemünzen des 24 Guldenfußes, sowie Kronentaler und Dukaten und haben einschließlich der Gold- und Silbermedaillen, von 1806—1825 die runde Summe von ca. 35 Millionen Gulden ergeben.[3]) Zu den hervorragenden offiziellen Medaillen und Denkmünzen gehören diejenigen des Militär-Max-Josephs-Ordens, des Ordens der Bayer. Krone, des St. Michaelsordens. Die Medaille für Militärärzte. Die Tapferkeitsmedaille. Medaillen der Akademie der Wissenschaften. Prämien für Kunst, Erziehung, Ackerbau und für die Entbindungskunst. Bürgermeistermedaillen. Die Schaustücke auf den Besuch der Kaiser von Oesterreich und Rußland in München, auf die Soolenleitung in Berchtesgaden, Hoftheater in München, Schöner Brunnen in Nürnberg, und besonders Denkmünzen und Medaillen auf die erteilte Konstitution

[1]) Feßmaier, die Beherrscher der Stadt Sulzbach. S. 65.

[2]) Schultheß-Rechberg, Taler-Kabinet Nr. 4088, 4200, 4949, 5661.

[3]) Eigene Studien in Mitt. d. Bayer. num. Gesellschaft IV, S. 1 ff.

ſowie auf das 25jährige Regierungs-Jubiläum, welches der König und ſein Volk 1824 feierten.

Den Deviſen auf ſeinen Münzen „Für Gott und Vaterland“ und „Pro Deo et populo“ iſt Bayerns erſter König treu geblieben. Sein dankbares Volk hat ihm dafür am 13. Oktober 1825 Kränze mit den unvergänglichen Namen „Vater Max“ und „Das beſte Herz“ auf ſeinem Sarg gelegt.

Dukaten von 1821 aus Rheingold mit Proſpekt von Speier

Die Arbeiten des Friedens, welche Max Joſeph I. durch Erteilung der Konſtitution und Verbeſſerung der Landesverwaltung begonnen hatte, ſuchte König Ludwig I. in der Weiſe fortzuſetzen, als er nach und nach mit den deutſchen Bundesſtaaten durch Zoll- und Handelsverträge eine engere Verbindung anbahnte, die einen freieren Verkehr zwiſchen Norden und Süden herbeiführten. Damit mußte auch für eine größere Gleichmäßigkeit des Münzweſens Sorge getragen werden. Unter dem Vorſitz Bayerns begannen am 1. Juli 1837 die Verhandlungen mit Württemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Naſſau und der freien Stadt Frankfurt wegen Einlöſung der halben und viertel Kronentaler und am 25. Auguſt gl. Js wurde beſchloſſen an deren Stelle Gulden, halbe Gulden, Sechs-, Drei- und Einkreuzerſtücke nach dem 24 1/2 Gulden-

Medaille von 1806 auf die Annahme der Königswürde. [1])

fuß prägen zu laſſen. Als Grundlage wurde die Köln. Mark zu 233,855 Gramme angenommen. Dieſem Proviſorium ſind bald darauf die beiden Fürſtentümer Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen, Heſſen-Homburg, Sachſen-Meiningen und Schwarzburg-Rudolſtadt beigetreten. Mit den norddeutſchen Staaten des nunmehrigen Zollvereins, insbeſondere mit Preußen, dauerten die Unterhandlungen in ungeſchwächter Weiſe fort und am 30. Juli 1838 fand zu Dresden zwiſchen achtzehn Bundesſtaaten die Unterzeichnung einer allgemeinen Münzkonvention ſtatt, der ſich ſpäter noch mehrere angeſchloſſen haben.

Je nachdem in den kontrahierenden Staaten die Taler- oder Guldenwährung exiſtierte, ſollte auch fernerhin die Köln. Mark fein Silber entweder zu 14 Taler den Taler zu 1 3/4 Gulden = 105 Kreuzer oder zu 24 1/2 Gulden den Gulden zu 4/7 Taler gerechnet, ausgebracht werden. Zur Erleichterung des gegenſeitigen Verkehrs beſtimmte Art. VII der Konvention eine den beiden Münzfüßen entſprechende Vereinsmünze, 7 eine feine Mark = 2 Talern oder 3 1/2 Gulden die im ganzen Umfang des Zollvereinsgebiets unbeſchränkte Gültigkeit habe. Die Kontrahenten des ſüddeutſchen Münzvereins von 1837 vereinbarten am 1. Juli überdies von 1845 angefangen

[1]) Nach Bleiexemplar im kgl. Münzkabinet München. Die Ausgabe dieſer von Joſ. Loſch in der kgl. Münze hergeſtellten Medaille iſt aus unbekannten Gründen unterblieben.

jährlich für mindestens 12 Millionen Gulden Kronentaler aus dem Verkehr ziehen und dagegen Doppelgulden im Feingehalt von 900 Tausendteilen wie die Gulden und Halbguldenstücke ausgeben zu wollen.[1])

Die berühmten Geschichtstaler König Ludwig I. sind noch nach dem Konventions- oder 24 Guldenfuß = 10 eine feine Mark, die Geschichts-Doppeltaler nach dem 14 Talerfuß = 7 eine f. Mark geprägt. Von ersteren existieren 24, von letzteren 14 Hauptstempel ohne die Varianten, wozu auch die Stiglmaierschen Proben gehören.[2]) Außer diesen geschichtlichen Münzen ist eine Reihe von Medaillen entstanden, welche von den Bestrebungen des kunstsinnigsten Fürsten und „teutschen" Patrioten fort und fort Zeugnis geben. Als offizielle nennen die Medaillen auf die Grundsteinlegung der Glyptothek, der Universität, des Königsbaues der Residenz, der Allerheiligenhofkirche, des Odeons; die Ludmaier und J. N. Neuß, besonders aber Karl Friedrich Voigt, den Thorwaldsen 1829 dem König persönlich in Rom empfohlen hatte. Die Geschichtstalerstempel von 1825—1829 teilweise schon von Stiglmaier graviert, hat Voigt zur ganzen Serie passend ebenfalls neu hergestellt. Auf dem Revers des letzten Doppeltaler des Königs ist um das entsprechende Münzbild zu lesen: „Ludwig I. gibt die Krone an seinen Sohn Maximilian. Am 20. März 1848." — Zwanzig Jahre später, angesichts der nahenden Einheit Deutschlands ist der hochbetagte König zu Nizza sanft entschlafen.

Was Ludwig I. für die Kunst gewesen ist, das wollte König Maximilian II. für die Wissenschaften, insbesondere für die Pflege der vaterländischen Geschichte sein. Freiheit und Gesetzmäßigkeit, Milde und Vertrauen" stehen auf der Medaille von 1849, die zum Andenken an die Amnestie vom 22. Dezember gl. Js. entstanden ist und der erste seiner

wigsmedaille für ehrenvolle fünfzig Dienstesjahre, die Prämien für die drei Landesuniversitäten, für die Akademie der Wissenschaften und bildenden Künste usw. Mit Herstellung dieser Schaustücke waren vornehmlich betraut die schon unter König Max I. Joseph tätigen Medailleure Jos. Losch, Joh. Bapt. Stiglfünf Geschichts-Doppeltaler ist der Verfassung gewidmet, welche der friedliebende König am 21. März 1848 feierlich beschworen hatte.

Ein weiterer Ausbau der deutschen Münzverfassung, woran sich die Regierung Königs Maximilian II. lebhaft beteiligte, hat durch die Konvention vom 20. Januar 1857 zu

[1]) Eigene Studien a. a. O. S. 26.

[2]) Ebenda S. 34. Abgebildet, die Med. u. Münzen des Gesamthauses Wittelsbach S. 414, Taf. a—c.

Wien zwischen 28 deutsche Bundesstaaten, diesmal einschließlich Österreichs, stattgefunden. An Stelle der alten Köln. Mark wurde das Münzpfund von 500 Gramme gewählt und beschlossen je nach den bisherigen Gepflogenheiten aus diesem Pfunde feinem Silber entweder 30 Stück Taler norddeutscher Währung, 45 Gulden österreichischer oder 52½ Gulden süddeutscher Währung mit bezüglichen Abstufungen prägen zu lassen. Als gemeinschaftliche im ganzen Zollvereins- wie österreichischen Gebiet gültige neue Vereinsmünze soll der Vereinstaler mit $^{9}/_{10}$ Feingehalt im Werte der südd. Währung zu 1 Gulden 45 Kreuzer — jetzt noch kursierende Dreimarkstücke — von allen kontrahierenden Staaten eingeführt, überdies Goldmünzen unter der Benennung Krone und Halbkrone — zu 16 und 8 Gulden nach südd. Währung — als Handelsmünze geprägt werden. Von letzteren sind aus der Münchner Münze der geringen Nachfrage wegen nur um ca. 60 000 Gulden hervorgegangen, während die Vereinstaler bis zuletzt die Höhe von ca. 38 Millionen Gulden erreichten.[1])

Den Bestrebungen des Königs entsprechend kamen viele Prämienmedaillen der beiden kgl. Akademien auch solche für Mittelschulen mit neuen Stempeln zur Verteilung. Im Jahr 1853 erfolgte die Stiftung des Maximiliansorden, 1854 die Ausgabe der Preismedaillen der deutsch-nationalen Industrie-Ausstellung im Münchner Glaspalast und die 100jährige Jubelfeier der kgl. Akademie der Wissenschaften 1859 ließ ebenfalls ein offizielles Schaustück mit dem Kopfbild des Königs entstehen. Von seinen Geschichts-Doppeltalern sind diejenigen auf die Errichtung der beiden Standbilder von Orlando di Lasso und Gluck in München und auf sein eigenes in Lindau hervorzuheben. Den Schluß der Münzreihe Maximilians II. bildet ein ovales Schaustückchen auf seinen Tod, der allzufrüh den vielgeliebten und von seinem Volk tiefbetrauerten König am 10. März 1864 ereilte. Zu früh wurde dadurch auch sein jugendlicher hoffnungsvoll angelegter Sohn Ludwig II. auf den Thron berufen, gerade in einer Zeit wo die inneren Verhältnisse Deutschlands anfingen den einzelnen Bundesstaaten die ernstesten Pflichten aufzuerlegen. Die Ereignisse des Jahres 1866 wurden von seiner Regierung schließlich im nationalen Sinne überwunden und als sich derselbe 1870 beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich kurz entschlossen an die Seite Preußens stellte, hat er sich den Namen eines deutschen Patrioten erworben und seiner Armee Gelegenheit geboten, sich mit unvergänglichem Ruhm zu bedecken.

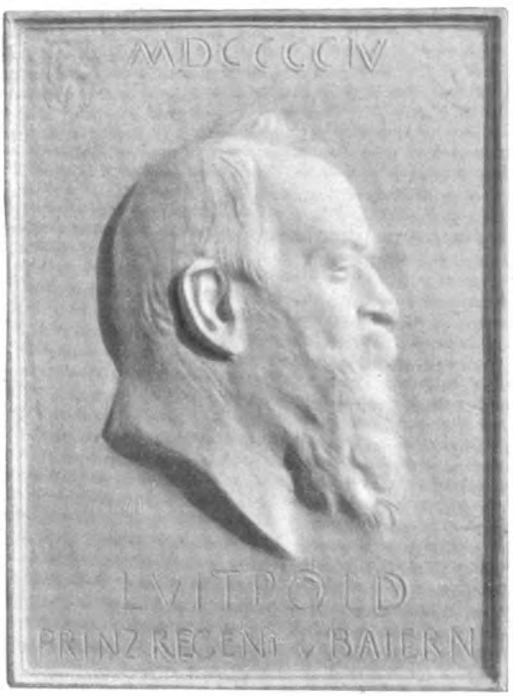
Mit Einführung der Reichs-Goldwährung durch Gesetz von 1873, eine der größten Errungenschaften des deutschen Volkes, wurden die Prägungen nach der Konvention von 1857 eingestellt und dafür die Fabrikation der neuen Reichsmünzen lebhaft in Angriff genommen. Zurückblickend auf die Tätigkeit der kgl. Münze zu München können wir auf Grund amtlicher Belege konstatieren, daß dieselbe von 1806 bis 1873 für Bayern allein die Summe von ca. 160 Millionen Gulden produzierte[2]), an welcher die Obermünzmeister und Vorstände Jos. Heinrich Leprieur (bis 1837), Franz Xav. Haindl (der Vater bis 1849) und Franz Xav. v. Haindl der Jüngere Anteil nahmen. Als Stempelschneider und Medailleure sind außer den schon oben genannten noch Alois Stanger und Johann Ries zu erwähnen.

Vereins- oder Marientaler von 1866.[3])

Von den Medaillen und Denkmünzen die als offizielle gelten, nennen wir außer den Akademieprämien, die neuen Bürgermeister-Medaillen, die Sieges-Vereinstaler von 1871,

[1]) Eigene Studien a. a. O. S. 48 ff.
[2]) Eigene Studien a. a. O. S. 70.
[3]) Die Benützung der disponiblen Klischees 2—6 verdanken wir dem Konservatorium des kgl. Münzkabinetts.

die Ludwigsmedaille für Wissenschaft und Kunst sowie für Industrie, Preismedaillen der Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen in München, der Ausstellungen in Nürnberg und des Gewerbemuseums daselbst, die Jubiläumsmedaille der Universität Würzburg 1882 u. a. m. Die meisten Veteranen- und Kriegervereine des Landes haben ihre Vereinszeichen mit dem Bildnis Königs Ludwig II. versehen lassen und die Zahl an Denkmünzen, welche Pietät und Gewerbefleiß seinem Leben und viel beklagten tragischen Ende widmeten, bildet eine lange Reihe.



Plakette von 1904 von Adolf Hildebrand.

Seit nahezu zwanzig Jahren leitet Se. Kgl. Hoheit Prinz Luitpold als Verweser des Königreichs mit seiner ebenso kraftvollen wie gütigen Hand die Geschicke des Landes, wofür ihm in diesen Tagen der Jubelfeier, Bayerns dankbares Volk aufs neue seine Huldigung darbringen wird. Seine Medaillenreihe an offiziellen Stücken wie an solchen, die durch private Prägeanstalten auf viele Begebenheiten entstanden sind, gibt Zeugnis von der allgemeinen Verehrung, welcher sich der wahrhaft patriarchalische Regent weit über Bayerns und Deutschlands Grenzen hinaus zu erfreuen hat.

Hervorzuheben sind die Porträt- und Schaustücke mit und ohne seiner Devise „In Treue fest". Die Ergänzungen zum St. Michaels- und St. Georgsorden. Die Gedenkstücke zu seinem 70. und 80. Geburtstag. Die Rettungsmedaille, militärische Schießprämien, viele Preismedaillen der vaterländischen Ausstellungen, insbesonders der bildenden Künste, denen ihr hoher Protektor von jeher die größte Aufmerksamkeit zuwendete. Die Prämien der Akademie der Tonkunst, zahlreiche Medaillen und Denkmünzen auf die Einweihung von Monumentalbauten und Standbildern; endlich die jüngst gestiftete ovale Prinzregent-Luitpold-Verdienstmedaille, und die gleichartige Gedenkmedaille seiner 70jähr. Angehörigkeit zur bayerischen Armee. An der Herstellung dieser und anderer numismatischer Denkmale haben teilgenommen die Medailleure und Künstler Alois Boersch, Max Gube, Adolf Hildebrand, Hugo Kaufmann, Wolfg. Lauer, W. v. Rümann, Anton Scharf, Alois Stanger.

Von den neuen Reichsmünzen, welche seit 1886 in der kgl. Münze zu München unter der Direktion E. v. Schauß-Kempfenhausen (bis 1890) und des Obermünzmeisters Hermann Riederer lebhaft geprägt werden, sind die Kronen, Doppelkronen, Fünf- und Zweimarkstücke mit dem Kopfbild und Namen des kranken Landesherrn S. M. Königs Otto versehen. Einige Denkmünzen zur Erinnerung an seine Succession wurden privat in Nürnberg angefertigt.

Denkmünzen und Medaillen sind auch zu Ehren der Königinnen Karoline, Therese und Marie, der meisten Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Herrscherhauses und der mit diesem stammverwandten herzoglichen Familie erschienen, welche deren Andenken im Volke fortdauernd warm erhalten. Eine genaue Beschreibung dieser Schaustücke wie oben genannter Serien, teilweise mit Abbildung, ist in dem Werk „Die Medaillen und Münzen des Gesamthauses Wittelsbach" und kurzgefaßt im „Repertorium zur Münzkunde Bayerns" zu finden. Wir schließen mit dem Heil- und Segensruf:

Floreat semper Bavariae regio!

Eine Kordons-Dislokations-Ordre vom Jahre 1802.

Von Georg Vogl.

Der Frieden von Luneville hatte die Spannung, die über Deutschland lag, nicht gehoben, eher vermehrt. Denn er drängte von neuem hin zu der gewaltigen Umwälzung, die dann im Jahre 1803 ihren Abschluß gefunden hat. Seine Bestimmungen brachten den Waffenlärm nicht zur Ruhe, sie lenkten ihn nur von den feindlichen Grenzen ab und drohte ihn innerhalb der deutschen Lande aufs neue erschallen zu lassen. Wiederholt schienen Zusammenstöße zwischen den einzelnen Reichsgebieten unvermeidlich. Eine ähnliche, wenn auch nicht so gefährlich zugespitzte Situation wie zwischen Österreich—Passau und Bayern mochte damals öfter bestanden haben.

In diesem Lichte betrachtet geben auch anscheinend unbedeutende Dokumente willkommenes Material und beleuchten manches Mal die Verhältnisse eines engeren Zeitabschnittes in ziemlich klarer Weise. So bietet auch eine „Summarische Übersicht der nach der neuen Kordons-Dislokation zur Landessicherheit aufzustellende Posten; verfaßt München den 23. Februar 1802" verschiedene Andeutungen.

Zunächst bringt dieser acht Folioseiten umfassende, gedruckte Erlaß die Aufzählung der zur Verwendung kommenden Regimenter. Es traf das von den nach der Verordnung vom 2. März 1801 bestehenden 6 Kavallerieregimentern die Minucci-Küraſſiere (29. Juni 1682 errichtet; jetzt 1. Chev.-Rgt.) zu München, die Taxis-Dragoner (29. Juni 1682 errichtet; jetzt 2. Chev.-Rgt.) zu Neumarkt, die Fugger-Chevauxlegers (errichtet als Dragoner 15. Mai 1722 und mit dem am 12. Okt. 1735 errichteten Rgt. Bretzenheim 1801 neu formiert; jetzt 3. Chev.-Rgt.), dessen Divisionen[1]) in Landshut und Deggendorf lagen. Diese drei Regimenter hatten zusammen 69 Posten mit 17 Offizieren, 68 Unteroffizieren und 446 Mannschaften zu besetzen. Rechnet man nach der oben angezogenen Verordnung 623 Mann einschließlich des Stabes für das einzelne Regiment und berücksichtigt man, daß die befohlene Effektivstärke bei weitem nicht erreicht wurde, so ergibt sich, daß für den Sicherheitsdienst über ein Sechstel des Bestandes herangezogen wurde.

Damit hatte der Erlaß für die Kavallerie eine erhebliche Mehrbelastung gebracht. Denn während sie nur 6 von ihr bisher besetzte Posten, die künftig freiblieben, aufgeben durfte, mußte sie von der Infanterie 32 Posten mit 5 Ofz., 32 Uofz., 205 Mann übernehmen. Die dadurch in gleicher Anzahl frei gewordenen Offiziere und Mannschaften der Infanterie mußten zu ihren Regimentern einrücken und diese hatten dafür ebensoviel Gemeine sofort zu beurlauben. Das zeigt die große Beflissenheit der Militärbehörden möglichst zu sparen, eine Pflicht, die bis ins kleine zu erfüllen allerdings die Lage des Staates gebieterisch forderte. Hatte doch Bayern in den vorhergehenden drei Kriegsjahren russische, österreichische und französische Armeen verpflegen und dazu den Franzosen eine Kontribution von 6 Millionen Franks als Generalranzion, abgesehen von den jedenfalls nicht

[1]) Ein Kavallerie-Regiment bestand aus 2 Divisionen à 2 Schwadronen.

unbedeutenden Spezialkontributionen an Generale und Kommissäre erlegen müssen. Unbedenklich erscheint allerdings eine Verminderung der Friedenspräsenz nicht. Um dieser Gefahr zu begegnen griff man wohl zu der weitgehenden Einziehung von Posten, die zu Sicherheits- und Polizeizwecken über das Land verteilt standen. Denn abgesehen von den genannten hatte die Infanterie noch 40 weitere Orte, die mit 10 Offizieren, 40 Uofz. und 240 Mann besetzt waren, aufzugeben, sodaß im ganzen schon durch diese Maßregel 445 Mann beurlaubt werden konnten. Dadurch waren die Regimenter Junker (1. Juli 1778 aus bestehenden Abteilungen errichtet; jetzt 10. Inf.-Rgt.) und Preysing (5. Inf.-Rgt.) dieses Dienstes ganz ledig geworden, während die Regimenter Herzog Pius (17. Sept. 1753 errichtet; 8. Inf.-Rgt.), Morawitzky (1. Juli 1732 errichtet; 7. Inf. Rgt.), Weichs (das aus Frankreich 1726 zurückgekommene Regiment Comte de Bavière; 4. Inf.-Rgt.) und das leichte Inf.-Rgt. Salern (15. Oktober 1758) zusammen nur 6 Ofz., 22 Uofz. und 143 Mann auf Posten abzugeben hatten.

Wenn wir uns nunmehr der Postenverteilung auf die einzelnen Kadres zuwenden, so müssen wir eine naheliegende Vermutung aufgeben. Denn in Berücksichtigung des Umstandes, daß das Pferdematerial der Kavallerie damals in keineswegs genügender Anzahl vorhanden war — nach einem Erlaß vom 1. April 1802 sollten die Pferde bis auf 40 pro Eskadron, also 160 pro Regiment versteigert werden — könnte man leicht auf den Schluß kommen, die unberittenen Mannschaften seien zum Kordonsdienst bestimmt worden. Allein ein Vergleich der Ausdehnung der von der Kavallerie zu besetzenden Gebiete mit denen, die den Fußtruppen zugewiesen waren, muß eine solche Annahme als verfehlt erscheinen lassen.

Die Minucci-Kürassiere hatten mit 3 Ofz., 12 Uofz. und 90 Mann in 12 Orten einen Landesteil zu besetzen, dessen äußerste Punkte im Norden Reichertshofen, im Osten Grafing, im Süden Starnberg und im Westen Mindelheim war. Der Nachrichtendienst für das Regiment war so geregelt, daß der Offizier in Friedberg an einen älteren in Dachau und dieser, sowie der Offizier in Pfaffenhofen und die im Osten und Süden von München stationierten Unteroffizierspostenan das Regimentskommando meldeten.

Der Rayon der Taxis-Dragoner war beschrieben durch die Orte Oberviechtach, Tirschenreuth, Konnersreut, Nagl (bei Wunsiedel) Kirchenbingarten (Kirchenpingarten), Kerberdorf (Gerbersdorf bei Gunzenhausen), Kastl (bei Velburg) Burglengenfeld, also fast die ganze heutige Oberpfalz und ward an 30 Punkten mit 7 Ofz., 29 Uofz. und 170 Mann in der Weise besetzt, daß die einzelnen Posten den Offizieren in Nabburg, Nagl, Sulzbach, Velburg, Hippoltstein-Velburg zugewiesen waren, während der Offiziersposten in Kirchenbingarten für sich allein stand.

Fast ebenso stark war das Chevauxlegers-Regiment Fugger herangezogen, dessen eine Division Deggendorf mit 4 Ofz., 16 Uofz. und 107 Mann 16 Orte mit Stadtamhof, Cham, Regen, Schönberg, Neuhaus, Griesbach, Eggenfelden, Dingolfing als Umfassungslinie zu sichern hatte. Die Offiziere in Stadtamhof und Cham hatten durch Vermittlung eines vom Regiment zu bestimmenden Offiziers, die in Vilshofen und Landau jeder für sich direkt an das Kommando in Deggendorf zu melden.

Der Division Landshut war die lange aber ganz schmale von Kelheim, Mainburg, Moosburg, Neu-Oetting und Wasserburg bezeichnete Strecke mit 11 Orten zugefallen, die sie mit 3 Ofz., 11 Uofz. und 79 Mann zu zu decken hatte.

Diesem riesigen, fast das ganze Kurfürstentum umfassenden Rayon, der der Kavallerie zugewiesen war, standen zumeist recht kleine Sicherungsbezirke der Infanterie gegenüber. So hatte das Regiment Herzog Pius mit der Garnison Burghausen lediglich die vier Orte Trostberg, Traunstein, Reichenhall und Hohenaschau mit 1 Ofz., 4 Uofz., 26 Mann zu besetzen, wobei dem Offizier in Traunstein die übrigen Posten unterstellt waren, während das Regiment Morawitzky von Neuburg aus nach Rain, Donauwörth, Höchstätt, Monheim und Lauingen 2 Ofz., 5 Uofz. und 37 Mann abgeben mußte. Dem rangälteren Offizier in Donauwörth oblag die Meldung vom ganzen. Dem Regiment Weichs waren gar nur Fürth, Waldmünchen und Viechtach mit 1 Ofz.,

3 Uofz. und 18 Mann zugewiesen. Dagegen erhielt das leichte Infanterie-Regiment Salern in Landsberg den ziemlich umfassenden Bezirk Schongau, Weilheim, Murnau, Rosenheim, Aibling, Miesbach, Tölz, Wolfertshausen (Wolfratshausen) Audorf Gericht Auerburg, Hohenschwangau, zugeteilt, 10 Orte, die mit 2 Ofz., von denen der ältere in Weilheim stationiert war, 10 Uofz. und 62 Mann zu belegen waren.

Ein allgemeiner Ueberblick über die Dislokation zeigt eine durchaus nicht gleichmäßige Verteilung. Auf das Innere des Landes, wo wohl ausschließlich der Polizeidienst zu versehen war, entfällt ein verhältnismäßig geringer Bruchteil, während die belegten Orte gegen die Grenze immer zahlreicher werden. Besonders reich ist in dieser Beziehung die Ostseite gegen Oesterreich und Passau bedacht mit 30 von 5 Ofz. 29 Uofz, und 182 Mann — abgesehen von den Garnisonen — besetzten Plätzen. Ziemlich im selben Verhältnis steht die Grenze gegen Tirol. Vom nördlichsten Punkt zieht sich stetig die Kette über Sulzbach, weist aber südlich von Nürnberg bis gegen Gunzenhausen eine starke Anhäufung von Stationen auf, dann biegt sie gegen Kelheim zurück. Das von Neuburg westlich liegende Gebiet ist gesondert. Der Kordon verläuft dann in größeren Zwischenräumen über Aichach, Friedberg, verdichtet sich etwas bei Mindelheim und biegt dann in die wieder an erheblich mehr Orten und Dörfern besetzte Südgrenze um. So läßt diese Verteilung auf die Sicherheitsverhältnisse an den Grenzen manch gute Schlüsse ziehen.

Vaterländiſche Dichtungen zur Königsproklamation 1806.

Zuſammengeſtellt von Theodor Rißle—München.

Als am 1. Januar 1806 vorm. 10 Uhr der Herold durch die Straßen Münchens ritt, und unter Trompeten und Paukenſchall den Kurfürſt Max zum König ausrief, herrſchte unbeſchreiblicher Jubel beim ganzen Volke. Schlug doch jedes Herz dem „Vater Max“ entgegen und die Königin Karoline hatte ſich

nicht minder aller Liebe längſt gewonnen. Aber auch auf den „Helden“ Napoleon, den „Liebling der Siegesgöttin“, den „Friedensbringer“ und großen Verbündeten erklangen die kräftigen Hochrufe. Kein Wunder — — glaubte man doch zuverſichtlich, daß der große Kaiſer nunmehr den Völkern den Frieden bringe, daß er aus reiner Freundſchaft gegen Bayern dieſes Land zum Königreich erhoben — und der Haß gegen die Willkürherrſchaft der Oeſterreicher in Bayern loderte zu mächtig — ein deutſchnationaler Gedanke gegen die brennenden und plündernden Oeſterreicher konnte nicht aufkommen.

All dies atmen die zahlreichen Flugſchriften, die in Vers und Proſa zu jener denkwürdigen Feier erſchienen, und größtenteils bei dem „Stadtbuchdrucker Joſeph Zängl auf

dem Färbergraben Nr. III“ gedruckt und verlegt wurden. So gering der literariſche Wert dieſer oft überaus ſchwulſtigen Dichtungen iſt, ſo intereſſant ſind oft die geſchichtlichen Details, die in dieſen Flugſchriften und Dichtungen verarbeitet ſind.

Gewiſſermaßen die Einleitung zu dieſen vielerlei Schriften bilden die

„Original Eipeldauer-Briefe, gedruckt in Wien, von einem rückreiſenden Schiffmann nach Bayern gebracht“.

Im gemütlichen Wiener Dialekt ſchildert ein Eipeldauer ſeinem Herrn Vetter die Zuſtände und Aufregung in der Wiener Stadt, die Siegeszuverſicht der Oeſterreicher, daß ſie Bayern bald ganz einſacken werden. „Beim Löſchenkohl (einer Kunſthandlung) ſieht man einen allegoriſchen Kupferſtich, auf dem der öſterreichiſche Adler den bariſchen Löwen in der Luft davonführt, ſieht wirklich ein wenig ſpaßig aus, der klane Vogel und der große Löw."

Und als nach der Schlacht bei Ulm in Wien das Gerücht ausgeſprengt wurde, die Oeſterreicher hätten glänzend über die Franzoſen und Bayern geſiegt, ſagt unſer Eipeldauer: „Jetzt wett ich, kriegt unſer (öſterr.) Adler 3 Köpf, in der Mit einen Löwenkopf. Wenn unſer Sieg ſo fort geht, ſo ſieht auf die letzt unſer Wappen aus, wie die Arch Noe, es ſchaun alle Viehköpf raus."

Nur zu bald aber wurde den Wienern ihre Siegesfreude vereitelt, und als es gar hieß, Napoleon marſchiere mit den Bayern gegen Wien, erklärt unſer Briefſchreiber: „ja, ja, die Barn, ich hab mirs oft genug geſehn aufn Schanzl, ein einziger wirft ja 6 oder 8 ſo Windſäck, wie die unſern, rum wie Nichts. Und eher laſt der Bar von ſeinem Leben, ehe von ſeinem Herrn."

Originell iſt der Schluß des letzten Briefes. Er klingt in einem Dialog aus — der Briefſchreiber Eipeldauer ſucht nun perſönlich ſeinen Vetter auf, um ihm die Erhebung Bayerns zum Königreiche mitzuteilen.

Herr Vetter: „Teufel! mit den Barn können wir noch üble Geſchichten haben!"

Eipeldauer: „Gſchieht uns recht, derſelbige bariſche ſchlafende Löw im Zeughaus hat's deutlich gſagt: weck mich nicht auf: — aber da habens ihm allweil um d'Naſn rumgſchwänzelt wie d'Bremen, itzt iſt er wach! und hauſt!"

Herr Vetter: „Was wird's denn jetzt werden in Barn?"

Eipeldauer: „Das laßt ſich franzöſiſch am beſten ſagen (er ſchreibt auf ein Zettelchen) ſo, das leſens laut (ſtellt ſich in eine Ecke des Zimmers) ich bin der Echo — aber leſens laut."

Herr Vetter: „Baier!"

Eipeldauer als Echo: „Ehr!"

Herr Vetter: „Bavaroi!"

Eipeldauer ſchreit: „Roi!"

Herr Vetter: „Was heißt denn das?"

Eipeldauer: „König! — Das liegt ſchon im Wort, der Verein mit Frankreich gibt Bayern die Krone!"

In einem anderen Flugblatt: „Bauerndiscurſe am 1. und 2. Jäner 1806" wird uns die Königsproclamation und der Einzug des Königs anſchaulich geſchildert. Die Handlung ſpielt in einer Dorfſchänke:

Hanslmüller erzählt: „Itzt heißt's nimmer Kurfürſtl., jetzt heißt's — Königlich-Bairiſch. — i habs ſelber gſehn, a ſo iß gwen. I bi halt a ſo dahin ganga, woaſt mir nix, dir nix, auf oanmal habes ſpringa angfangt, als wenns narriſch warn, da bi i halt nachi, Reiter von der Stadt haben oan daher bracht, der hat an Huet aufghabt, wie die neuen Schützen, nur daß er viel blaue und weiße Federn hat ghabt, an blauſammatn Janka hat er anghabt, und hindt und vorn a Wappen, zwoa Herrn ſand neben ſeiner grittn in Uniform. Voraus ſand gweſt an Churfürſten alle ſeine Trompeta und Pauka; ſein Schimmel, den er grittn hat, der hat Schaares gmacht, habn alleweil zwey Hofſtaller halten müſſen, ſonſt war a mit ihm in d'Luft auffi gfahrn — —

Auf a mahl hat er a Papier rauszogn, hat ebas runter gleſn, habs aber net verſtanden, wie's faſt aus war, habens 3 mal alle gſchrien Vivat, der Pauker hat drein g'ſchlagn, daß i gmoant hab, er ſchlogt Löcher in Pauken, und Trompeta habn blaßen, daß i glabt hob, ſie zerſpringa, da hab i mein Nachbar gfragt, was denn dös is, hat a mir gſagt, daß der Churfürſt König iſt, oaner is mitglofn, der hat oan ganzen Sack Zettel ghabt, hab a wolln oan dawiſchn, aber d'Leut habn mi net hinlaſſen.

Morgn führns Stuck in d'Stadt, die bairiſchen von Wien und bringa d'Fahna — — d'Stadtſoldaten müſſen ſchon um ſimi nach Woidhauſen und Ziraten ſolln um Stuck und Fahnen rumkommen, daß a Pracht is.

Am 2. Tag.

Der Tyroler erzählt: — Vorn Iſarthor drauß, da habens a ſo an Thurn baut, wo ma unten hat durchfahrn könna, habn d'Leut allaweil an Trumphbogen gnennt, d'z boaden Seiten ſan Trompetta gweſt, die habn aba blaßt, wies unten durchmarſchiert ſan. An Köni hob i a gſegn mit ſeine zwa Prinzen, der hat an Wagn ghabt, und ſeine Roß ſan in lauter Gold einportiret g'weßt.

Und d'Fahna — ſan voll Löcha gweſt, aber gar ſo ſchiene Bueben habens tragen, die habn dar d'Füß gſtreckt, alle habns blaue Jobn g'habt. — —

Zu einer großen Jubelfeier geſtaltete ſich der 2. Januar, als 25 Kanonen und bayeriſche Fahnen in München ankamen, die größten-

teils in den Schlachten bei Donauwörth (2. VII. 1704) und Höchstätt (13. VIII. 1704) in die Hände der Oesterreicher gefallen, und nun auf Befehl Napoleons aus dem Wiener Zeughaus an Bayern wieder ausgeliefert werden mußten. Unter den Kanonen befanden sich:

1. Zwei sehr schöne mit Reitern und Löwen geziert, v. Jahr 1544 von Ludwig Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Ober- und Niederbayern. Auf einer derselben befindet sich ein schlafender Löwe, auf der andern die Inschrift: „Will niemand singen, so sing aber ich. Ueber Berg und Thal hört man mein Schall." Gegossen von Hans Meißner in Landshut. (Steht nun vor dem Armeemuseum im Hofgarten.)

2. Vier Stuck, vermutlich von Wilhelm IV, eine mit der Jahrzahl 1535.

3. Der Bauer und die Bäuerin vom Herzog Albert V. Sie sind gegossen von Leonhard Perringer in Landshut mit der Umschrift: „Hab Gott vor Augen allezeit — förcht Gott, sey wohlbedacht und bedenk das Ende allzeit." Neben den Verzierungen befinden sich die Inschriften: „Der Sedelbauer bin ich genannt — Dem Herzog von Baiern wohl bekannt — Mit meinem Pflug thu ich umkehren — Thüren und Mäuern wenn man sich tut wehren" Die Inschrift der Bäuerin heißt: „Lieber Bauer ich folge dir nach — mit meiner Eggen — Ists mir gach — Was vor dir ist stehn geblieben — Das will ich werfen nieder.

4. Von Churfürst Max 1. sind der Löwe und die Löwin, eine der schönsten Arbeiten, gegossen von Martin Frey München. Weitere 2 Stücke von 1630 mit der Umschrift: „Durchs Feuer bin ich geflossen, Friedrich Arnold von Fulda hat mich gegossen." —

Auszugsweise sei hier ein Gedicht mitgeteilt, das zur Begrüßung der alten Geschütze und Standarten verbreitet wurde:

„Als die alten baierischen
Fahnen und Kanonen
von Wien weg nach München aus ihrer Gefangenschaft gebracht wurden.

Den 1. Jäner 1806.

Strophe 1.

Da seid Ihr ja, Ihr alten grauen Mächte,
Ihr heiligen Vertheidiger
der alten Freyheit und der Völker-Rechte,
da seyd Ihr endlich doch bey Uns!
Willkommen hier bey Uns, willkommen wieder!
Wir kränzen Euch mit Eichenlaub,
und feiern Eure Wiederkehr durch Lieder,
und führen Euch im Jubel ein.

Strophe 6.

Der alten Fahne, ach, den treuen Farben
gehören wir so gerne an;
sie winkte denen, die für freyheit starben,
sie winket Uns, die sie noch kennt.
O decke, mütterlicher Flügel, decke
den Enkel auch so sicher zu,
und unter deinem heiligen Schutze wecke
kein Friedensstörer seine Ruh.

Strophe 7.

Und stöhrt sie doch ein Majestätsverbrecher
so sprecht, Ihr Schlünde inhaltschwer,
Ihr alten wohlbekannten schwarzen Sprecher,
sprecht ein durchgreifend Wort dazu!
Willkommen also einmal noch, Ihr Mächte,
Ihr Heiligen Gefürchteten!
Vertheidiger der alten Freyheits-Rechte,
willkommen Hier bei Uns. — —

Eine weitere Festschrift betitelt sich: „Die Mitternachtsstunde des 2. Jäners 1806, eine Geistergeschichte unserer Tage."

Ort der Handlung: „Der Platz vor dem Arsenal in München. 11 Uhr, eine stürmische Winternacht, nur zuweilen bricht der Mond durch die Wolken, die Fähnen auf den Wägen mit den alten baierischen Kanonen flattern im Winde." Hauptperson: Ein Bauer und eine Bäuerin, später erscheinen der Preisinger und Törringer, und sämmtliche Geister der gefallenen Bayern, um dem König zu huldigen. Eine hervorragende Eigenschaft dieser Festdichtung ist das unaufhörliche Löwengebrüll und die ununterbrochenen Rufe „Feuer, Feuer, gebt Feuer!" Daraus möchte ich fast schließen, daß die Dichtung aus der Feder eines Oberländers stammt, der ja noch heute mit ganzem Herzen an Büchs und Böller hängt. Bezeichnend hiefür ist auch die Bitte:

Der Bauer: „Theurer König! nur bey einer der vielen feyerlichen Gelegenheit, gieb uns Pulver, daß wir in den Jubel deiner Bayern jauchzen können!"
und an einer andern Stelle:

Bauer: „ — nur eine einzige Ladung Pulver, daß ich mich laut freuen kann. (Die Löwen brüllen laut) ha, hungert euch auch nach solchem Futter, o könnten wir dieses schöne königliche Jahr grüßen — sie sollten uns hören — und (die Löwen brüllen grimmig)"

Bäuerin: „Eine einzige Ladung, wo denkst du hin bayrisch Herz!"

Daß den Oesterreichern in allen Tonarten die Leviten gelesen wurden, ist selbstverständlich. Einschlägig sind hier: „Trauliche Reden der Mutter Bojaria an ihre Toch-

ter Austria"; der ungetreuen Tochter Austria werden hiebei all ihre Verfehlungen eingehend aufgezählt.

„Ein bairisches Lied zur Wiener Musik."

„Es kamen hunderttausend Mann
Meist ohne Schuh und Strümpfe an
Und holten dieß bey euch (scil. bei den Bayern)
Sie zogen in Parade aus
Und ließen Ihren Muth zu Haus,
Die Herrn von Oesterreich.

Und weil bey ihnen Hungers Noth,
So holten sie in Baiern Brod
Um schmutziges Papier (gemeint die Guldenzetteln)
Da nahmen sie noch obendrein
Die meisten Städte Baierns ein
Aus Dankbarkeit dafür.

Oft wehte gelb' und schwarze Fahn (Oesterr. [Landesfarbe)
Zu München unsern Löwen an,
Das war für uns nicht gut. —
Nun sieht man auch im Wiener Staat,
Daß Baiern blaue Fähnen hat
Gestickt mit Treu und Muth. — ꝛc.

Auch ein Muster für ein österreichisches Gebetbuch möge hier auszugsweise Platz finden:

Vergiss mein nicht,
oder
Nöthiges Gebethbuch für die österr. Unterthanen pro 1806.
(Gedruckt zu Innsbruck u. Eichstätt, Linz u. Salzburg.)

Der Glaube.

Ich glaube an den Kaiser Napoleon — und an Maximilian als seinen treuesten Alliirten; — — hat gelitten unter der fürchterlichsten Koalition des engländischen Pontius; ist durch die Grobheit des Schwarzenbergs und Macks gekreuziget worden; stand aber aus dem Grabe in der dritten Woche wieder auf; ist aufgefahren zu München zur Freude seiner Baiern — — — ich glaube — — ein ewiges Leben mit der bairischen Nation und unter König Maximilian. Amen.

Die 3 Tugenden.

Ich glaube vestiglich alles, was uns die vielen erfochtenen Siege zu glauben fürhalten. — Ich hoffe auf den bald herannahenden Frieden, weil du, o Napoleon, der Held und Weise bist, so von uns künftighin nicht mehr betrogen wird und betrogen werden kann. — Ich liebe dich, guter Vater Max, weil du vor allen unsern Fürsten am liebenswürdigsten bist, und durch deine gerechte Liebe werden wir glücklich von dem Zeitpunkte an, wo wir deine Unterthanen werden.

Die Verse- und Odendichter haben es sich natürlich nicht nehmen lassen, ihren Pegasus in allen Gangarten zu tummeln.

„Gealterte Muse! zurück
In dein festliches Gewand!" — —

beginnt eine Ode. Das klingt fast nach einer längst pensionierten Schauspielerin!

Im Münchener Mittwochs- und Sonntagsblatt vom 15. Oktober 1806 befindet sich ein Vorschlag zu einem Nationalgesang, wie er heute noch mit entsprechenden Aenderungen gesungen wird:

Bayr. Nationalgesang.

Heil unserm König! Heil
Des Volkes Vater Heil!
Dem König Heil!
Von Sorgen ungetrübt
Von Seinem Volk geliebt,
Krön er Sein Königthum
Mit Glück und Ruhm.

Herr Gott dich bitten wir,
Erhalte für und für
Den Vater uns.
Treu Ihm die Diener gieb,
Er hat uns werth und lieb,
Ihm weihn mit frohem Mut
Wir Gut und Blut.

Heil unserer Königin,
Edlen und hohen Sinn
Strahlet Ihr Blick.
Heil unserm Fürstenhaus!
Fest steh's in Sturm und Braus
Heil unserm Vaterland!
Heil Bayern, Heil!

Die Straubinger stellten gleich 2 Dichter. Der Gesang des ersten lautet:

Lied auf die Krönungsfeier
Maximilian Joseph IV
zum König von Bayern.
Von
J. Philipp Brunemayr, Studienrektor in Straubing.

1.

Triumph! Triumph! Maximilian
Erscheint mit hehrem Ruhme!
Stimmt, Bayer! Jubel-Lieder an
Dem neuen Königthume.

2.

Froh tretet hin zu Maxens Thron!
Und grüßet euren König!
Es lebe Max! — Napoleon!
Der Kaiser und der König.

8.

Napoleon verläßt den Feind,
Verschließt des Krieges Scenen;
Und eilet, Maxen, seinen Freund,
Zum Könige zu krönen.

9.

Nimm Scepter nun und Königs Kron
Die, Bayern! dir gebührte;
Die Arnulf einst und Pipins Sohn
Und dich in Ihnen zierte.

11.

Max Joseph herrschet als Souverain,
Dieß wissen die Vasallen;
Selbstständig soll nun Bayern stehn
Im eignen Glanze stralen.

12.

Auch Caroline schmückt den Thron
Mit Diadem und Würde;
Sie Selbst ist Perl' in Maxens Kron,
Erleichtert seine Bürde.

13.

Das edle Paar wird Bayern bald
Mit neuem Mut beleben;
Wird Arbeit, Brod und Unterhalt
Dem fleiß'gen Bürger geben.

14.

Der Landmann wird der Flur sich freun,
Der Städter der Gewerbe;
Der Reiche Freund des Armen seyn,
Der Sohn des Vaters Erbe.

15.

Auch freuet sich der Musen Sohn
Des Mäcens auf dem Throne;
Der Brave findet seinen Lohn
Zur Vaterlandes Wonne.

16.

Auf also Bayer! jauchzet, singt!
Umarmet euch wie Brüder!
Mit Maxens Königstum verjüngt
Sich Bayerns Antlitz wieder.

17.

Triumph! Triumph! Maximilian
Erscheint mit hehrem Ruhme!
Stimmt, Bayer! Jubel Lieder an
Dem neuen Königthume.

Der Ruhm seines Herrn Rektors veranlaßte auch den Ober-Schul-Kommissariats-Aktuar J. Pracht in Straubing zu einem Gedicht:

„Patriotische Empfindungen bey der Erhebung Baierns zum Königreiche."

Es lehnt sich in Form und Inhalt so ziemlich an das vorhergehende Gedicht an. Eine Strophe lautet:

„Wir hören zwar manch Ach und Weh,
Und sehen Thränen fließen,
Doch Max, der Edelmüthige
Wird sie zu trocknen wissen. —

— — — — —

Triumph, geendet ist der Streit —
Frohlocket liebe Brüder!
Es lacht uns eine goldne Zeit
In Max, dem König, wieder!" —

„Das Wiederaufleben des baierischen National-Geistes"

besingt Martin Schrettinger, weiland Bibliothekar in der Benediktiner-Abtei Weissenohe u. d. z. Adjunkt an der k. b. Hofbibliothek.

— — — — —

Schnell erhebt nun sein Haupt der erwachende Nationalgeist,
Freude sprühet sein Aug, Selbstgefühl lächelt der Mund;
Neue herkulische Kraft durchlebt die Nerven des Jünglings,
Bojer! seht, er reicht — ewig zu sichern den Bund —
Uns einen Talisman von weiß und hellblauer Farbe
Die Kokarde genannt; — Ha! schon schwindet sie hin
Die unselige Kluft zwischen Bojer, Frank und Tyroler,
Krummstabs Unterthan, Reichsbürger, Pfälzer und Schwab.

— — — — —

Mit Gemeinsinn beseelt von der blau und weißen Kokarde,
Stolz auf Vaterlands Ruhm, heiß von Vaterlands Lieb'
Trotzend jeder Gefahr, des Vaterlands Feind zu bekämpfen,
Jeder Tropfen des Bluts, das seine Adern durchwallt,
Ruft mit mächtiger Stimm: „Es lebe Max Joseph der Weise,
Und Karoline mit Ihm, Bayerns Göttin der Huld!" —

Aehnliche patriotiſche Empfindungen enthält

„Die Cocarde“

nach frey gemiſchten Metrum den edeldenkenden Patrioten gewidmet von B. O.

— — — — —

Graues Bojaria, du Helden-Erzeugerin!
Noch trägt der ſpäte Enkel den Funken des Muths
Ins Schlachtengeklirr — den biedern Ahnen abgeerbet —
Sofern der Kampf der Muttererde gilt.

— — — — —

— — Auf Brüder!
Es gilt das Fürſtenhaus, das Vaterland! Schon glänzet die Krone,
Die ihm der Helden Erſter — der Liebling des Sieges wieder gab,
Auf König Maxens Haupt — längſt eigen den Agilolfingern.

— — — — —

Daß ewig aufbrenne die Flamme der Treue,
Hochherzigen Sinnes — und kindliche Liebe gen Wittelspachs Erbe —
Daß Bojer ſich Brüder nennen — im Geiſte der Ahnen —
Den Feinden Wettersturz — ſey Cokarde mir Symbol!“

Zu der am 14. Jan. 1806 ſtattgefundenen Vermählungsfeier der Prinzeſſin Auguſta mit dem Vicekönig Eugen erklangen wieder zahlreiche Dichterharfen: Herzlich gemeint und meiſt ziemlich ſchlecht gelungen, ſind all dieſe Dichtungen auf den einen Grundton geſtimmt: eine rührend kindliche Liebe zu der ſchönen Königstochter, die jeder Bayer ſchweren Herzens aus dem Lande ziehen ſah. Von den beſten Dichtungen ſei hier noch ein Lied auf die ganze kgl. Familie mitgeteilt:

„Gott erhalte den König!“

Gott erhalte unſern König!
Unſer König iſt ein edler Mann!
Ihm ſind wir ſo gerne untertänig,
Unſerm Vater Maximilian!
Sieh, wir alle, deine treuen
Deine frohen Kinder, ſagen laut:
Wie wir deiner Güte uns erfreuen,
Und was unſere Liebe auf Dich baut!

Gott beſchütze und erhalte
Unſre allgeliebte Königinn!
Karoline Friederike walte
Unumſchränkt mit dieſem edlen Sinn!
Sie der hohen Frauenwürde
Wahrhaft königliches Ideal,
Weib im ſchönſten Sinne, Stolz und Zierde
Des Geſchlechtes Fürſtin überall.

Ludwig Auguſt, unſre Freude,
Unſrer Hoffnung helles Morgenroth;
Und Auguſta, unſre Augenweide,
Der die Pflicht von hier zu gehn gebot;
Euch erhalte, der das Gute,
Große, Edle, Schöne ſtets erhält;
Dem der Fürſt mit kühnem edlen Muthe,
Und das Weib mit Anmuth nur gefällt.

Baiern hat die alten Mächte
Wieder ſich errungen, Baiern ruht,
Neu und kräftig, ſtolz auf ſeine Rechte,
Wie der Löwe auf dem Schilde ruht.
Gott beſchütze und erhalte
Dieſes ſchöne deutſche Mutterland;
Und kein Fremdling dringe ein und ſpalte,
Seiner Kräfte heiligen Verband!

Könige entſtehen wieder!
Könige entſtehn aus Wittelsbach!
Fürſten ſind es herzlich, treu und bieder,
Wach für Ehre und für Freiheit wach.
Gott erhalte unſern König!
Denn der König iſt ein Ehrenmann!
Heil dem Lande, das ihm unterthänig!
Heil dem König Maximilian!

Schriftleitung und preßgeſetzliche Verantwortung: Heldwein—München (Liebigſtraße 1/2).
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kaſtner & Callwey.

Unter-Sendling reconſtr. nach dem Plane vom **Jahre 1809.**
(K. Kataſteramt, Stadtbeilage Südweſt I,2.)
Von rechts nach links: Heiliggeiſthof begrenzt vom Neuhauſerweg, an deſſen Eck der Angerbauer. Ganz vorne der Wimbauer über der Straße. Am Südende der Alte Wirth als vorletzter Hof (z. Löwenw.)

Des Hiſtorienmalers Wilhelm Lindenſchmit, des Aelteren, Jugend und Bildungszeit bis zur Darſtellung der Sendlinger Bauernſchlacht an der St. Margarethenkirche zu Unterſendling.

I. König Ludwigs I. Arkadenbilder und Nebenprogramme in Cornelius Schule.

Gegen Ende des Jahres 1826 verfügte König Ludwig die Ausſchmückung der Hofgartenbögen mit Freskogemälden. Das Programm dazu — „je ein Friedens- und ein Kriegs-Gegenſtand aus jedem der acht Jahrhunderte, in welchen Bayern von Wittelsbachern beherrſcht“ —, war von dem Corneliusſchüler Ernſt Förſter verfaßt und hatte „bereits des Königs Genehmigung erhalten“.

Der König wollte vor allem Tätigkeit ſchaffen, ſie entflammen und vervielfachen. Für Cornelius, als Leiter des Ganzen, war es nicht leicht, die auseinanderſtrebenden Talente hier bei dem königlichen Ruf, welcher den Gehalt einer ganzen anhebenden Entwicklung in einem feierlichen Akkord auszuſprechen begehrte, bildend zu ſammeln. Und ſo iſt es auch nicht bedeutungslos, daß dem endgültigen Programm Vorſchläge zu einem Bilderreigen erheblich anderer Natur vorausgegangen ſind, die zwar nicht bis zum König, aber vor Cornelius ſelber aus ſeinem Schülerkreiſe gelangt waren.

Der zwanzig Jahre alte Maler Wilhelm Lindenſchmit, welchem dann das achte Fresko „der Sieg Herzog Ludwigs des Reichen bei Giengen“ zufiel, hatte nämlich in einem früheren Stand der Angelegenheit ſich mit dem Auswählen und Abwägen von ſechzehn Vorwürfen beſchäftigt.

Dieſe Liſte — ihrem ganzen Inhalte nach für die Arkaden gedacht, jedoch offenbar ohne Fühlung mit den genaueren Abſichten des Königs — beginnt mit der Aufnahme des Chriſtentums, ſchließt die Agilolfinger mit ein, reicht aber nicht über Max Emanuel hinaus; ſie kehrt in den Friedensgegenſtänden mehr kulturliche zuſtändliche Themen — und etwas weniger die ſtaatsgeſchichtlichen Momente hervor. Was aber auffällt: ſie ſetzt als XII. Bild „Max Emanuels Rückkehr von 1715“, als Ergänzungsbild zu XI. „Plinganſer zu Pfarrkirchen zum Hauptmann der Landesverteidiger ausgerufen i. J. 1705“, und als XI. Bild ſelbſt „Des Volkes Kampf für die Rechte des Fürſtenhauſes: „Gefecht der Oberländer Bauern mit den Oeſterreichern an der Innbrücke[1]) in der Chriſtnacht i. J. 1705“.

Somit beſtand alſo ſchon 1826 eine Abſicht auf ein Gemälde der Art, wie es dann ſeit 1831 von der St. Margarethen-Pfarrkirche in Unterſendling zum bayeriſchen Volke redet.

Die erwähnte Liſte führte dieſe Gegenſtände in einer Reihe mit anderen bayeriſchen Großtaten vor, wie es in einen Plan für die Arkadengemälde paßte. Jedoch es findet ſich außerdem noch eine wohl ältere, von des Malers W. Lindenſchmit Hand verfaßte Liſte vor, betitelt „Walhalla unſeres Volks-

[1]) Flüchtigkeit ſtatt „Iſarbrücke“.

stammes", wo die Tat der bayerischen Bauern ihren Rang unter achtzehn Themen aus Geschichte und geschichtlicher Sage der Deutschen einnimmt.

Dieser Gegenstand führt den Namen „Große Treue bairischer Landeskinder" mit der Erklärung „Um den geflüchteten Maximilian Emanuel zu rächen, stürmte das Landvolk von Oberbaiern München ohne Waffen [!]. Diese Hochherzigen ließen sich bei Sendling übermannen und niedermetzeln."

Die Liste zu dieser „Walhalla" dürfte aus weiterhin vorzutragenden Gründen spätestens um die Wende des Jahres 1825 auf das Jahr 1826 niedergeschrieben sein. Sie hat aber als abgerundeter und konsequent gedachter Arbeitenplan schon eher in Lindenschmits Entschlusse gelebt. Denn abgesehen von dem einzigen Thema, der Sendlinger Schlacht, gehen alle anderen auf die Anregungen zurück, unter welchen Wilhelm aufgewachsen war in seiner Heimat: Mainz.

II. Wilhelm Lindenschmit's Herkunft und Jugendwelt.

In dem alten Kur-Mainz hatte sein Vater Johann Lindenschmit bei Ausübung des ursprünglichen Familiengewerbes, der Büchsenmacherei, durch geschmackvolle Gravierungen die Aufmerksamkeit des Kurfürsten (v. Erthal) auf sich gezogen. Johann L. konnte daher die Kunst des Gravierens, das verwandte Steinschneiden und auch den Kupferstich gründlich erlernen, und brachte es zur Anstellung als Münzgraveur, ein Amt, das er auch unter der Herrschaft der französischen Republik und Bonaparte's, sowie schließlich unter der hessischen Regierung versah. In den letzten Jahren vor Cüstine's Einbruch (1792) hielt sich am Hofe des Mainzer Erzbischoffs, welcher damals zur preußisch-deutschen Fürstenbundgruppe neigte, der Freiherr Friedrich von Stein, der Bruder des großen Staatsmanns, als preußischer Gesandter auf. Er war auch Oberjägermeister, und erwarb bei den Lindenschmit's manches Gewehr. Stolz auf die Güte des deutschen Fabrikats wettete er mit einem englischen Edelmann, und die Lindenschmitischen Gewehre gewannen es über die englischen. So geschah es, daß später sogar Mitglieder der Napoleonischen Familie solche Waffen bestellten, deren sich noch heute im Pariser Museum befinden.

Dabei hielt sich aber die Familie in den Revolutionsstürmen, die mit den Mainzer Clubisten grimmige Parteiung unter die Bürgerschaft und die nächsten Freunde brachten, und unter dem Napoleonischen Alp stets deutsch.

Der Vater Wilhelms hat, als Cüstine vor Mainz lag, mit Blick die schwache Gegenwehr der vom alten Regiment kopfüber verlassenen Stadt beobachtet, ist selbst auf die Wälle, und hat seine Kritik später niedergeschrieben. Nichts brachte den sanften Mann aus seinem Schritt gemessener sachlicher Ueberzeugung. Daher wurde auch in seinem Hause der Same deutschgeschichtlicher Sage und Ueberlieferung, wie ihn der Schweizer Johannes Müller als kurmainzischer Bibliothekar ausgestreut hatte, ruhig weiter gepflegt.

Und während dieser Mann in dem halbzerstörten Mainz manches brandgeschwärzte Denkmal in mutiger Erinnerung und mit dem Plan zu einem Werke „Denkmale der Vorzeit" abzubilden unternahm (so die reizende gotische Marienkirche und die sieben Kurfürsten auf den Zinnen des Mainzer Kaufhauses) und bei Zahlbach jene Sarkophage entdeckte mit Reliefs, römische Legionssoldaten in voller Rüstung darstellend (jetzt in der Gründung seines jüngeren Sohnes Ludwig[1]) dem Mainzer Römisch-Germanischen Zentralmuseum), schenkte ihm, nach Verlust der drei erstgeborenen Kinder, seine Frau am 9. März 1806 seinen Sohn Wilhelm.

In die Knabenjahre der beiden Brüder Wilhelm und Ludwig, fiel also gerade der ungeheuere Sturz der Fremdherrschaft und die Wiedererhebung Deutschlands. Und die Mutter, eine Lehrerstochter aus dem jetzt bayerischen Klingenberg, wies mit deutendem Wort auf diesen Wogengang des Völkerkrieges und sicherte der großen Sache des Vaterlandes die Herzen ihrer Söhne. In einem Lied, worin Wilhelm später auf Hohenschwangau seine rheinische Heimat besingt, ist es die

[1]) geb. 1809.

Mutter, die aus den ehrwürdigen Denkmälern der römisch gegründeten, französisch gewordenen, deutsch gebliebenen Stadt die Zeichen des Umschwungs ersieht. Von ihrem hochgelegenen Wingert in Weisenau weist sie hinüber in die blauen Berge, auf deren Haiden unter waldbefriedeten Grabhügeln in ihren Ringgeschmeiden die Krieger ruhen, die mit Drusus stritten:

„Du bist ihr Sohn, Dein blaues Augenpaar"
„zeigt dies von ferne, und das gelbe Haar."

Sie selbst war klein, schwarz von Haar, keineswegs ossianisch- und klopstockisch-wehmütig, obgleich sie sich deren Wort bedienen konnte; und wie sie das Hauswesen und selbst die weitere Familie straff im Zügel hielt, so richtete sie sich auch den widrigen und niederbeugenden Ereignissen gegenüber mit voller mütterlicher Autorität auf.

Viel fremdes Volk passierte bei den unaufhörlichen Durchmärschen die Mainzer Gassen. So sah einst Wilhelm ein zerlumptes portugiesisches Regiment, aber in stolzer Haltung; aus ihrem fast deutschen Aussehen schloß er auf Nachkommen jener Sueven, die seit der Völkerwanderung den Norden Portugals inne haben. Das war ihm später ein Wink, daß die verhöhnte deutsche Plumpheit nicht im deutschen Material, nicht in der Körperart ihren Grund hat.

Völkerwanderungsbezüge lagen nah; fochten doch wie in den Zeiten der Merowinger so viele Rheinfranken in Spanien. —

Nach der Schlacht bei Leipzig rollte die letzte große Woge in die Mainzer Schleuse zurück. In dem erwähnten Gedicht erzählt Wilhelm seine eigenen Eindrücke davon:

„ — — Selbst sah ich der Franken
„gebeugte blutige Schar auf unsrer Brücke schwanken.
„Ich sah mit diesem Aug' die bleichen hohlen Wangen,
„den witzverstummten Mund, zur Erd' den Blick gekehrt,
„geraubt der Führer Schmuck, die Kuppel ohne Schwert.
„Die Regimenter sah ich ohne Fahnen ziehen,
„Ein Raubgesindel durch die sicher'n Gränzen fliehen.
„Zerlumpt den Fußknecht, drei auf Einem magern Roß
„Verdrängt den Reiter, wund und stiefellos."

Auch Napoleon selbst sah er damals bedrückt von Kummer sich in Sicherheit bringen.

So war die neue Zeit erschienen.

Mainz besaß noch von der Zeit des Erzbischofs Emmerich Joseph und seines hochstrebenden Rates Dalberg her ausgezeichnete Schulen und als Wilhelm schon frühe bedeutende Anlagen des Geistes zeigte, ebenso wie sein Bruder Ludwig, entschloß sich ihr Vater, ihnen Gelegenheit zu höherer Bildung zu geben. Er ließ sie also das Mainzer Gymnasium besuchen, welches damals nach Art einer Universität eingerichtet war.

War schon der Geist der Familie durchaus patriotisch und dadurch der Kindersinn hoch empfänglich für die Freuden und Leiden der deutschen Nation, so wurde diese keimende Vaterlandsliebe auf der Schule durch den Verkehr mit soviel gleichbewegten Jünglingsseelen, durch das Studium von Geschichte und Poesie, rasch zur mächtigen Flamme angefacht.

Die Eindrücke und Empfindungen waren so mächtig, daß das ganze Leben dieser beiden Männer, all ihre Unternehmungen, Leistungen und Pläne, nur eine fortgesetzte Reihe von Bestrebungen zur Verherrlichung der deutschen Nation erscheinen. Nur wenn man diese, vielleicht zu starken Jugendeindrücken entsprungene, überschwänglich nationale Richtung in Anschlag bringt, lassen sich manche bei der großen geistigen Befähigung sonst fast unerklärliche und schwergebüßte Starrheiten in dem Auftreten und dem Verfahren des älteren der beiden Brüder einigermaßen begreifen.

Die bei Wilhelm schon früh erwachte Neigung zur bildenden Kunst zeigte sich in einer großen Menge von Federzeichnungen, lauter Kompositionen, deren Thema stets der alten oder neueren Geschichte entnommen waren.

Eine Fülle von Gedanken in lebendigster Naturanschauung, vereint mit ungewöhnlich schwungvoller Gesamtgruppierung ließ in diesen Zeichnungen auf das deutlichste die Begabung erkennen.

So entschloß sich denn der Vater, ihm den Willen zu lassen und seine Zustimmung

zur Beschreitung der Künstlerlaufbahn zu geben.

Dieses Ziel, welches neben der Schule eine konzentrierte Vorbereitung, z. B. das Kopieren eines großen Rubens in der Mainzer Galerie, nötig machte, entzog ihn nicht völlig dem Mithalten an den politisch-patriotischen Bünden seiner Kameraden. Er war ein Turner wie alle. Als solcher machte er unter den Augen jener „Mainzer Zentralkommission gegen demagogische Umtriebe" eine rasche Fahrt zu nächtlicher Zusammenkunft auf dem Donnersberg, weit drüben in der Pfalz mit, wohin von allen Seiten Knaben und Jünglinge sich zu einem großen Bergfeuer zusammenfanden, und wieder zerstoben. Auch von einer „Weihe", die „dem einst'gen Tod für's Vaterland" galt, spricht er in einem Gedicht.

Vor der Turnerschaft hielt er einmal einen Vortrag über Turnierwesen, dessen Niederschrift ganz ungewöhnliche Kenntnisse in der Geschichte des Rittertums, der mittelalterlichen Waffen und Uebungen und der Waffenspiele zeigt. Dieses Wissen entstammte dem alten Bücherschatze des Vaters, und Sammlungen von dessen Freunden. Aber auch auf der höchsten Warte der Stadt, bei dem Türmer von St. Stephan, Kaspar Schneider fand sich neben absonderlicher Märchenkost manches seltene Buch, und in der Person selbst die leibhaftige Chronik der alten Zeit.

Die vielen Freunde des väterlichen, behaglichen Hauses, Leute von allerlei Graden, und ebenso die rührige frohbegeisterte Kameradenschar der beiden Lindenschmit sah sich oft zu einem abendlichen Lesezirkel versammelt, wo Walter Scott, Ossian, Tiek, der Gespenster-Hofmann, aber auch geschichtliche und die eben erwachte altdeutsche Literatur zum Sinn und Gemüt sprachen.

Zum Losungswort für ihre Welt, namentlich ihre malerische Empfindung erkor sich die jugendliche Schar aus dem zweiten Teil von Goethe's Faust den Ausdruck der Phorkyas: „Fackeln und Schwerter!" Das war ihr Feldgeschrei und blieb — trotz Cornelius — ihre heimliche Kreide. —

Das gemütvolle aufstrebende Leben in Wilhelms Elternhaus teilte damals auch die junge Witwe eines nassauischen Forstmeisters, des Herrn v. N.; dieses edle, durch ein tragisches Geschick verklärte Frauenbild konnte, zumal im täglichen Umgang, seinen Eindruck auf so schwärmerische Knabenseelen nicht verfehlen. —

All das durchbrach Wilhelms Entschluß, nach München zu gehen.

An einem nebelfeuchten Julimorgen des Jahres 1823 gaben Vater und Bruder dem scheidenden Jüngling das Geleite hinab an den Rhein. Ein Nachen entführte ihn in den Morgendämmer und den weißgoldenen Rauch des Stromes.

Ein Gedicht erzählt von dieser Stunde:

„Fern vom Gestad und durch den Nebel drang
„des alten Vaters und des Bruders Sang.
„Und an das andre Ufer sprang ich aus dem Kahn.
„Wohl schlugen, wie an diesen leise Wellen,
„auch Abschiedsklagen dumpf an meine Seele an.
„Doch sturmschnell jagt' ich mich durch's weite Feld im Lauf —."

So schritt nun der kaum siebzehn Jahre alte Wilhelm als ächter „Bursche", im schwarzen deutschen Rock, den Ranzen auf dem Rücken, den Ziegenhainer unter'm Arm, in Gesellschaft seines treuen Hundes, des „Friedel", über den Rhein und Main stromaufwärts seiner verhüllten Zukunft entgegen.

III. Auf der Wanderschaft, und die erste Münchener Zeit 1823 auf 1824.

Das von ihm selbst gemalte und bald den Eltern gesandte Bild dieses Auszuges zeigt ihn nicht in übermütiger Stimmung, sondern heimwehkrank und fast schmerzlich bewegt durch die Trennung von seinen Lieben, von den schönen Gestaden des Rheins.

Es ist auf Ölpapier gemalt und in der allerersten Münchener Zeit, wenn nicht schon auf der Reise entstanden. Denn er unterbrach die Wanderung an den größeren Orten. Die Durchforschung einer Stadt und ihrer Umgegend nach Denkmälern und Kunstsachen und die Kenntnisnahme ihrer Geschichte bot damals, beim Fehlen der Reisebücher, eine selbständige Aufgabe und Entdeckerfreude. Dazu bedurfte es allerdings des Anschlusses an Einheimische, den er oft von Ort zu Ort, be-

sonders in der jungen Welt der Studenten und Forstleute durch sein geselliges, rüstiges Wesen, und durch Empfehlungen seiner Mainzer Lehrer an auswärtige Kollegen erhielt. So machte er gleich in Aschaffenburg Halt, wo auch zwei seiner Oheime lebten, die vorlängst aus Anhänglichkeit an den letzten Kurfürsten, von Erthal, hieher gefolgt waren; der eine, Blasius Lindenschmitt, war Miniaturmaler.

Auch in der Galerie des stattlichen Schlosses blickte ihm das alte Mainz mit seinen Rheinanlagen und Lusthäusern auf interessanten Veduten noch einmal nach und in der Bibliothek erzählte ein illustriertes Inventar von dem Mainzer Domschatz aus der Zeit vor der Beraubung durch die Schweden. Es muß ein wahrer Nibelungenhort an reizenden Kelchen und Reliquienbehältern gewesen sein.

Wie er den Zeitverlust als guter Fußgänger wieder einzubringen gedachte, bewies er dem Direktor des Aschaffenburger Lyzeums, Hofmann, in einer Wette, nämlich in drei und einer halben Stunde nach Seligenstadt hin- und zurückzugehen — zusammen etwa dreißig Kilometer — und mit einer Zeichnung des Städtchens wieder in Hofmanns Hause zu erscheinen: „was ich auch wirklich zustande brachte", bemerkt sein Stammbuch.

Bei seiner Weiterreise die Mainfurche hinauf betrat er ein Gebiet herrlicher Burgen, die auf den Abhängen des Odenwaldes und des Spessarts erbaut sind und Züge der adeligsten Architektur, oft ganz eingewachsen in Buchen und alte Linden, in ihrem eisenfesten, zartroten Steingefüge bewahren.

Der Wunsch eines sagensammelnden Schulkameraden führte ihn dann vollends in die Tiefen des Odenwaldes. Dort schlug ihm aus der Rodensteinsage sein eigener Name Lindenschmit [1]) entgegen; daher tritt später in dem Plane zu einer „Walhalla für das deutsche Volk" als Schlußbild der Satz auf: „Lindenschmitt der Rodensteiner, vielleicht mein Ahnherr, führt seinen Trauerzug weissagend von Burg zu Burg". Diese Entdeckung mochte ihn gerade bei seinem ersten Auszug in die Welt eigenartig berühren.

Er nahm dann seinen Weg quer durch Bayern, und schließlich über Nürnberg. Erst im Spätherbst kam er in München an. Er hatte Empfehlungen an den Hofmaler Stieler, einen gebürtigen Mainzer, und trat noch unter Direktor v. Langer in die Akademie ein.

Leider fehlen über den Gang seiner ersten akademischen Schulung die Nachrichten. Es ist aber anzunehmen, daß er den Akt, der in München vorzüglich geboten wurde, fleißig benutzte; ebenso studierte er die Galerie.

Eine Zeichnung „Winkelried", datiert von 1823, ist noch ganz in der früheren Art, nur sauber durchgeführt. Dagegen ist ein Aquarell, ebenfalls mit der Jahrzahl 1823, von ganz anderem Aufbau und Geist, wozu der Antrieb aber nicht in der Richtung der damaligen Akademie gelegen haben kann. Es zeigt Chriemhild und Ute in einem luftigen Erker einander gegenüber; die Mutter voller Entsagung, fast nonnenhaft; die Tochter ein blühendes Kind, das Antlitz mit den klaren Zügen, dem weichen Goldhaar und dem aufgeschlagenen Blick bildauswärts gekehrt. Beide ganz einfach gehalten; nur die erhobene Hand der Mutter deutet darauf, daß der Falkentraum erörtert wird. Zwischen ihnen sieht man hinaus auf die Breite des Rheinstroms.

Das Ganze ist umrahmt von reizenden Rosetten, in deren Ranken sich das Liebesgeschick bis zu Siegfrieds Tod weiterflicht. Diese mit Bleistift entworfenen Rosetten mögen in Wien hinzugekommen sein, wo Lindenschmit die Anregung zu ähnlichen Sachen empfing.

Von gesundem Streben in der Ölmalerei zeigt ein Selbstporträt, worauf er etwa achtzehn bis neunzehn Jahre alt aussieht. Es mag gegen 1825 gemalt sein; doch ist das Können, wie auch das Wanderbild zeigt, schon hier in München gereift. Es besitzt eine verstandene Bekanntschaft mit altdeutschen und niederländischen Werken, die er in der Münchener Galerie vor Augen hatte. Es zeigt ihn, wie er bei sich oder im Kreise der Kameraden oft dagesessen haben wird: in Hemdärmeln, mit freiem Hals, den breiten weißen

[1]) s. auch Becker „Die Pfalz." Die Ruine Lawenstein bei Weißenburg im Elsaß besitzt dieselbe Sage; der wilde Jäger und sein Schloß heißen dort im Volke „der Lindenschmit" und man hielt es im Jahre 1863, wo mein Vater im Grenzdorf seinen Namen angeben mußte, für einen Spaß von ihm.

Kragen zurückgeſchlagen. Die Rechte iſt über die Stullehne gelegt und hält die Pfeife, deren Mundſtück leicht zwiſchen die Lippen genommen iſt. Das friſche ſehr jugendliche Geſicht

Selbſtporträt W. Lindenſchmits von 1824.
Oelbild 2½ fach verkleinert.

iſt ſchon von männlichem Humor berührt und blickt mit freien unverdorbenen Augen durch ein leichtes Sinnen. Nußbraunes Haar mit ſchlichtem Scheitel fällt über die Stirn faſt bis zu der kräftigen Schulter herab und der linke Arm in hellem groben Leinen legt ſich vorn über den Schoß der dunklen Weſte.

Es kann dieſes Bild als guter Typus aus der damaligen deutſchen Burſchenwelt gelten und verſetzt mitten unter ſeine Freunde und Genoſſen. Obwohl die Univerſität noch nicht nach München übergeſiedelt war, ſo herrſchten doch — auch unter den jungen Künſtlern — ſtudentiſche Sitten. In der Folgezeit waren manche zugleich Akademiker und Hörer der Univerſität.

Wilhelm Lindenſchmit gehörte, wenigſtens in Wien, und wohl ſchon hier in München der Burſchenſchaft Germania an. Man erſieht aus ſeinem Stammbuch die Ideen einer mannhaften Lebensauffaſſung und eines großen einheitlichen Deutſchtums und Deutſchlands, zu welchem ſich ſogar der Schweizer Heß bekennt — unter Betonung der Freiheit. Gelegentlich nimmt ſich die jugendliche Schwärmerei auch ſtrenger beim Wort.

Neben den Abſchiedsworten auf ſolchen Blättern ſtellt Wilhelms Hand manchmal den Betreffenden dar, einmal auch gleich ein Duell; es ſind ſchlanke kecke Geſtalten, der eine in der Auslage mit Stulpen und Wachstuchzylinder und — ſehr verbiſſener Miene.

Da war beſonders ein Hitzkopf mit dem Spitznamen „der Samiel"; ſein Blatt enthält als Memorabilia: „Mit Sergel kam ich zuerſt „auf ſein mit Pferde- und Menſchenſchädeln, „mit Samielsfedern (= Hahnenfedern) verziertes Zimmer, Gebirgsſtock, Tirolerhut und „Hirſchfänger an der Wand. Spätere Zänkereien, Duelle. — Trauliches Kneipen bei „Lodinger an der Iſar in dem knufflichen „Häuschen unter den Bäumen."

Ein Anderer, das „Eichhornsgeſicht" mahnt ihn dann: „Mit Schmerzen habe ich „geſehen, daß ſchon einige der verdammten „Kravatten-Grundſätze dich leiſe gepackt „haben und im Begriff ſind, alle deine beſſeren bloſen-Hals-Gefühle zu erdroſſeln". Das ſchreibt Dieſer ſchon nach Wien an W. Lindenſchmit, und verbittet ſich Nachrichten über das, was er male, eſſe und trinke; er wolle wiſſen, was ſeine Freunde „noch ſind". Es lag ſchon allerlei ſtärkerer Radikalismus in der Luft.

Der Fechtboden ward ohnehin viel beſucht, ſchon um heftige Körperbewegung zu ſehen und zu ſtudieren.

Mehrfach kam es zu Zuſammenſtößen und „ſchon im Frühjahr 1824, noch ehe der „ihm hochverehrte Meiſter Cornelius aus „Düſſeldorf zurückgekehrt war, vertrieben „Lindenſchmit die Folgen eines abgenötigten Zweikampfes".[1]) Er ging nach Wien, wo er ſchon im April ganz heimiſch iſt. Es mag auch dort manchmal noch heiß hergegangen ſein. Die Stimmung dieſer Zeit tritt in einem Bruchſtück jenes Gedichts hervor, worin die Schmerzen und Freuden ſeiner Jugend noch ſtark nachklingen. Heimweh verzehrt ihn und tritt an ſein Lager

[1]) ſ. den Lebensbericht über W. L. in den „Bayeriſchen Blättern", Mai 1832, Nr. 22. — Er iſt von Hormayr, aber anonym, und wird in dem ausführlichen „Sendlinger Brief", welchen Wilhelm L. im Sommer 1832 an ſeinen Bruder richtete, als von Hormayr verfaßt bezeichnet.

„mit grauem Thränenschleier, jetzt in der „Nacht, da ich nicht fliehen kann, mich nicht „verlieren in des Tages Feuer". Als Gegen=bild stellt er sein brausendes Kameradschafts=leben daneben:

„Und wenn mir Tyr im Zweikampf günstig war,
„dann gab ich meinen Brüdern ein Gelag
„Es zechte dann mit Lust die laute Schaar
„die ganze Nacht hindurch bis an den grauen Tag.
„Die Schwerter klirrten und der Becher klang
„im Takte mit dem wilden Rundgesang"

IV. Wiener Zeit 1824—1825. Anschließendes aus der zweiten Münchener Zeit.

Im Frühjahr 1824 kam ihm zum Troste sein junger Bruder Ludwig nach und ging mit ihm für die erste Zeit nach Wien. Als sie vor dem Schlagbaum hielten, sollten die blosen=Hals=Gefühle sogleich gekränkt werden. Es bestand noch die von Metternich veranlaßte Verordnung, welche Staatskanzler Hardenberg über die Form der Röcke und Krägen der Studenten 1820 erlassen hatte. Die Torpolizei beanstandete die schwarzen deutschen Röcke und verschnitt sie in kurzem Prozeß zu Fräcken! In dieser staatsfreundlichen Fasson durften die Brüder dann passieren. Die drastische Komik, wie sie der gute Kaspar Braun später in den „Fliegenden Blättern" auftischt, ist also nicht übertrieben.

Wilhelm bezog die Akademie. Auch hier versagen die Nachrichten über den Lehrgang. Doch hat er mit Fleiß und Erfolg Anatomie getrieben,[1]) und auch nach Möglichkeit Akt, für den in Wien nicht so gut gesorgt war. Sein Vorgehen beim Malen, auch bei Bildern mit kleineren Figuren, gründet sich zum Teil auf damals erarbeitete Grundsätze und Fertigkeiten. In einem Briefe, welchen er am 22. Oktober 1835 von Hohenschwangau an seinen Vater richtet, gibt er eine ganze Kunstlehre und sagt in einem Absatz über das Studium des menschlichen Körpers:

„Hat man eine Figur zu malen, bekleidet „oder unbekleidet, so muß man sich eigens „Modell dazu stehen lassen, — —.: Zuerst „mit Kohlen die Knochen skizziert in ihren „richtigen Längenverhältnissen und wenigstens „an ihren Enden charakterisiert; dies „ist schnell geschehen, allein schon das Skelett „muß Gruppe machen und Ausdruck haben — „alsdann die Muskeln mit Kohle darauf=„getragen, wobei aber schon der Äußere Kon=„tur Leben und Charakter haben muß; als=„dann mit Bleistift der wahre Fleisch= und „Hautkontur, wobei man dasjenige, was der „besondere Gegenstand des Studiums ist, oder „das Modell besonders Schönes hat, auch mit „besonderem Fleiß behandelt". Er fährt fort: „Es gibt Stellungen, deren Ausdruck so fein „oder die so schwierig sind, daß sie vom Mo=„dell nicht begriffen oder nicht ausgehalten „werden; es ist alsdann am besten, sie nach „eigner Idee anatomisch zu entwerfen."

Über den Kontur heißt es unter anderem: „ . . . ein schöner Umriß besteht darin, daß „er in schön gezogenen Bögen und Ecken mit „seiner inneren Linie die Grenze der Formen „so angibt, daß immer dem schönsten Teil „der Form der größte Raum zufällt und das „Ganze eher größer und imposanter als kleiner „erscheint. Man kann ein Ding zeichnen, daß „es groß und daß es klein herauskömmt, und „dennoch mit dem Zirkel gemessen gleich groß „ist."

Was ihn im Innersten beschäftigte, war aber die Stellung zu seinem künstlerischen Selbst, zu der drängenden Ideenmasse. Neue formale Elemente griffen unwillkürlich schon herein, die er auch gewähren ließ, ohne jedoch seinem Bedürfnis nach vollwertigem realistischem Ausdruck zu entsagen. In den Kompositionen aus seiner Knabenzeit fällt nicht bloß der große Gegenstandskreis, sondern auch die Empfindung für das Individuelle jedes seiner Einfälle auf. Das Gewicht liegt bald in der Kraft der Muskelmotive (wie bei einer Szene mit dem Motto „da drunten ist ja ein tolles Fechten los", oder bei nackten Bogenschützen, oder bei germanischen Kämpfern im Gefecht mit einem Felsenschleuderer), bald ist es die Eigenartigkeit der Körperbewegung (wie bei einem, der gebückt und mit weitem Schritt über einen Toten wegsteigt, und sich dabei nach oben deckt). Bei den mehrfachen Gruppen ist es der handelnde Gegensatz, z. B. wo eine ungeduldige römische Kohorte von einem sich zurückhaltenden deutschen Reiterposten „gereizt"

[1]) Die künstlerische Anatomie stand durch die Schule und das Werk des Bildhauers Professor Joh. Martin Fischer in Wien hoch.

wird; oder es ist ein mehr idyllisches Element der Lebensfreude, das ganze Gruppen reitender Fähnlein in leichtem Tummeln zerstreut. Oder es ist Ein Moment — eine Reiterflucht von der Seite gesehen mit langgestreckt vorbeischießenden Rennern. Oder es füllt sich die Breite des Gesichtsfeldes durch eine schwerfällig, unter Schild anrückende germanische Schlachtreihe aus.

Eine Art Prädestination oder das Unausweichliche in geschichtlichen Vorgängen spricht er durch landschaftliche Fern- und Vogelperspektive aus, besonders auf einem Blättchen, wo eine römische Heersäule sich zwischen hessischen Waldhügeln weit ins Landesinnere windet, bald verdeckt, bald auftauchend.

Wieder anderer Art ist das Bild des Naturaufruhrs, der sich in die Klagen Ossianischer Heldinnen mischt.

Zu rein menschlichem, tragischem Ausdruck strebt die Darstellung des fallenden Eurypylos, der mit ausgebreiteten Armen ins Knie sinkt.

So klingt Klage und zugleich Preis aus der Gebärde eines Pro Patria Gefallenen, den die Seinen von der Walstatt tragen. Ein anderer Gedanke wäre zu betiteln: 'ein junger Held ersteht aus der festlichen Schar bekränzter Jugendgenossen'. Hier ist — auch in der schlichten mittelalterlichen Tracht — die Burschenwelt verkörpert. Es dokumentiert sich eine rege Beobachtung der Wirklichkeit in allem und belegt sich noch eigens bei den Pferdchen Französischer und Deutscher Reiter, sowie von Kosaken und Kirgisen; hier ist mit ein paar verstandenen Strichen einer bewegten Stellung das Reizendste abgewonnen. Schließlich sind auch allerlei bürgerliche Typen in Stubenszenen originell und malerisch erschaut.

Es kam nun darauf an, einem solchen Ideengetümmel näher zu Leibe zu gehen. Bei jedem Schritte mußte er vor die Frage nach dem Gewand der Zeiten geraten.

Das herkömmliche Phantasiekostüm aus der Theaterwelt ertrug keine Einzelverbesserungen und war, wenigstens im Bilde, selbst nicht mehr erträglich. Dagegen fand Lindenschmit, soweit es sich nicht um Bewaffnung handelte, ein Streben nach Schaffung und Einhaltung eines einfachen, an das Mittelalter angelehnten Trachtenwesens vor, welches auf allgemeinere, bedeutungsvolle Ausdrucksfähigkeit sollte eingerichtet sein. Allein gerade hier versagten die Begriffe sofort. Sobald man sich nämlich damit aus dem kleinen Maßstabe illustrativer Figürchen ins Große des eigentlichen Bildes wagte, stand man vor der unabweisbaren Forderung haltungsvoller Einzelheit. Und dazu reichten weder die Kenntnisse noch deren Rückverarbeitung. Hier hat seine Beachtung des Urtümlichen in der Tracht (und Haltung) unserer deutschen Alpenvölker Wilhelm Lindenschmit auf das Richtige geleitet. Hier finden oder vielmehr fanden sich die einfachen Bestandteile frühmittelalterlicher Tracht und sobald man sie in der Richtung ihres Ursprungs, nämlich auf deutsche Sitte und Haltung hin, auswählt und leicht abändert, begegnen uns die Elemente einer allgemein europäischen Tracht von gültiger, schlichter Klassik und großer künstlerisch humanitärer Ausdrucksfähigkeit.

Die Bewaffnung ist, außerdem noch, ein Fall für sich. Und so war es wohl gerade die reiche Ambraser Sammlung, welche Lindenschmit nach Wien lockte. Denn alsbald hat er dort im unteren Belvedere seinen Aufenthalt und ist Tag aus und ein mit Zeichnen nach den herrlichen Waffen und Rüstungen beschäftigt. Es wurde damals zum erstenmal der Plan zu einem Kostümwerk gefaßt, unter Beteiligung des H. Wagner und des Malers Fellner. Zu dieser Aufgabe sah sich auch W. Lindenschmit herangezogen. Die Nachbildung der bestimmten zweckmäßigen Formen und ihres Schmuckes erzieht ohnehin zu edlerem Geschmack, besonders bei jemand, welcher die Erfindungen der alten Waffenschmiede zu beurteilen verstand.

So hat er unter vielen Waffenstücken den Panzer des Sebastian Schärtlin von Burtenbach, Scharmeisters und Obersts im Heere Karls V., sodann den des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit dem Adlerschnabelvisier, im Sommer 1824 gezeichnet.

Auf diese Waffen- und Trachtenkunde, welche auch seine Sammellust erfolgreich machte, gründen sich treffliche Bemerkungen in einem Mitte der dreißiger Jahre (in München oder Hohenschwangau) geschriebenen Aufsatz „Über die Bekleidung unserer Heere".

Die stilistische Erfassung jener Waffen-

welt und ihrer Formen, sowie ihres Phantasiewertes für die ritterliche Lebensrichtung verhalf seinen Bildern mit zu jenem strengen und prachtvollen Zusammenklang, welcher z. B. aus dem Münchener Arkadenbild „der Sieg bei Giengen“ wie aus einem Feste heraus tönt. Dies wurde auch, wenigstens was das tadellose Ineinandergreifen von Rüstung und Bewegung betrifft, sofort bemerkt und anerkannt.

Er war bei solchen Studien durch Primisser, den Kustos der Ambraser Sammlung vielfach beraten worden, der ja aus der Tiroler Familie der Ambraser Schloßwarte stammt. Primisser verschaffte ihm auch die Bekanntschaft mit einer sanfteren Weise der ritterlichen Hoch-Zeit. Dieser Gelehrte trug sich damals, zusammen mit dem Altertumsforscher Büsching, dessen „Ritterzeit und Ritterwesen“ Wilhelm noch in Mainz gelesen hatte, und dem Germanisten Von der Hagen mit dem Plane [1]) einer Ausgabe der Minnesinger, deren letzter Band Bilder aus der sog. Manessischen Handschrift (damals in Paris) bringen sollte. Kopieen derselben befanden sich — scheints durch Vermittlung Johannes von Müllers — in Wien.

Der Anblick dieses Schatzes sowie anderer Miniaturen war es, wovon Lindenschmit noch spät mit Wehmut spricht als von „jener Zeit als ich mich an Manesse zu Arabesken begeisterte“.

Das Belvedere sah damals einen kleinen Kreis seiner Freunde; man verkehrte bei dem Kustos dieser Galerie, dem Historienmaler Ruß,[2]) der auch den jungen Künstlern bereitwillig den Führer zu den historischen Punkten der Wiener Umgegend machte; seine jugendliche Tochter Klementine fand hier anmutige Verehrung. Sie hatte ein Lieblingslied „Troubadours Schwanenlied.“ In Wilhelms Stammbuch liest man: „Die gute Klementine sang „dieses Lied öfters mit leiser Stimme unter „dem Fliederbusch im Belvedere — nach einer „von Eichholzer komponierten Melodie. — Und „ihr geliebter Eichholzer, der nun auf dem „Friedhof zu München begraben liegt, brachte „mir dieses Blatt zum Andenken an sie, als „es mir nicht mehr vergönnt war sie zu „sehen“

In das Stammbuch ist von Wilhelm auch ein Freund Schwinds, der frühverstorbene O. v. Rauscher „im Totenkleide“ gezeichnet. Schwind kopierte im Sommer 1824 ebenfalls im Belvedere, und war mit W. Lindenschmit sehr gut befreundet. Bei gemeinschaftlichen Abenden, sowohl in Wien als in den nachfolgenden Münchener Jahren, war es Brauch, daß jeder ein Blatt Papier vor sich hatte. Was da Einem durch den Sinn ging, zeichnete er nieder. Einen solchen kreuz und quer mit Einfällen und Männerchen bedeckten Bogen, nannte Schwind einen „Manndelbogen“.

Ein erhaltenes Blatt, ein Briefumschlag mit W. Lindenschmits Adresse, trägt auf der einen Seite ein zornig auffahrendes Heldenantlitz und einen Schwarm tanzender Ratten, — beides von Schwinds entwickelterer Hand und daher wohl aus der Münchener Zeit; auf der anderen Seite unter anderem ganz klein jenen Waldmenschen mit der über den Kopf gezogenen Kotze und dem auf den Rücken gehaltenen Prügel — das Urbild zu Schwinds Rübezahl (bei Schack), — aber sehr wahrscheinlich von Lindenschmits Hand, nämlich wegen der gänzlich unstilisierten, schlicht reali-

Urbild des Rübezahl.
Federzeichnung, wirkliche Größe.

[1]) V. d. Hagen „Deutsche Gedichte des Mittelalters“, seit 1820 mit Primisser geplant; erst zwischen 1835 und 1856 erschienen.

[2]) Ruß war auch Begleiter des Erzherzogs Johann, des späteren deutschen Reichsverwesers, bei seinen Alpenreisen.

stischen Fassung. Es ist „erster Eindruck", und er hat solche Gestalten auf seinen Bergfahrten mehrfach gesehen und gezeichnet.

Aus Mainz drangen Rufe des kunstdarbenden Freundes Klauprecht an die beiden Brüder: „So laßt doch auch einmal bald „Menschen mit Blüthen und Pflanzen Arabesken zeugen und das Straßburger Münster „staunend über die Bühne gehen." Letzteres bedeutet in dem spaßhaften Stile des Schreibers nur den verkappten Mainzer Stephans„thorn", woselbst noch immer der alte Schneider, dictus Wammes, sein literarisches Erzeugnis „Wunderbares aus dem menschlichen Leben, zu lesen an Winterabenden, in warmer Stube" verfaßte, abschrieb und für Äpfelwein und Leberwurst verhandelte, nebst einer Zugabe aus der berühmten „Insel Felsenburg", die eben in diesen Jahren Tieck neu bearbeitete.

Ein paar Erinnerungsblättchen, die an Schwind gemahnen, zeigen bezopfte Figürchen, die steif zwischen dem Rankenwerk herumstolpern und aus jenen Mainzer Spuk- und Stadtgeschichten stammen können. Ähnliches erfand der junge Ludwig Lindenschmit dazu, sowie auch Zwergtypen zu Grimms deutschen Sagen, worin die Charakteristik des Sonderbaren und die Schönheit der Zeichnung sich merkwürdig verschmelzen.

Über diesen Stil und Reiz des Fabelhaften geht eine Arabeske Wilhelms durch die Höhe und Freiheit der Gesinnung hinaus. Dieses Blatt stellt die Fahrt eines Fortunatus auf glänzendem vielgewundenem Strom dar. Leicht bläht der Wind das Segel, drüben spiegelt sich eine getürmte Stadt; dort ziehen Hügel und Auen ins blauende Land; auf steiler Felskante harrt eine „Frau Glück", den Geldsäckel hoch über alles weg in die leere Luft haltend; zu den Seiten sinken wunderbare Wasserpflanzen ab und verschweben in leichte Ranken; dazwischen manch rätselhaftes Wesen und Antlitz.

Das Ganze ist im edelsten Geschmack der Frührenaissance und Wilhelms Schönheitssinn hebt den einfachen Gedanken in eine so andere höhere Bahn hinüber, daß er durch die Behandlung auch an Bedeutung gewinnt und ein Bild frischer, kühner Lebensempfindung wird, die über der eigenen Tiefe hingleitet.

Auf einer anderen Zeichnung baut sich jenseits einer Bergklamm, worein noch ein Saum Himmel über einsamen Jochzügen herabblickt, ein Turm vor den Weg. Eine hohe Ringmauer schließt ihn an den Felsen. Ihre Fugen und Ecken sperren und recken sich, wie von einem feindseligen Zauber bewehrt; ihr Tor ist von der aufgezogenen Brücke vermummt; gefährlich äugen die schmalen Ritzen der Schießscharten herüber. Im Vordergrund bricht in den mit dürrem Gras durchsetzten Schlund ein Brückenkopf ab und dort hält auf einem munteren Rößlein ein junger Rittersmann, „der Heimkehrende". Diese Gestalt ist lebendig und anmutig bewegt; zierliches Gewand umzieht die Schultern, zierliche Lockenfülle deckt Haupt und Nacken. Schon hallt der goldige Ton seines Hörnchens, das er eben ansetzt, drüben an der Mauer und dahinter in dem geheimnisvollen Burghof, und klimmt hinauf zu dem Felsenfirst der mittagsheißen Schlucht.

Ein paar zarte Striche einer anderen Zeichnung entwerfen unter dem Luftgebilde des Donnersbergs einen See, in dessen Flut der gestreckte Körper eines langhaarigen Wassermannes zwischen stillstehenden Fischen schlafend schwebt.

Man darf sich durch die Schwarzweißwirkung des Konturs solcher Zeichnungen und durch ihren Phantasiegehalt nicht über den Geist täuschen, in dem sie entstanden sind. Sie sind nicht das Werk eines Stilisten, sondern eines Realisten, — obwohl ja beides keine ausschließenden Gegensätze sein sollen. Der Aufbau, das Detail desselben, das immer charaktervoll gewählt ist und deshalb maßvoll erscheint, ist realistisch.

Der Realist nimmt die Erscheinung erlebt auf; er setzt sie positiv, als Etwas das ihn unmerklich ergriffen hat und sich ganz selbstverständlich behauptet. Daher wirkt er manchmal befremdend, aber auch überraschend und frisch. Das Wirkliche hat eben Bedeutung, jedoch noch unbegriffen und deshalb ist es nicht stilisierbar. Der Realist hat eine innige Beziehung zur Lebenskraft; er muß Herz haben in mehr als einem Sinne, auch für die Erscheinung. Wenn Schönheit darin liegt, so besteht sie vorzüglich in der Gesinnung.

Zwar hat Lindenſchmit noch ſpäter das Unmittelbare eines Vorfalls in ſagenhaltiger Kompoſition niedergelegt. Aber das Charaktervolle in dem großgedachten Umriß einer ſolchen Zeichnung vom Beginn des Jahres 1826 überwiegt den Gedanken. Vorn auf einem Felſengrat, der in großer Höhe dicht unter einer Wand vorüberführt, liegt ein Geſtürzter rücklings da, den Kopf mit den geſchloſſenen Augen nach abwärts. Jenſeits ſtreicht ein Gehege furchtbarer Klippen unter den freien Kuppen des höchſten Gebirges hin. Aus der bewölkten Felſenwand beugt ſich mit beiden Armen der Berggeiſt väterlich nach dem Opfer der Wildnis.

Und eben ſchon bei viel früheren Sachen geſtaltet dieſer Realismus unbewußt mit. In einem Aquarell von der Wanderung im Sommer 1823 lebt ein beſonderer Naturbegriff. Unter einer Eiche hingeſtreckt ſchläft ein Wanderburſch, das Haupt auf dem Ranzen. Dicht an ſeinem Fuß weidet ganz ruhig ein Eber in dem Riedgras, am Rande eines Teiches, vor deſſen Dämmer der Baum ſeine Zweige ſpreitet. Der Künſtler hat den kleinen Haushalt der Szene, — (heute heißt es intim) —, die Gegenſeitigkeit von Eber und Eiche, Schläfer und Teich, Grasſpitzen und Laubfächern phyſiologiſch geahnt und erlebt.

Ein anderes, dieſer Zeit noch angehöriges Aquarell macht eben durch die Sachlichkeit eine ſonſt bloß abenteuerliche Situation, die als ſolche der Jugendlektüre des Künſtlers und der Romantik anheimfällt, förmlich dingfeſt. Es iſt ein auf einer Scholle ins Eismeer verſchlagener Nordlandsrecke, der ſich zur Wehr ſtellt gegen einen Eisbären, gerade als dieſen die Salzwoge auf einer anderen Scholle heranhebt. Hier tut es die eigenartig ſprechende Warägertracht, der offene kurze Pelzflaus und die hartbrüchige Leinwandhoſe, ſowie jener ſchlichthaarige, kraftbärtige Typus, der die ruſſiſch gewordenen Söhne Ruriks kennzeichnet und die Szene mit einem Ruck in die ebenſo rauh-fühlbare als auch ermeßbare Wirklichkeit und ihre zeitliche Tiefe herüberrettet.

Von ſeiner nächſten Alpenreiſe im Sommer 1825 brachte er die Skizze eines Wildheuers mit, der ſein Leben wagt. Ein kleines Oelbild iſt davon ſpäter auf eine Metallplatte gemalt worden und ſehr gut und haltbar durchgebildet.

Der Wildheuer, nur mit zerfetzter Kniehoſe und offenem Hemd bekleidet, ſteht mit den nackten Füßen aufrecht auf einer ſchrägen Felſenplatte, faſt dicht vor der Kante, wo ihn ein Büſchel ſaftigen Graſes lockt. Unter der einen Fußſohle lockert ſich der Gries und rieſelt über die Kante herab; ſtarr prägt ſich mit dem andern Fuß die ganze Körperſäule auf den rauhen Stein der Platte. Eine gewiſſe ſchreckliche Falte zwiſchen den Augen verſetzt einen Zug in das gute Geſicht, der wie der lotrechte (unſichtbare) Abgrund ſelbſt wirkt. — Die nackte Gefahr, die nackte Armut legen etwas Fundamentales im Charakter frei, und dieſe Eigenſchaften erſchüttern um ſo eher, als der arme Kerl auch als guter Kerl dargeſtellt iſt. Jene Anſpruchsloſigkeit, in welcher Mut und Herz — eins iſt, das ſtille Heldentum des Volkes hat den Künſtler ergriffen.

Vielfach hatte aber bis jetzt das realiſtiſche Element nur dem perſönlichen Geiſt gedient, der bei Lindenſchmit zwar gedankenklar war, aber das Leben und die Erſcheinung wie in einem Traum ſieht. Ein ſolches Verhältnis zur Welt hat Gefahren. Die Geiſter mittleren Rangs erſchöpfen ſich bei einſeitiger Phantaſieproduktion, und werden entweder flach oder krank.

Wie ſtark aber der Hang, nach inneren Loſungsworten hinzuhorchen, auch bei Wilh. Lindenſchmit geweſen iſt, beweiſt ſeine Gewohnheit, gewiſſe Träume, die er in jenen Jahren oft hatte, unter Datierung aufzuſchreiben oder ein Bild davon zu zeichnen. Sie beziehen ſich ſämtlich auf ſeine Entwicklung — zu ſich, zu den Mitſtrebenden, und zu deren Lebensrichtung. Ein Beweis von der andauernden tiefen Erregtheit, zugleich aber von Bewußtheit und Kritik.

Und natürlich, — da die Kunſt nicht nur ſich, ſondern auch der Mitwelt klar ſein will, — ſo bleibt für eine im übrigen ſo geſunde Tatenluſt, wie die Wilhelms war, der Anſchluß an den Tag, an das äußere Loſungswort der Geſellſchaft und an den Beruf und ſein Handwerk, doch immer die Hauptſache.

So nähern ſich ſeine Illuſtrationen zu dem Nibelungenlied, welche er ſeinem Handexemplar der Von der Hagen-

schen Ausgabe einverleibte, wieder der historischen Welt; und unter dieser Einschränkung des Phantasiehorizontes besitzen sie die gewonnenen stilistischen Vorzüge. Erhalten sind siebzehn Nummern; anfangs haben sie eine epische Gehaltenheit und eine damit zusammenhängende, aber auch realistisch bedingte Gedrungenheit in den Gestalten. In den letzten Blättern, deren eines mit 1824 datiert ist, kommt er zu einer freien, aus dem Adel eines Hauptcharakters, — z. B. dem des spielenden Volchêr, — erbauten Kompositionsweise.

In dieses Buch ist auch die Adresse eines dänischen Gastfreundes, N. Hoyen, eingetragen. Dieser war mit ihm auf dem Zimmer eines gemeinschaftlichen Freundes, August Krafft[1]), zusammengetroffen, und erstattete seine Berichte aus Italien. „Wie uns dabei das „Wasser im Mund zusammen laufen thäte (— „notiert das Stammbuch —) Benozzo Gozzoli „und — ich hab die Namen wieder vergessen. „Disput in der Kneipe über die Nibelungen, „wo wir nach langem Streite übereinkamen, „daß jeder in der Hauptsache ganz Recht „habe."

Es handelte sich wohl um die Grundlage im deutschen und nordischen Charakter und um den Satz, daß das Nibelungenlied sie ebenso gut, als die nordische Dichtung, und vielleicht echter als die antiken Berichte darbiete. Wenigstens haben die Brüder Lindenschmit später bei ihren archäologischen Bemühungen das Nibelungenlied nur in solchem Sinn herangezogen.

Es ist bemerkenswert, daß in Wilhelms Nibelungenzeichnungen so früh schon eine zutreffende Typik des deutschen Schlags durchgreift, und bei den Hunnenrittern auch der fremde Typus sich andeutet. Kirgisen und Kosaken hat er ja schon 1815 in Mainz gesehen und skizziert. Er beobachtete dabei den eigentümlichen Sitz im Sattel, den die Ostvölker entweder mit hochgezogenen Knien oder schräg vorgestreckten Beinen einnehmen. Nun fand er auch vermöge seiner anatomischen Kenntnisse den Grund, nämlich die abweichende Bildung des Beckens.

Krafft machte eine Reise nach Ungarn, um Beobachtungen zu sammeln, und Lindenschmitt ist ihm ein Stück weit gefolgt. Er besuchte auch ungarische Fechtböden. Neben dem Studium über heftige Körperbewegung im Zweikampfe und über den Menschenschlag hat ihn stets zugleich die Sinnesart beschäftigt. Er gewann einen Eindruck, der ihn nicht bloß mit patriotischer Sorge erfüllte, sondern unheimlich berührte. „Des Ungarn Geist ist mehr ein Gespenst als wahrer Geist" sagt er später in einem Roman, der „König Heinrich der I., oder der Geächtete" betitelt und auf Hohenschwangau ersonnen worden ist.

In Oesterreich stoßen von allen für Europa maßgebenden, einheimischen oder eingewanderten Rassen wichtige Vertreter, wie die Kammern eines Hauses, aneinander. Wien selbst bietet jeden Vergleich. Wilhelm Lindenschmit hat nun das, was ihm besonders entgegentrat, nämlich die halb deutschen, halb mongolischen Slaventypen, sowie das schwerer zu erkennende Element des europäischen Südens und Südostens, dessen teilweise auch nordisch gemischten Altbevölkerungen sich über Hellas und Byzanz in das europäische Binnenland rückvermischt haben, in Zeichnungen und in seinem Gedächtnisse niedergelegt und im Jahre 1846 einen Teil dieses Materials für sein Werk „die Rätsel der Vorwelt, oder Sind die Deutschen eingewandert?" benutzt. So ausgerüstet hat er freilich die antiken und die mittelalterlichen Quellen, in denen er gelegentlich weiter vordrang, und die alten Bildwerke mit anderen Augen anzusehen gelernt.

Während er nun die Geschichte der Ostmarken nach malerischen Stoffen durchmusterte, kam er natürlich in Wien auch auf die Türkengefahr und hat sich besonders mit den hauptsächlichsten Zeitberichten über die Belagerung und den Entsatz Wiens von 1683 vertraut gemacht. Seiner patriotischen Wachsamkeit fiel es auf, in welchem Mißverhältnis der Ruhmestitel Sobieskys und seiner Reiter zu ihren wirklichen Leistungen und den Tatsachen steht. Auch Schwind hat hier, wo man ihn nicht suchen wird, ihm nicht gefehlt und ihm eine seltenere Schrift zugänglich gemacht. Die Feststellung über den wahren

[1]) Joh. August Krafft aus Altona, geb. 1798, † Rom 1830. Maler und Radierer, 1823/ 24 München 1825 Wien. Scharfer Beobachter, besonders von Völkertypen (Slaven und Ungarn.)

Hergang der Entsatzschlacht wurde nicht veröffentlicht. Allein im Jahre 1883 hat die Abteilung für Kriegsgeschichte des kais. königl Kreisarchivs zu Wien in der aktenmäßigen Geschichte des „Kriegsjahres 1683" den polnischen Anspruch abgewiesen. Es sind vielmehr die kaiserlichen und die reichsdeutschen Kontingente, darunter Max Emanuel von Bayern, welche die Entscheidung vorbereitet und schließlich durchgekämpft haben.

Einige Bleistiftskizzen Lindenschmits deuten einen Ausfall der Wiener gegen die Türken und den Sturm Max Emanuels auf Belgrad an; doch hat ihn seine Vorliebe für die Ritterzeit, sein Ambraser Waffenstudium, weiter zurückgeführt. Es trat ihm aus der Beschreibung des Aeneas Sylvius, eines Augenzeugen, die Heldentat des kaiserlichen Dienstmanns Andreas Baumkircher entgegen, welcher 1452 ganz allein Brücke und Tor von Wiener Neustadt gegen den Andrang der Ungarn und Böhmen verteidigte. Die gewaltige Gestalt des Steiermärkers war geeignet, um ihn als Vorkämpfer einer Welt gegen eine andere darzustellen. Das Ölbild, was er davon malte, — sein erstes Historienbild, — ist scheints verschollen. Hormayr nennt im „Taschenbuch" von 1835, in dem Aufsatze „die Mordweihnacht von Sendling", auf Seite 102 den Schmiedbalthes einen „Pförtner gewaltigerer Tage", ein Ausdruck, der auf den Baumkircher anspielen mag. Also ist vielleicht der Gedanke im Bilde „Andreas Baumkircher" ein Vorläufer zu der Auffassung, welche auch im Sendlinger Bild mitgewirkt hat.

Lindenschmits persönliche Bekanntschaft mit dem Freiherrn v. Hormayr datiert jedoch sehr wahrscheinlich vom Herbst 1829, also erst aus München. Dies ergibt sich aus einem Brief Hormayrs im Zusammenhalt mit anderen Umständen (s. weiter unten bei den Arkadenfresken). Auch macht Hormayr, wenn man den Text des zitierten Artikels in den Bayerischen Blättern (1832) genau ansieht, eine Bekanntschaft mit Lindenschmit für die Wiener Zeit nicht geltend; dagegen entsteht durch eine umfangreiche Abschweifung, welche Hormayr dort dem Emporkommen der Historienmalerei in Wien und seinem eigenen Verdienste daran widmet, der Eindruck, als ob der — dann schließlich wieder genannte — W. Lindenschmit eben durch Hormayrs Wirksamkeit in diese Bahn gelenkt worden sei. Das war nun nicht der Fall; und Hormayr hat auch nur seinem bekannten Hang, sich selbst zu besprechen, nachgegeben.

Gleichzeitig mit diesem ersten Geschichtsbild hat Lindenschmit ein etwas größeres Ölbild begonnen, welches bestimmt war, seinem Landesherren, dem Großherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt, der ihm ein Stipendium ausgesetzt hatte, Zeugnis von seinen Fortschritten zu geben. Es ist „der sterbende Götz von Berlichingen", im Beisein seiner Frau und des Knappen; abseits steht der Kerkermeister. Die Szene ist auf freier Gartenterrasse, von wo man ins Land hinaussieht, und befindet sich im Schatten der Burgmauer, sodaß die Lokalfarben ruhig und satt wirken; einige Gartengeräte bilden eine idyllische Gruppe und verstärken die Ruhe der Umgebung im Gegensatz zu dem nur scheinbar ruhigen Hinstarren der Gattin, als der Hauptträgerin der menschlichen Empfindung.

Das Bild kam zuerst ins Elternhaus nach Mainz; der Vater Johann versammelte die ganze städtische Kunstkennerschaft darum, und Professor Lehne begleitete es mit einer beifälligen Kritik. Darin heißt es: „Man „sieht keine Spur von Ängstlichkeit und Nach„hilfe, es tritt rein aus der Phantasie und „schon dies ist bei einem jungen Manne eine „sehr erfreuliche Erscheinung. — Schloß und „Landschaft sind gut idealisiert. Die beiden „modernen Figürchen in der Landschaft sind „wahrscheinlich ein Künstlerscherz . . ." — Man sah da zwei junge Männer wie in einem Wettstreit, etwas das auf den Ausflügen der Genossen zu Wien wie zu München sich oft ereignete.

Es gehörte der geistvolle Fleiß Wilhelms dazu, um in der kurzen Zeit von nicht ganz zwei Jahren soweit zu kommen, Geld zu verdienen, und dennoch sich der Poesie der Burschenlust hinzugeben. Reizvolle Abenteuer sind auf den Blättern der Freunde in Stichworten angedeutet. Zwischendurch bewegt sich die Spur der Debatten, volle Aussprache, Spaß, Mahnung. Die Schönen wurden auch nicht vergessen. — Die Folie ist ähnlich wie in Eichendorffs Jugendwelten, aber nun ganz ohne Schwermut; heiter poetische Nachtszenen

wie sie Sonnen gemalt hat, — hie und da glänzt ein Auge unaussprechlich dazwischen. Aber es herrscht doch eine solche Gutartigkeit, daß man immer an recht gesunde, recht milde Kühen mit roten Backen und geballten Fäusten denkt. Da heißt es auf den Blättern seines Skizzenbuches C. Ruland und anderen: „Die „prächtigen Lectionen in der Schneiders„wiese. Die verhängnisvolle Nacht, Erschei„nung des alten Felix. — Abschiede vom „Bürger und Mainzer. Halbdurchwachte äußerst frische Nacht bei Cerevis und ungeheures „Kaffen. Vaterspaziergang und Unterricht in „der altdeutschen Mythologie und Geschichte „ — Äußerst schöne Landpartien in die Briel. „Singen von den Felsen herab. — Wechsel„seitige Renommagen. Ich bin halt doch „schöner wie du, die Fanny hat's gesagt. — „Wie der eine Stubenbursch den andern im „Duell erstechen täte. Mein Triumph! — „Wie wir mehrere Sommernächte durchwach„ten, die Pfeifen im Mund nackt im Fenster „liegend Die Wettläufe bei der Ziegel„hütte, und von der 'Spinnerin am Kreuz' „herein".

Diese Wettläufe sind ein Charakterzug; sie treten ausführlich in den Träumen auf. Sie zeugen da von seinem innersten tragischen Selbst- und Kampfbewußtsein und von der kristallhellen Deutlichkeit, in welcher er die das Leben durchdringenden, inneren und äußeren Rivalitäten gewahrte. Den Zwiespalt, den seine geistige Anlage etwa barg, entscheidet sein rascher Charakter zu Gunsten des Lebens und des Handelns. Er ist sich selbst freund, und dieser Glaube an sich, mag er auch eine Beschränktheit sein, ist kerndeutsch. Später tritt in den Träumen Zweikampf mit starken Tieren und sodann die Form der Erörterung der gegensätzlichen Lebens- und Kunstrichtungen an die Stelle des Wettlaufs.

Er erzählt davon: „Wien den 7. April „1825. Ich zog mit einem Schwarm Aka„demiker durch ein Thor von München auf „eine buschige Ebene wo man zu Wette tur„nen sollte. Ansehnliche Preise waren aus„gesetzt, und der Anfang wurde mit einem „Wettlauf gemacht, zu dem ich anfangs wenig „Lust hatte. Doch als ich sah, wie viele „zurückblieben, strengte ich mich an, und es „waren hauptsächlich 2 Läufer, die ich zu be„kämpfen hatte. Der eine, eine untersetzte „feste Gestalt, lief seinen besonnenen Trab „und schien lang ausdauern zu wollen, der „andre ein langer luftiger Kerl baumelte mit „raschen Sätzen vor uns her. —" Letzterer kommt zuerst zur Kehre, verliert den Atem; ersterer wird überflügelt „kam mir aber in „einem hindernden Kiese wieder auf den Leib, „wir eilten zusammen einen Hügel herab und „stürzten uns zugleich auf das Ziel. Der „Preis, in den wir uns teilen wollten, wurde „jedem gänzlich zuerkannt."

Der Traum geht weiter; „zuletzt war „mir's als habe ich mich mit dem langen „Renngefährten verirrt . . . in Ruisdaelische „Gebüsche; wir schlugen uns rechts und schossen „schnell wie Fische die stromabwärts schwim„men, bergab am Ufer stiller schilfiger Weier „hin; ein blauer Sommerhimmel hieng da„rinn, ungeheure Wasserpflanzen Blätter und „Stengel und Eichen voll Dämmerung schlossen „sie ein."

Den Herbst 1824 hatte er im Gebirg verbracht und auf einem Bauernhofe im Lunggau beim Heuen mitgeholfen. Dafür nahm er sein Teil an der Kost. Das Zitherschlagen und seine schöne Stimme machte ihn bei allen wohlgelitten. Er ging über Kärnten zurück. Gedanken über die Melodien unserer Alpenvölker und die Musik der alten Thraker verbanden sich mit dem Anblick der weiten Ebenen und Wahlfelder und der sie umlagernden Hochburgen der Gebirge. Vorstellungen, die nach Winken bei Herodot und auch der Geschichtsmythe von den thrakischen Eroberungen des Sesostris sich entwickelten, — von Vorstößen alter Weltreiche, vom Rückfluten entwanderter Faktionen, von bewaffneten Handelszügen und Übersiedlungen bergbauender, von einer Metallkultur entsendeten Fremdlinge bevölkerten ihm diese Erde, deren Kinder in die Winkel der Hochtäler abgedrängt, in den „Bergen" sich „bargen."

Bei einer jener wie Abendstrahlen verklingenden Zitherweisen, die er von dort mitgebracht hat, pflegte er zu sagen: „So sind die letzten Rhätier und Noriker hinter den Felsenecken ihrer Zufluchtsstätten verschwunden."

In einer Traumzeichnung sieht man einen

Schwerverwundeten, der auf einem ebenen von Bergen umschlossenen Schlachtfelde hingesunken ist und sich noch mühsam mit dem rechten Arm in die Höhe stützt. Darunter steht: „den 5. Aprill 1825 geträumt. „Ein „egyptischer König lieferte in unsrer Gegend „eine große Schlacht, ich sah ihn blutend „liegen, von seinem ganzen Heere blieb nie„mand übrig als ich. Ich wandte mich und „floh in steinige Berge, wo ich die ganze übrige „Nacht hindurch verfolgt wurde." —

Ein anderer Traum zeigt unter einer Palme Türken und Perser versunken in tiefes Nachdenken. —

Später geschah es einmal auf einer Alm, daß sein Hund, Ragnar, sich dem Stiere näherte. Der Stier nahm den Hund auf, der Hund flüchtete zum Herrn, hinter dem Stier aber trampelte die ganze Herde nach; so ging es bergauf, bis eine genügend steile Stelle sie schützte. Zwei Passeirer kamen ihm bei einer anderen Gefahr zu Hilfe. Davon träumt er am 8. Oktober 1828 zu Matrei: er müsse sich gegen einen Stier wehren; als ihm Hilfe geworden, wird der Stier zum Bären; er schlägt ihn schließlich doch zu Boden. „Das Thier „stand abgemagert, mit zerrütteter Mähne und „tiefem jammererfülltem Auge, und sprach: „Du hast den Bären schmachvoll zu Grunde „gerichtet, dafür wirst du durch einen Bären „in den Felsenwänden deiner Waffen und „deines Lebens beraubt werden." — Wenn „diese Sage wahr ist, so mag sie denen gelten, „welche den Bären schmachvoll zu Grunde „richten." Diese Schlußanwendung ist ganz rational gedacht. Und so schreibt ihm auch Adam Hoherr ins Stammbuch: „— Kräftig „und unerschütterlich gegen alle Anfechtungen „von Mystizismus waren wir trotz der man„gelnden? Religiosität stets einig redlichen „freundschaftlichen Sinnes."

Wilhelm zeichnete gern Porträt, und hat manchem seiner Jugendfreunde, da sie sich nun trennten, derartiges verehrt. In den Erholungszeiten, namentlich auf Reisen, wurde diese Übung zur Sitte. Vieles davon ist verschenkt oder vernutzt worden, eine stattliche Anzahl hat sich gleichwohl erhalten. Abgesehen von Freunden hat er seine nächsten Verwandten in den Ferien der folgenden Zeiten wiederholt gezeichnet, und als er in München, wo er seit dem Herbst 1825 weilt, heimisch geworden, hat er die fünf schönen Töchter der Familie Rainprechter abgebildet, unter denen Johanna schon früh mit ihm versprochen, und Luise die spätere Frau seines Bruders ist.

Wahrhaft klassisch sind diese reizenden Köpfe, die mit Silberstift in einer bewundernswürdigen, fast nur der Lupe erkennbaren Strichplastik durchgebildet sind.

Großes Lob erntete er in seiner Vaterstadt, wo ihm in den Ferien mehrere Herren und Damen saßen. Sein Vater nennt diese Bilder „ähnlich, aber mit Charakter". Das trifft zu, jedoch die Schönheit der Arbeit an all diesen Sachen wäre nicht leicht zu beschreiben.

Ganz besonders schön und edel aufgefaßt und um nichts weniger charaktervoll sind die vielen Köpfe Steirischer, Tiroler und Bayerischer Bauern, meist von Burschen und Männern, auch einiger Mädchen. Sie stammen von größeren Studienreisen, namentlich aus den Sommern 1825 und 1826, dem Herbst 1828 und dem Frühsommer 1829; dazwischen auch von kürzeren Ausflügen.

In diesen Sachen ist keine Spur von Schulgeist; man sieht, daß es dem Künstler eine Lust und Erhebung war. Diejenigen darunter, wo er im Vollbesitz seines Könnens ist, zeigen, daß diese Art charakterisierender Klassik in den Köpfen auf entsprechende Anlage in ganzen Kompositionen hinführt. Denn die Miene und ihre Möglichkeit ist auch die Umgrenzung der Tatmöglichkeit.

Dies vollendet sich erst in den nun folgenden Münchener Jahren. Einer seiner historischen Kartone mit zahlreichen Figuren scheint sogar ganz aus Charakteren seiner akademischen und sonstigen Münchener Gesellschaft entwickelt.

Er hatte sich somit einer höheren Stufe seiner Eigenart genaht. Diese Stufe aber konnte nur dann eingehalten, und überhaupt beschritten werden, wenn das Ziel ebenso bestimmt war wie die Mittel. Auch war die geistige Spannung zu stark, auch zu dialektisch, um in gemütlicher Weise nach der Melodie: „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn und und alles, was er blies, das war verlorn" hin zu phantasieren.

Auch seine besten Freunde erkannten dies. Neurohr erinnerte an ihr gemeinschaftliches Bekenntnis von der „Beschränkung des Lebens, die sich auf tragische Weise in der Welt fühlbar mache"; doch wie sei sie zu überwältigen?: „Gedenke, so oft diese Frage an dich herantritt, deines Freundes N., der in dieser Zeit der Verneinung zu bejahen nicht aufgehört und darum mehr als einmal mit dir in Widerspruch geraten." —

Solche Erörterungen und Erwägungen trugen dazu bei, daß sich W. Lindenschmit endgültig der Geschichtsmalerei widmete. Er suchte hier nicht den ruhenden Pol für einen Gedankenhimmel, sondern er erschaute darin den ruhig wandelnden, bilderreichen Tierkreis für eine innere Welt, die ihn heftig und tief bewegte, — für seinen nationalpolitischen, künstlerisch bildenden Glauben.

So dürfte es diese Lebenszeit gewesen sein, wo er seine Gedanken einem Zyklus zuwandte, in welchem die Hochherzigkeit des deutschen Stammes, seiner Männer und seiner Frauen, seiner Fürsten und seiner Mannen und des Volkes selbst in Bildern dargestellt werden sollte. Sowohl sagenhafte, als persönliche und geschichtliche Züge, welche den Naturgeist der deutschen Art, und besonders deren so milden, menschlichen Charakter, und dadurch ihren uns selber rätselhaften, oft gefährdeten Beruf geeignet herausheben könnten, sollten in einer Reihe Verkörperungen dieses Geistes, in einer „Walhalla unseres Volksstammes" vor Augen treten. Also nicht Historienbilder in pragmatischem Sinn, sondern Vorgänge, in welchen sich das geschichtliche Dasein des deutschen Stammes als eine Art Seelenkraft und Seelenadel aufschließe, Grundgestaltungen des Geschichtlichen, welche wie alles Unglaublich-Wahre gern in Sagen wohnen.

Das war Wilhelm Lindenschmits Angriffsplan. Das von ihm selbst verfaßte und niedergeschriebene kleine, aber beziehungsreiche Programm stammt etwa aus dieser Zeit.[1]) Sein Wortlaut, der gefühlvolle Ernst mit seinen jugendlichen Voraussetzungen ist ebenso merkwürdig wie die Aufnahme der Sendlinger Schlacht in diesen Kreis, den er betitelte:

„Walhalla unseres Volksstammes."

1. „Drusus und die Alrune. Als Drusus einst am Ufer der Elbe ging erschien „ihm eine Alrune, welche ihn bedrohte, „und ermahnte von der Eroberung abzustehen. Drusus, von Schrecken überwältigt, übereilte seinen Rückzug und stürzte „vom Pferd in seinen eigenen Degen. „Seine Leiche wurde in meine Vaterstadt „geflüchtet.
2. „Ehrgefühl der Cimbrischen Damen. „Als das Volk der Cimbern aufgerieben „war, verteidigten die Weiber derselben „ihre Ehre und gaben sich endlich selber „den Tod.
3. „Haganos von Troja Heimweh und „Ausdauer im Leiden. Hagen wurde „mit andern Franken von Kaiser Probus „nach Ungarn[2]) geschleppt. Als er seine „Landsleute von den Ungarn[3]) befreit und „ihnen Schiffe verschafft hatte, führte er „sie durch die Donau, das schwarze Meer „(über Troja), das Mittelmeer und das „Weltmeer durch hundert Schlachten und „Seestürme an den Rhein zurück.
4. „Struth von Winkelrieds Drachen„kampf. Struth schlug den Drachen im „Sumpf bei Weiler und ließ sein Leben „in diesem Kampf.
5. „Rolands Heldengröße. Als das „Schlachtfeld von Runzis vallies verödet „war, erwachte der übermannte Roland „vom Tode. Seine Freunde, eine Tagereise „weit entfernt, hörten den Schall von „seinem Horn, sie eilten herbei und fanden „ihn im Tode[4]) erhaben über seine[5]) „Mörder.
6. „König Heinrich fängt den Blitz „mit dem Schilde auf. Als Heinrich „der Fünfte im Begriff stand Rom zu be„kriegen, schlug ihm der Blitz auf den „Nabel des Schildes — der König blieb „unerschüttert.

[1]) Die Gründe für den Zeitansatz folgen im Abschnitt VI u. VII.

[2]) „Ungarn" ist durchstrichen und „Pannonien" mit dunklerer Tinte darübergeschrieben.

[3]) „den Ungarn" ist durchstrichen und „ihren Herrn" mit dunklerer Tinte darübergeschrieben.

[4]) „im Tode" ist durchstrichen.

[5]) an „seine" ist ein „r" angesetzt und hinter dem Wort „über" ist die „Leichname" darübergeschrieben mit dunklerer Tinte, sodaß es alsdann „über die Leichname seiner" heißt.

7. „Heinrich der Löwe. Er hielt dem „Löwen, den seine Neider auf ihn los„gelassen, die Faust entgegen und redete „ihn an: Wo willst du hin, du wilder „Hund? Der Löwe zog sich bestürzt zurück.
8. „Sanftmut der Gräfin von Gleichen. „Entzückt über die Rückkehr ihres Gemahls „aus Asien empfing sie die morgenländische „Braut desselben mit Uneigennützigkeit.
9. „Todesbruderbund Konradins und „Friedrichs. Der junge Friedrich von „Österreich tröstete den gefangenen Kon„radin auf eine rührende Weise.
10. „Rudolf von Habsburgs adeliche „Demut. Der kriegerische Mann trat sein „Pferd einem armen Priester ab, erweicht „durch die Todesstunde eines menschlichen „Wesens.
11. „Wilhelm Tells Offenherzigkeit und „Freiheitsinn. Tell erklärte seine Ab„sicht ohne Furcht, und seine Feinde ver„mochten nicht die Ausführung zu hindern.
12. „Arnold Winkelrieds Opfertod. „Winkelried fiel mit sieben Lanzenspitzen „in der Brust, ein freies Opfer für sein „Vaterland.
13. „Ludwig des Bayern Milde und „Großmut. Er schätzte seinen unglück„lichen Nebenbuhler mit liebenswürdigem „Zartgefühl, trank mit ihm aus einem „Becher und schlief mit ihm auf einem „Lager.
14. „Frauenlobs Begräbnis. Die Ein„wohnerinnen von Mainz folgten dem „letzten Dichter der Ritterzeit bis an sein „Grab, trugen und bekränzten ihn.
15. „Große Treue bayerischer Landes„kinder. Um den geflüchteten Maximilian „Emanuel zu rächen, stürmte das Land„volk von Oberbayern München ohne „Waffen. Diese Hochherzigen ließen sich „bei Sendling übermannen und nieder„metzeln.
16. „Edelmut im Todeskampf der Hel„din von Lützow. Auf dem Schlacht„feld von Lauen wurde eine Reiterin ent„deckt, welche zum Tod verwundet war. „Sie ließ sich nicht verbinden, bis man „den gefangenen Franzosen Hilfe gewährt „und verzieh denen, die sie gezwungen „hatten den Tod zu suchen.
17. „Friedrich der Rothbart. Sitzt heut „zutage noch in der Geisterhalle des Unters„bergs und kann nicht sterben. Es ist „möglich, daß ihm die Seelen Hermanns, „Winkelrieds, Hofers und der Heldin von „Lützow Gesellschaft leisten, denn die Gei„ster unserer großen Toden haben keine „Ruhe im Grabe, ja selbst
18. „Lindenschmitt von Rodenstein, „mein Ahnherr, führt seinen Trauerzug „weissagend von einer Burg zur andern."

Mit solchen Absichten gerüstet, verließ er etwas vor dem 20. Juni 1825 Wien, um zuerst eine lange Alpenreise zu machen und dann „über München nach Mainz zu gehen, „dort die Eltern zu besuchen, der Weinlese „beizuwohnen und dann wieder nach München „zu gehen, den Herbst noch, aber spät." Er hat in Mainz sogleich den Frauenlob begonnen.

Schwind, den er in der Münchener Zeit wiederfinden sollte, hat ihm vor seiner Abreise ein Viaticum gewidmet, das von herzlicher und genauer Teilnahme zeugt:

„Wien den 7. Juny 1825.

„Wenn du dich deines Aufenthalts in „Wien erinnerst, so lache über den man„cherley Verdruß, und gedenke unser mit „Heiterkeit. Ich weiß, daß du zu kämpfen „haben wirst, es geht aber keinem anders. „Die Zeit liegt an zu hoher Steigerung „krank, und wir alle müssen das Uebel „fühlen. Halte an das Handwerk, die Gnade „kommt von selbst oder gar nicht. Ich „wünsche von Herzen daß dir gelinge was „du dir vorgenommen hast. Sich steigern „ist leicht aber unfruchtbar; sich zusammen „halten, den beschränkten Zustand des Le„bens durch Poesie erheitern und verschö„nen ist männlich und gesund. Dies ist „meine Erfahrung die ich in Verlust und „innerer Zersplitterung gewonnen habe, die „nimm zum Andenken an einen

wohlwollenden Freund

Moritz Schwind

Mahler."

V. Die Alpenreise vom Sommer 1825.

Das aufsteigende Gewölk der eigenen geistigen Sorge Lindenschmitts und gewisser Bedenken, wie sie sein stürmisch erfaßter Be-

ruf erstehen sah, verschwand vor der frischen Wanderluft, welche ihn seinen gesündesten Anregungen täglich entgegentrug und auch durch seine Reiseaufzeichnungen weht. Diese heben mit Natureindrücken an, deren Stille einsame Begegnungen tönen; manchmal wendet sich ihm der Sinn der Leute auf das Lebhafteste zu; und so vollzieht sich auf einigen Strecken die Wanderung im Geleite rasch gewonnener eifriger Kameraden.

Er war von Baden bei Wien ausgegangen und schritt nun in seinem grauen Turngewande, beladen mit dem grünen Lederranzen und einer großen ledernen Malmappe, in der Junihitze auf das Hochgebirg zu. Bei Maria-Hilf nahm er den Weg in das Rohr

Lindenschmit überschreitet die Salza. 1825.
Aquarell. Wirkliche Größe.

durch wunderbare Felsen, stand am 24. Juni in der Mittagssonne hoch über Aegidi, an ein einsames Kreuz verirrt, und sah den Göller und das Bibertal sehr mannigfaltig und prachtvoll im Duft vor sich; Abends glühten die Johannisfeuer um die Wildalm. Andern Tags traf er einen Freund, Van der Linde und hörte die Sage vom Tiroler Grafen, der als Holzknecht mit seinem jungen Weib verborgen auf dem Schlemmer-Hof lebte; dortselbst meinte alsdann das Hausweib in Lindenschmit ihren eigenen jungen Schwager zu begrüßen. Mit einbrechender Nacht „bezwang" er den Quellbach der Salza, und befand sich jetzt auf der Steierischen Grenze; er schritt im Mondschein die Schlucht weiter hinab und wurde von einem Holzknecht über ein moderndes Verhack geführt. Vom träumerischen Dachfenster seines Quartiers in Mariazell erharrt er die Aufklärung eines schweren Wetters; kleine Staubbäche im Angesicht des Hochschwaben, hohe Steingebirge die Salza hinab bezeichnen seinen Weg auf die Wildalm vor Eisenerz; auf dieser spielte eben ein sogenanntes „göttliches Theater". Ein alter Bauer, der Loipen Hansl, stand als lustiger Rat dem Abraham und der Sara in ihren Ehenöten bei. Dann wird berichtet, „wie die Mädchen in dem Gartenhaus holladsten und wir sie belauschten, wie wir eindringen und weitersingen" und wie am Morgen darauf der ganze Schwarm auf einem schönen Weg ihn nach dem Eisenhammer begleitete. Mit dortigen Freunden ging es alsdann auf der Eisenerzer Höhe entlang, wo sich herrliche Aussichten in die tiefen wilden Täler öffnen, nach den Seemauern am Leopoldsteiner See, dem Pfaffenstein und den Frauenmauern.

Einer, der Bergpraktikant Anton von Schouppe, blieb noch in Eisenerz mit ihm zusammen, führte ihn durch die Schachte und in die „Schatzkammer" und hat ihm sein Herz aufgeschlossen, wie man aus den sanft-traurigen Abschiedsworten ersieht, welche er in Lindenschmits kleinem Skizzenbuch an einen benachbarten Freund richtet: „Lebe wohl" schließt er, „und nimm den Ueberbringer doppelt liebevoll in dein Zimmer auf" —, ein Zeugnis davon, auf welches Gefühl der Bund unter der deutschen Jugend sich damals noch berufen konnte.

Bald nachher, am Abend des 4. Juli in Admont, umfieng ihn in der Hütte eines Schneiders „ſanfte gemütvolle Ordnung in dem ruhigen Schlafſtübchen und dem liebevollen Gärtchen. Dafür gab ich ihm auch dreimal mehr als er verlangte, weil ſein rebenumhangenes Fenſter einen ſo wunderſchönen abendlichen Eindruck auf mich gemacht. In dieſer Armut welche Fülle.“ — Er kam nun durch die Gegenden von Auſſee, Haltſtadt, Iſchl, St. Wolfgang, teils zu Wagen; einen armen fußwunden Mann ließ er aufſitzen, „ſein Vergelts Gott tat mir herzlich wohl“; ein anderer Reiſegefährte, eine fremde weiße Dogge ſtrich dann viele Stunden neben ihm her. Eines Abends, als die Höhen über dem dunklen Tal nachglühten, fand er ein müdes Weib, er konnte ihr ihre Müdigkeit nicht abnehmen und ſo trug er ſie ein Stück weit, mit den Schultern abwechſelnd. Auf der Höhe lohnte „ein redlicher Wirt“, er blieb aber nicht, und verfiel ſchließlich einer ſchändlichen Kneipe mit groben Leuten.

Er näherte ſich dem Salzburger Tal „Melancholie —“ verzeichnet er, und beobachtet: „— weil die Berge flacher wurden.“ Sofort greift auch Heimweh nach ihm. Er machte in einem ähnlichen Gefühl um Rulands vergeſſenen Tabaksbeutel eine Strecke Wegs nach einer Mühle zurück. Bei Nacht und Nebel erreichte er Salzburg. Bevor er das Tor paſſieren durfte, hielt ihn die Vertrautheit des weinſeligen Torſchreibers hin. Gaſſen und Plätze erinnerten in ihrer nächtlichen Silhouette an die Vaterſtadt. Auf der Burg ließ man ihn „Rauſchers vielgeliebte, oft beſprochene Marterkammer“ nicht ſehen, ſchraubte ihn mit Trinkgeldern und zeigte ihm von den anderen Merkwürdigkeiten bloß die Türe dazu. Er gedachte dieſes verſtorbenen Freundes lebhaft, als er auf der Salzachbrücke auf deſſen Lieblingsplatz einen Gymnaſiaſten lehnen ſah. Er trifft einige Aenderungen zur Weiterreiſe, die Tochter des Handſchuhmachers, wo er ſich gemslederne Hoſen kaufte, möchte ſich ihm anvertrauen, um ins Tirol zu ihrem Bräutigam zu gelangen. Er lernte zwei Kopenhagener Landſchafter (Möller) kennen; es ward ihm nahegelegt, den Erzbiſchof zu malen; da kamen am vierten Morgen des Aufenthalts (12. Juli) längſt erwartete Briefe

Sennerin von der Wildalm.
Bleiſtiftzeichnung. Wirkliche Größe.

an. Er holte ſich raſch Geld, kaufte ſich einen neuen „Friedel“; — und Heida wieder weiter!“ über Hallein und den Paß Luk. Beim Steg im Wald kehrte er bei dem „tapferen Wirt mit der goldenen Medaille“ ein; es wird vom Kriegführen geſprochen, zu Nacht gegeſſen, Kegel geſchoben. „Wie ich das Mädel mit dem alten demagogiſchen Bauern zum Tanz brachte, 99½ Jahre war er alt und tanzte noch. Wie das Mädchen über das Tal hinüberjauchzt, ungeheuer jubelnd, eine ſchöne reine ausdrucksvolle Stimme.“

Mit Haſt ſtrebt er auf den Tauern los. Von den ſchönen Bildern ſei nur erwähnt ein „Brautpaar, beim Abendleuten auf der Türbank des elterlichen Hauſes ſitzend, alter Vater und Mutter dabei.“ In Bad Gaſtein bemerkt er meiſtens Ausländer; auch Klenze und Thierſch aus München ſind da. Am ſelben Abend „traf ich die beiden Kärntiſchen Bauern die mich ſcharf bergauf mit-

zakkerten bis auf die Naßfelder Albm.[1]) Wie sich der Tauern bei der Nacht so finster machte, weißschäumende Bäche vom halben Gipfel herab; stille dunstige Alp, die Kühe standen still wie Gespenster. Friedel getraute sich als nicht über die genialen Brücken." Der Hund hielt ihn nachher allein warm in dem eiskalten Nachtlager, „sonst wär ich erfroren. Die Unterhaltung war vom Gemsjagen, wie auf allen Alpen." Am 17., vor Tag, wird der Uebergang gemacht; er beschreibt die Abschnitte des Aufstiegs, — „und wir waren auf der Schneide. Weite Aussicht auf die Gebirge. Kleine Gletscher, Kees genannt, an dem Gipfel." Es folgt die Abfahrt über den Schnee, „dann ließen wir uns die steilen Abhänge hinunter bis zur Alm und waren überm Tauren. Zauberischer, traumähnlicher Morgen, als ich mich unterhalb des Schnees auf den Rücken legte um auszuraſten, reiner Himmel, sonntäglich tief unten heraufflammende Sonne, und als ich mich aufrichtend hinuntersah in die grünen nebligen Täler schlug der Ton von 100 Herdenglocken wie eine ferne Hymne an mein Ohr. Heilige Mutter Hertha! — Großartige Täler bis Malitz. Im Wirtshaus war alles sauber aufgeräumt, aber Türen und Tore und Kisten und Kasten standen offen und die Leute waren in der Kirche; so ehrlich und arglos sind die Kärnthner. Die Kirche war voll und mehrere Leute saßen und lagen auf der Türe und ein Weib mit zwei schönen, frommen Kindern, Mädel und Bub, auf einem Grabe des Friedhofs und hörten der Predigt zu. Es war 10 Uhr morgens und die Sonne stand hinter der Kirche und beschien unten das Tal mit allen seinen Fluren und die heiligen Waldgebirge und links den Naßfelder, rechts den hohen Tauren. Der Kirchhof aber und seine grünsamtnen Gräber lag im Schatten der Kirche, den auch ich genoß, als ich mich außerhalb der festlichen Kirchentüre auf den Boden streckte, den Hut in gefalteten Händen, mein Friedel neben mir." -- Im Wirtshaus erzählen Pusterthaler Bauern vom Krieg. Er macht sich wieder auf und kommt mit einem Kärnthner, von dessen Herzensehrlichkeit berichtet wird, über die Fragant nach Stall, und am folgenden Tag über Winklern, von wo er den hohen Glockner wie eine Schneesäule in der Luft stehen sieht, in die schöne, von der Drau durchströmte Ebene bei Lienz.

Es war der 18. Juli. Einige Tage darnach, in einer Regennacht kehrte ein Trupp Jäger und Bauern beim Baumwirt in Lienz ein, und schrieben hier ihrem Jagdgenossen Lindenschmit in ein marmoriertes, eigens dazu ausgewähltes Heftchen folgendes lustige:

„Zeugnüß

Daß Wilhelm Lindenschmit (:Vulgo Tell:) Im Jahre 1825 von 21te July um 2 Uhr morgens bis zum 23. um 8 Uhr Abends mit uns Fertinant v: Hibler (Oberjäger), Joh. v: Hibler, Joh: Panzl, Lavanter Haußer (Ertz Gamtzbock), Ventz Pixenspanner Pixenmacher, Unterweger, F. Zimmerer, Flatscher, Gaßler (:Bauern); auf der Gämßen Jagd gewesen, sich Wohl gehalten, und sowohl an Kerper frisch und unermiedet, als an geist mutig und fithel, gleich uns bemoßten Gämpßen Jägern die Schärfsten Bergrücken, die ver Theifligten Klamm und ver Wachsenten Thäller durch klettert so wie auch auf dem Kärtnerischen Gebüeth als Raubschütze sich mit der nöthigen Vorsicht benohmen.

Die Jagd gieng über den Steilen Zock, Klamp Brücken, durch daß Kerschbaumer Alpenthall (Rauchbichl), Kerschbaumer Alpen Zahn, u. Doinfells Klamp, durch die Wilden Sannten bis Luggau, zurück an daß Hoche Kreutz an Spitzkofl, dann zurück durch den Hinleinpach nach Leisach in die Kneipe, wo wir von Wein innwendig beschwipst und von Regen aus Wendig dichtig benetzt in die Staatt Lienz ein gesaust wie daß Wilde Her mit Zwey grossen Gämpfen Beladen.

Wir alle sinn Wohl mit dem Wihlhelm zufriden und fest über zeugt daß Wenn ihm daß Glück einen Gamsenbock[2]) auf die Wildsanten Warte od: auf die Warte auf den Hochen Kreutz Gewände od: auf die Warte auf den Kerschbaumer Brantschartl (wo der Berr über daß Gewände Schautte) geschückt häte, er solchen ohne Zweifl dapfer erzihlt und gefällt häte.

---

[1]) Er schreibt vorn „Wildalm", „Wildalpen", dann hier „Albm", „Alp", und „Alpen", schließlich „Alm".

[2]) schwer zu entziffern; es scheint „Reschenbock" zu heißen.

Gegeben zu Lienz in der Kneupe beym Bamm Broy bey Bier und Toback
Unterzeichnet Ferdinand v. Hibler
Oberjäger
Johann v. Hibler
Joh: Panzl Landschützen Hauptmann aus Tyrol woß recht Videl ahnegeth gfahlt ihm wohl."

Der Wortlaut ist von der Hand des Panzl, in nicht ungewandter Schnörkelschrift; unterschrieben hat sich jeder selbst, auch die hier fortgelassenen Bauern.

Schon am Abend der ersten Ankunft in Lienz hatten die stehenden Kriegsgespräche eine Annäherung unter den Männern bewirkt; die Wirtstöchter rüsteten ihren Gast sogar mit ihren Strümpfen und Bergschuhen für den Spitzkogel aus; von dort zurück kam er mit den beiden Hibler und dem Panzl auf einem Bierkeller beim alten Schlosse zusammen; die Jagd wurde verabredet, mit einem Scheibenschießen ging der dritte Tag hin. Auf der Jagd tut sich Panzl durch seine Drolligkeit, seine Listen und unerschöpflichen Reime hervor. Die Persönlichkeit dieses Mitkämpfers von 1809, der jetzt etwa ein Vierziger war, sowie die Erzählung seiner Erlebnisse fesselte Lindenschmit ganz besonders; beide vertiefen sich unter dem Umherschweifen so darein, daß sich schließlich Hibler ärgert, daß sie immer vom Raufen sprachen, „und nie nix vom Gamsschießn, als wann koana koan Stuzzen am Buckl hatt." Lindenschmit kommt nicht zum Schuß, bringt es aber doch zu einer kleinen Trophäe, nämlich dem Mähnenbüschel einer Gemse, der er auf dem Rauchbüchel an der kärnthischen Grenze einen halben Tag nachstrich. Er konnte sich mit den meisten Andern in der zahlreichen Jagdgesellschaft trösten, zu welcher auch am zweiten Tag die Luggauer Jäger stießen, darunter ihr Pfarrer, gar stattlich im grünen, kurzen, kärnthischen Rock und breitem Hut. Er hielt zwölf Hunde. Es wird erzählt: „Wie wir mit Heereskraft auf die Wildsanten zogen, Jägergruppen bei den Almhütten unterwegs. Ringen mit Panzl. Trieb bei den Wildsanten. Schuß des Pfarrers. Der Zimmerer erlegt den Gamsbock. Jauchzen. Locken der Hunde. Jägerruf. Sammeln und Rast an der kleinen Quelle. Wie die steigeisenklirrenden Jäger sich nach und nach ins Gras streckten. Wie ich um Milch und gutes Heu zu kriegen durch die wilde Zogklamm vorauseilte und dann auf der andern Seite herabkrachte eine Stunde lang durch Knieholz und Latschen auf die Kerschbaumer Alm." Seine Gefährten hielten ihn schon für verunglückt und verfluchten seine Unbesonnenheit. — „Panzl wollte nachher dem Johann Hibler glauben machen, ich wage mich nur deshalb so in die Klippen, um das Gebirg auszukundschaften und bei dem nächsten besten Krieg einem Schützenhauptmann, z. B. ihm, die Feinde in den Rücken zu führen. Als J. ihn darüber auslachte, stützte er sich darauf, daß er als Kriegsmann des Gebirgs dergleichen besser verstehe. Noch wunderlichere Ideen suchte er über meinen Stand und Namen auszustreuen . . . . . Den Namen Lindenschmitt bezweifelte er deswegen, weil gegen die kärnthische Grenze hin im Wald eine Schmiede liegt, die den Namen Lindenschmiede führt und so schien ihm dies ein scherzhaft angenommener Name. — Diese Idee hauchte er später auch in eine Poetische Form:

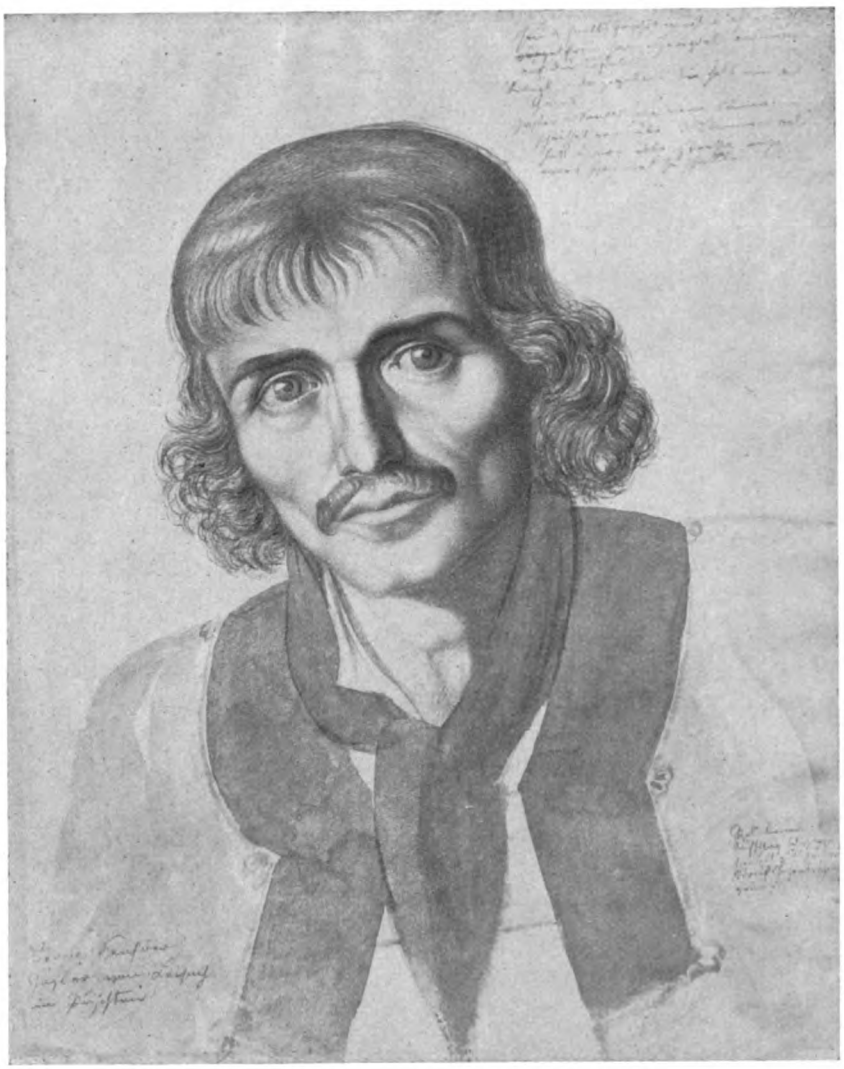
Ischt a Fremda in Leänz
Und der hoaßt Lindenschmitt
Wer er eigentlich ischt
Des woaß koana no nit. —

Dies alles redete er mir zu Gehör jedoch so, als ob die andern solche Meinung hegten, beobachtete aber den Eindruck, den die vermeintliche Entdeckung der Wahrheit auf mich machen würde mit so lauernden listigen Blicken, daß ich das Ganze als Truggewebe von ihm erkannte und ihn bat, keine Lügen auszustreuen. Daß ich ihn hierin ertappte, machte mich sehr in seiner Achtung steigen. —"

Noch lange horchte Lindenschmit aus seinem Heulager den andern zu, die die ganze Nacht um den Herd in der Hütte, wo ein großes Feuer brannte, saßen und sich mit Erzählungen ergötzten von den Gefahren der Jagd und des Hirtenlebens in diesen finstern Gegenden. Er hat in den nächsten Tagen Einige gezeichnet, darunter auch den Bauern Gaßler. Ueber seinem ausdrucksvollen Kopf ist ein Gespräch zu lesen: „Sou a hoalbs Joahr mögt i ah a mohl vugelfrei san. Herrgoot! oalliweil auf die Köfel." Franzl: Do jogetens di holt wie a Gams." Gasler: „Soult ma oana kömma, i schoisset oan über

d' Klammen ochi!! Hatt i ner ebba z'freſſa, nocha wars ſchon net ſo heikli."

Den Panzl hat er in ſeinem Zillertaler Gewand gemalt. Er ſteht feſt und leicht da, mit gleichen Füßen etwas linksum gewendet; den Stutzen trägt er mit dem ſchweren Schlagkolben nach rückwärts über die Achſel; die Rechte, mit Schlagring, iſt locker auf die Hüfte geſtützt, eine Geſtalt von innerem, lebendigem Gleichgewicht. Im Stammbuch redet er Wilhelm „Lieber Bruder!" an, erhebt ſeinen Streitruf: „I bin der Johann Panzl—Buebn! Kents mi dan nit — Wer ma lieber a bißl — a Streitt als a frid." und ſtellt ſich zuletzt „alle weil in gottes hand." Wilhelm Lindenſchmit ſchließt ſeine Aufzeichnungen: „Als ich von Panzel Abſchied nahm, beſchenkte er mich mit ſeinem ſchön gefaßten Gamsbart, den er immer auf ſeinem grünen Hütchen getragen, mit dem Gürtel, den er 1809 in der großen und blutigen Schlacht mit den Franzoſen und Baiern getragen, dann noch mit 4 Spielhahnfedern, die er mir ſelbſt auf meinem grünen Hut befeſtigte. Sef weinte, als ich von ihr Abſchied nahm, und Johann v. Hibler fuhr mich mit ſeinem Pferd bis Mittewald zu ſeinem Bruder. —"



Franz Senfder, Gaſler von Leiſach.
Federzeichnung. Gut halbe Größe.

Bald hierauf ſind dieſe Berichte auf die erſten und letzten Blätter des Heftchens, welches das Jagdzeugnis enthält, nachgetragen. Ihre Faſſung iſt bezeichnend. Die kurzen

Merkworte ſetzen Gegenden und Ereigniſſe in melodiſchen Wechſel. Er ließ dieſen Ton rein, und nahm z. B. keine Wendung ins Märchenhafte, auch wo ſie ſich antrug, vor —, dies im Unterſchiede von ſeinem Mainzer Jugendkreiſe. Die Schlichtheit der einzelnen Mitteilung beruht auf Gefühl, nicht auf Nüchternheit; das Ereignis bleibt innerhalb der gewöhnlichen Wahrſcheinlichkeit, es bleiben aber Möglichkeiten der Tiefe, nach der Immanenz des Lebens hin. Das bedeutet: er ſah die Dinge eigentlich groß. Wenn er nun in ſo weit dem Ritter in dem Märchen von den drei Federn gleicht und die ſchillernde erſte Feder nicht aufhob, ſo hat er doch, aus Antrieb ſeiner ſonſtigen Weltanſchauung, die zweite ergriffen. Mit dieſem Weſen hängt in der Abfaſſung die ſo gern gebrauchte Aventiurenformel mit Wie (Wie ich das und das that. — Wie das und das geſchah. —) zuſammen, die wie ein Taktſchlag durch die Reiſe federt. Das ſcheint Nebenſache, es iſt aber der ſich treibende Charakter, der immer wieder durch die Eindrücke auf die Angelegenheiten hinauswill.

Die übrigen Reiſenotizen geben auf die weite Strecke durch das Puſtertal, Eiſack-, Etſch- und Inntal bis Innsbruck wenig mehr als Ortsnamen. Ueber Botzen und Meran zog er raſch nordwärts. Er ritt nun und läßt ein- und das anderemal ſein Roß in der Schmiede beſchlagen. Von Agums im Vintſchgau aus beſtieg er zwiſchen dem 4. u. 11. Auguſt den Ortler. Einige Aquarelle zeigen Wände und zerklüftete Firnen.

Er beſuchte die Tartſcher Alm. Dort hatte ſich das junge Volk zu einem Tanz bei den Sennern eingefunden. Ein Hackbrett, eine altertümliche Harfe, welche ein Rehköpfchen krönte, und eine Schwegelpfeife machten die Muſik. Eine ähnliche, nur viel wildere Scene erlebten die Brüder Lindenſchmit zuſammen in Zell am Ziller, wohin ſie im Herbſt 1826 über Kochel und Innsbruck gekommen ſind. Nach der Tartſcher Scene hat Wilhelm, etwa 1826, einen altbajuwariſchen Reigentanz entworfen. Nur verlegt er die Scene auf ein Hügelvorland ganz ähnlich dem, welches von der Roßweide bei Kochel nach dem Seeſpiegel hinab und jenſeits derſelben in der Schlehdorfer Höhe entlang ſtreicht. In der Mitte über die Köpfe der Tänzer weg ſieht man die drei Spielleute; Hackbrett- und Harfenſchläger, ein Mann und ein Greis, ſitzen; der junge Schwegler lehnt daneben; die Dogge zu ſeinen Füßen gleicht dem Hunde Ragner, den Wilhelm ſeit 1826 hielt und abgebildet hat. Zuſchauer ſitzen zu beiden Seiten, ebenfalls auf höherem Boden. Die vier Tänzerpaare davor ſchwingen ſich und ſchuhplatteln. Die Tracht iſt ſehr charaktervoll; bei den Männern kurze und lange, enganliegende Lederhoſen, anliegendes Leibchen, Arme, Schulter, Nacken, Hals ſind frei, ebenſo die Unterſchenkel und die Füße; dazu breite, eberbildtragende Gürtel. Die Frauen in langen, wallenden Röcken, mit ſchmalen Gliedergürteln, deren Zungen lang, wie die bandumflochtenen Zöpfe herabhängen; der Oberkörper im Leibchen, die Arme bloß, in den Haaren ſchöne Blumenkränze, wie auch bei den Männern. Das Bekränztgehen war noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Sitte. Der mittlere bärtige Tänzer iſt nach dem Porträt eines Duxer Hirten 1826. Die ſittſame Haltung und die Lebensluſt, die Entfaltung der Geſtalten im Schwingen und Springen gibt edle Gruppen.

Ein anderes Blatt, das auf die Erſcheinung und den Schlag des deutſchen Alpenvolkes aufgebaut iſt, zeigt eine altbajuwariſche Heldengefolgſchaft, die mit Bogen und Beilen bewaffnet eine Fürſtengeſtalt umgibt.

Dieſe beiden größeren Blätter ſind mit ſorgfältigen, ſtätem, geiſtigem Wählen in Ausdruck und Bewegung, und in ſtraffer Beziehung auf die Kernmenſchen gezeichnet, die dem Künſtler vor den Sinnen ſtanden. Freilich ſind ſie nicht vor der Natur gearbeitet, ſchon als Sammelgruppen ſolcher Typen nicht. Daher zeigt die Technik etwas Taſtendes. Das erſte Blatt trägt Korrekturen, die wohl nur ſein Lehrer Cornelius anbringen durfte.

Andere einfache Entwürfe, ſo zwei Männer, die vor dem Richter gegen einander rechten und ein Paar Robler, wo der Eine dem Andern, der in einem Nachen ſteht, an die Kehle fährt und ihm zugleich das Knie unterſchlägt, geben die Bewegung mit großer Sicherheit.

All dieſe Kompoſitionen bleiben an Unmittelbarkeit hinter den vielen Porträtköpfen zurück, die der Maler auf dieſer und den folgenden Reiſen mit unendlicher Sorgfalt und eben deshalb überraſchender Friſche nach den Leuten ſelbſt gezeichnet hat. Er geht natürlich anders zu Werk. Man kann aber auch unter dieſen Studien ſolche in einfach geſchloſſener Haltung, in der mit genügſamen Strichen der Hauptcharakter einer Perſon gewonnen wird, unterſcheiden von dem edleren und glänzenden Beſtreben, die Plaſtik und den ſeeliſchen Ausdruck jugendſchöner und kraftvoller Männerköpfe in allen Formen, Uebergängen und Lichtern förmlich liebkoſend zu begleiten und dabei ſtreng und wahr zu ſein. Noch bedeutender und reizvoller iſt das Verhältnis, in welchem der direkte Geſichtsausdruck zur Haltung, Neigung oder Wendung des Kopfes ſteht und ſich darin vergeiſtigt.

Anton Hall aus Paſſeir.
Bleiſtiftz. Gut halbe Größe.

In Innsbruck scheint er ungefähr am 13. August eingetroffen zu sein. Er besuchte das Schloß Ambras. Auf einem Hof fand er eine kostbare, gravierte Pickelhaube aus dem 16. Jahrhundert; er konnte sie erwerben. Sie trägt auf ihrem Rande in großen, gotischen Buchstaben den Namen „Karl Schürff zu Schenwör Obrister Erb-land-Jegermaister der F. Grafschaft Tyrol".[1])

Bei späterer Gelegenheit hat er dort einen besonders starken Eindruck empfangen. Er erzählt davon in dem Aufsatz „Ueber die Bekleidung unserer Heere", wo er die Anlehnung an die wettererprobte und stilvolle Kleidung des süddeutschen Landmannes empfiehlt. „Aus Unkenntnis und Geringschätzung des vaterländischen wird man mir sogleich entgegenrufen: Dies wird nicht imposant, nicht stattlich und kriegerisch werden, denn die Tracht des Kriegers muß sich von der des Bauern unterscheiden und fremdartig sein. Was den ersten Punkt des Imposanten betrifft; so sah ich Schützenkompagnien in einer Linie von 6000 Mann der Kavallerie und Linien-Infanterie gegenüber aufgestellt und ich sah auch, daß ein ganzes Publikum der schönen, östreichischen Reiterei den Rücken zuwandte und die Männer in der Landestracht anstaunte. Und es waren keine Soldaten, nur Bauern deren jeder eine Scheibenbüchse auf der Schulter trug. Ich sah sie auch defilieren kompagnieweis, durch weite Intervallen von einander getrennt, jede mit einer Fahne. Ihr schneller, leichter Gang, die gute Haltung, ihre teils ergrauten, teils gigantischen Hauptleute, ihre flatternden Fahnen, ihre wallenden Reiherbüsche, der geschmackvolle Schmuck der Gürtel und Hüte, wie sie mit den Federn des Adlers, des Auerhahns und dem Spielhahnschweif, mit Bändern und grünen Büschen geziert unter dem Klange ihrer altertümlichen Musikstücke dahinschwankten, dies sah alles stattlich und imposant genug aus und wird mir ewig unvergeßlich bleiben. — Und obwohl man, wenn man dies in Bayern oder Baden liest, im ersten Augenblick vor dem Gedanken erschrecken wird, Regimenter von Jachenauern, Lenggriesern oder Schwarzwälder Hauensteinern dahinmarschieren zu sehen, so wird man sich doch alsbald sagen, daß dies so übel nicht wäre."

Hier begegnet also wirklich ein solches Bauernheer, nach dem man sich eine Anschauung, von den deutschen Landwehren machen konnte, wie sie 1705 und 1809 zu Felde zogen. Einen Unterschied im Auftreten und Wesen konnte er, da es sich auf beiden Seiten doch um Glieder des großen, alten Bayernvolkes handelt, nur als landschaftlich empfinden.

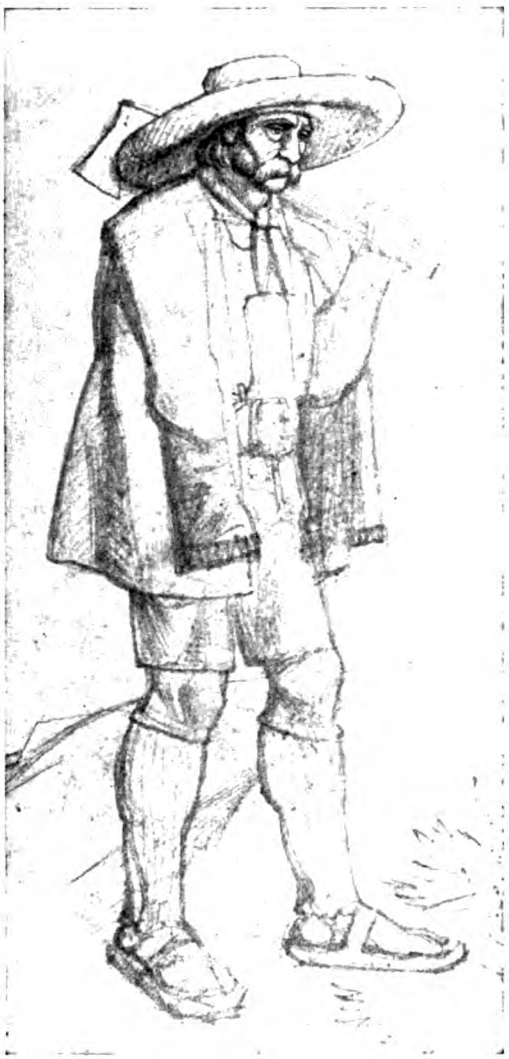
Nimmt man an, daß er die Innsbrucker Gegend nach vier bis fünf Tagen, also um den 17. August wieder verlassen hätte, so blieben für das letzte Stück Weg immer noch gute sechs Tage.[2]) Nach Hormayrs Lebensbericht (in den Bayerischen Blättern 1832, Nr. 23) ist er über die Scharnitz und den Walchensee („Wallersee" bei Hormayer) hinaus. Der Bericht Hormayers leidet an mehreren Flüchtigkeiten und Verwechslungen; so setzt er diese, nach einer ganzen Reihe verbriefter Daten dem Sommer 1825 angehörige Reise in das Jahr 1826.

Wilhelm Lindenschmit schlug die alte Heerstraße über den Kesselberg ein, die damals Jedermann, z. B. Cornelius im Jahre 1830, noch befuhr. Er muß also Kochel wohl berührt haben, obwohl seine eigenen Reisenotizen von Innsbruck an schweigen. Er konnte bis Kochel, auch zu Fuß, kaum anderthalb Tage benötigen, hatte also Zeit genug zu einem Aufenthalt.

Nun ist es eigentümlich, daß auf dem Entwurf, dem die auf der Tartscher Alm kaum vor anderthalb Wochen geschaute Tanzscene zugrunde liegt, eine Szenerie erscheint, welche auf dem ganzen dazwischenliegenden Wege nur in Kochel zu finden ist. Besonders die aus dem Seeboden auftauchenden runden Kuppen, sowie die Anordnung der Höhen um den See sind charakteristisch, trotz des Skizzenhaften. Der nachwirkende plastische Eindruck seines letzten bedeutenderen Erlebnisses, andererseits der Schluß- und Abschiedsblick auf die hinter Kochel nunmehr zurücksinkende Alpen- und

[1]) Das Stück wurde nach dem Tode Lindenschmits in die Sammlung der Stadt Frankfurt a. M., das sog. Archiv, verkauft.

[2]) Am 23. August 1825 trifft er in München ein.



Steierischer Holzknecht von der Salza, Juni 1825.
Im Typus des 1828/29 zu Kochel gezeichneten B. Meier.

Almenwelt, ferner die geeignetere, dem Vorgang sich geräumig öffnende Runde und ein gewisser geologisch altertümlicher Hauch der Kocheler Seelandschaft dürften sich zu diesem weitsichtigen Bilde grauer, in Land und Volk noch haftender Zeiten amalgamiert haben. Die ins Jahr 1826 zu verlegende Ausführung der Idee verschlägt nichts, weil gerade Kochel wieder den ersten Eindruck abgibt, als Wilhelm Lindenschmit damals zum andernmale das Gebirg betrat.

Für jetzt lenkte er nach München. Seine Ankunft ist im Münchener Polizei-Zivilstandes-Register mit dem Nummer 2891 am 23. August 1825 eingetragen. Er stieg im Filserbräu in der Weinstraße für einige Tage ab.

VI. Die Münchener Lehrzeit bei Cornelius vom Herbste 1825 bis Herbst 1828 und der Arkadenauftrag.

Die drei folgenden Jahre, in welchen Lindenschmit der Münchener Akademie als Corneliusschüler angehörte, sind außer den Gebirgsreisen auch durch Besuche und Geschäfte in der Heimat unterbrochen bis zu dem Zeitpunkt, wo er sich in München verheiratet und seßhaft gemacht hat. Umgekehrt wurde sein Walhallaplan, der in getuschten Blättern von bescheidener Größe gedacht war, in der Ausführung schon von Anbeginn durch andere und ähnliche Arbeiten durchsetzt und namentlich durch Aufträge, wie den für die Arkaden, hinausgeschoben. Zwar bildete er unverweilt einige jener Gegenstände durch, andere hielt er in durchdachten Entwürfen bereit, und hat auch in einer späteren Lebenszeit noch einen und den anderen verwirklicht. Allein als Ganzes gedieh jener Jugendplan nie mehr zum Licht, nachdem einmal die Ursprungsidee in dem Sendlinger Werk auf's aktuellste ausgeschöpft und das einigende Walhallaband der ganzen Kette künstlerisch gesprengt ward.

Da nun die wirklich ausgeführten, veröffentlichten Arbeiten, deren Datierung großenteils anderweitig feststeht, mit jenen mehr zurückgehaltenen Plänen oft auf dem nämlichen Blatte sich begegnen, so läßt sich mehrmals über Wechsel, Fortschritt, Abänderung, sowie deren relative Zeitpunkte ein unverächtlicher Maßstab gewinnen. Auch auf die Lebensumstände fällt hie und da reichlicheres Licht.

W. Lindenschmit befand sich jetzt zwar nur für etwa zwei Wochen in München. Sein Zweck — „Beschauung der Kunstwerke" laut dem polizeilichen Eintrag — ist etwas so selbstverständliches wie daß er seine Freunde aufgesucht hat. Er füllte jedoch diese Tage offenbar schon mit Vorarbeiten. Hierunter gehört wohl ein Bildnis, das den jungen Konrad Dorner,[1]) den damals 15jährigen

[1]) J. Konrad Dorner, Historien-, Bildnis- und Genremaler, geb. 1810 zu Egg im Vorarlberg, gest. in Rom 1866, war im Jahre 1825 also 15 Jahre alt, was zu dem blutjungen Aussehen auf dem Bildnis stimmt. Er machte seine Studien an der Akademie unter Cornelius, stellte auf der akadem. Oktoberausstellung von 1829

Neffen des Galeriedirektors Joh. Jak. Dorner, als Knaben von etwa solchem Alter wiedergibt. Selbst wenn Lindenschmit dieses Porträt ein wenig später, d. h. nach der Rückkehr von Mainz, gezeichnet haben sollte, so wäre doch erst recht für diese Münchener Augustwoche ein Zusammensein der Beiden vorauszusetzen, aus dem Grunde weil der nämliche feine Knabenkopf auf der Umrißzeichnung zum „Fust" wiederkehrt, welche in dem nahenden Herbst zu Mainz enstanden ist. Diese Komposition bildet außerdem mit einer zweiten, dem „Frauenlob" (= Nr. 14 seiner Walhalla), jenes Paar Blätter, welches Lindenschmit von Mainz mitgebracht und als Probe seines Talents dem Meister Cornelius vorgelegt hat.[1])

Er hat auch den alten Rainprechter, Rat auf dem k. Generalkommissariat vom Isarkreise, besucht. Die in Mainz entworfene Zeichnung zum „Frauenlob" macht unter den klagenden Frauen zwei Töchter Rainprechters, Luise und Auguste, kenntlich, erstere stehend, letztere knieend; auch Johanna, die das Gesicht mit der Hand halb verdeckt, ist darauf. Die Studien nach ihnen gehören in die nächste Zeit. Die Bekanntschaft mit der Familie bestand jedoch schon; Wilhelm soll sich sehr frühe, nämlich schon mit achtzehn Jahren,[2]) mit der „Hanni" versprochen haben: Das wäre also im Frühjahr 1824, und es könnte wohl auch bloß der Beginn der gegenseitigen, noch längere Zeit geheim gehaltenen Neigung mit diesem Datum gemeint sein.

In dieser sich anbahnenden Verbindung mit einer Münchnerin, deren Familie nach Haag bei Wasserburg und weiter zurück nach Altötting, sowie nach Steiermark reichte, gründet wohl Lindenschmits ungewöhnlicher Anteil, den er für das Ereignis von 1705 und für dessen Gedächtnis entwickelte.

Am 4. September ist er über Nürnberg nach seiner Heimat abgereist. Von seiner Kindheit war ihm Frauenlobs Grabstätte im Mainzer Domkreuzgang bekannt: „Wo mein „Schulmeister seinen Scepter schwang — Das „war in einem Kirchenhallengang. — Die „kleine Gruft ist dort, Schrift an der Wand. „— Hier senkten einst mit liebevoller Hand „— der Freistadt Töchter in sein Blumen„grab — des letzten Minnesängers Staub hinab".[3]) Die Komposition scheint in ihrer Hauptgruppe an ein Ereignis, das ihn tiefer berührte, anzuknüpfen. In der Frauengestalt, die mit wankendem Knie, unterstützt von zwei Gefährtinnen an das Fußende der Bahre herangeschritten steht und die Hand des Toten mit festem gelobendem Druck hält, erkennt man die von Lindenschmit verehrte Frau von Nauendorf. Sie war in seinem Elternhause schwer erkrankt, und kaum wiederhergestellt. Sie mag beim Wiedersehen in dieser doppelt ergreifenden Haltung der schwankend Wiedergenesenden, die zugleich sehr sinnfällig ist, vor ihm gestanden sein. Jedenfalls ist es ihr edles Profil, wenn auch — wie die ganze Gestalt — etwas wuchtiger als in Wirklichkeit, und es kehrt sogar die leise innige Seitensenkung des Hauptes hier wieder, also ein bedeutsamer persönlicher Zug, wie das etwas spätere Profilporträt lehrt. Der niedrig aufgebahrte Tote verrät im Gesichtstypus Anlehnung an das Frauenlob-Bildnis in der Manessischen Handschrift, nach der Tafel XLIV im V. Bd. von Hagens Minnesingern (s. oben in der Wiener Zeit). Die übrigen Frauen reihen sich bis an das Kopfende des Lagers; ein Kranz schwebt in den Händen der Jüngsten über des Sängers Scheitel; und an der Vorderseite ist die letzte ins Knie gesunken, sie hält die verklungene Laute im Arm und lehnt sich wie lauschend an das Kissen.

Die Umrißzeichnung ist im unteren Teil, wo sich die Gewandmassen breiten, nur skizzen-

ein Oelbild „die klugen und törichten Jungfrauen" aus zusammen mit Ludwig Lindenschmits „Ehrenschwur. Eine Burschenszene." Er scheint schon 1825 auf der Akademie gewesen zu sein. — Zu dem Bleistiftporträt dieses Kopfes schrieb W. L. den Namen „Konrad Dorner" und noch ein paar unleserlich gewordene Zeilen dazu.

[1]) Nach der Mitteilung meines Vaters, des Akademieprofessors Wilhelm v. Lindenschmit.

[2]) Mitteilung von Wilhelm L's Frau, meiner Großmutter Johanna L., geb. R. (1809), und ihrer ältesten Tochter.

[3]) Aus W. L.'s Gedicht „Mein Heimatland". Es war also dieser Grabstein, der nach Bartsch, in der Allg. D. Biogr., 1774 zertrümmert wurde, doch noch bis weit in das 19. Jahrhundert am Orte zu sehen. Das 1842 errichtete Denkmal ist von Ludwig Schwanthaler, der damals auch mehrmals im Elternhause seines Freundes Lindenschmit zu Gast war.

haft. Die darüber sich hebenden Gruppen selbst sind aus der deutlichsten Vorstellung und bis in den Reichtum der Wechselbeziehung und Einzelheit ohne jedes Schwanken hingestellt, die Köpfe persönlich gegriffen und im Ausdruck schon völlig verstanden, in den leisen Regungen der Hände spricht die innere heftige Bewegtheit, die jedes in der Schar hierher fesselt.

Frauenlobs Begräbnis.
Braungetuschte Zeichnung 1826.

Zeichnerisches Unkönnen liegt teilweise in der Schwere der Körperverhältnisse und in manchen unrichtigen Verkürzungen; doch, was innerlich erstrebt ist, Wahrheit des Wesens in der Haltung, ist auch erreicht. Z. B. zeigt die ins Knie Gesunkene freilich nicht jene Zierlichkeit der wirklichen Auguste Rainprechter, mit welcher sie sich aus einem späteren Porträt so liebenswürdig entgegenbeugt; das schwierige Motiv der auf sich selber verkürzten Nacken- und Brustpartie ist noch recht unentwickelt; aber ihre Gebärde ist getroffen und verrät den elastischen Grundzug ihres Wesens. Ein Moment des Sinnens entführt sie der Trauer; oder nenne man es eine glückliche Flüchtigkeit ihrer Natur, — gleichviel, — es soll im Bilde nicht geurteilt, sondern es soll dargestellt werden, wie solchen Wesenszügen der Frauen eine Lebensbedeutung, etwas Freies innewohnt, kurz wie Frauenart nicht etwa ein blindes Los, sondern eben auch Charakter, „Art" im positiven Sinne sei. Die Darstellung des starken Schmerzes geht an der Hand solcher weiblichen Gebärde her und ist gleichfalls keine passiv sentimentale. Denn es ist eben eine charakteristische Funktion weiblicher Empfindung und zwar deren zarte Schutzgrenze, daß sie schmerzhaft ist. Hiebei mag Lindenschmit allerdings die Gefühlssphäre des Katholiken nicht verleugnen, in der er geboren und erzogen war. Aber außerdem deutet sich in dem hochkünstlerischen Ziel jene Wegscheide an, an welcher dem naiven Realisten nur bei strafffster Zügelung seiner Innerlichkeit die Herübernahme realistischer Anschauung und damit das Betreten des steileren, energievolleren Pfades möglich werden konnte. Jedenfalls zeigt aber schon das Auftreten dieses Dilemmas, wie weit dieses echte Talent z. B. von jenem Nachempfinden entfernt war, in welchem die sogenannten Nazarener ihre kunstdurchbildeten Tage erfüllten.

In anderer Art besaß seine Heimatstadt genug Anempfinder unter der herangewachsenen Jugend, welche damals von literarischem Dilettantismus strotzte. Die wirklich Begabten sahen sich bald mit ihren Schulkameraden in einem ironischen Gefecht, auf dessen Boden die Karikatur, namentlich auch später durch Ludwig Lindenschmit, ausgezeichnet gedieh.

Eben jetzt fand man sich in den alten Konventikeln und in den Familien wieder zusammen, die Einen frisch von der Universität zurück, die Anderen gerade durch das Maturitätsexamen gegangen. Von letzterer Feierlichkeit hebt ein Bericht Klauprechts an: „Etwas Schulgeschichte. Unter Pauken und Trompeten sah ich sechs Professoren in schwarzen Fräcken hereintreten, alle Staatsräte saßen aufgeboten um den grünen Tisch, — Braun im alten viereckigen Rock winkt drohend mit gespitzter Kreide, während Direktor Schacht außer dem roxolanischen Dolch nach einem serbischen von Bajassid und einem albanischen blitzenden von Scanderbeg schärfte. Er hat mich übrigens von früheren Zeiten, wo ich zu viel Fackeln ansteckte, noch des Blütentums im Verdacht, und will mich mahnend zur Einfachheit des Stils zurückführen". Dies geht auf jenes literarische Stutzertum. Die „angebetete" Rauendorf hatte darunter zu leiden. „Henle erschien mit neuen Kränzen noch frisch betaut und duftend von Herzeleid. Ich bedauerte niemand mehr als die Gnädige, der ich auch die Bemerkung machte, daß man

sie allgemein pour une secrétaire halten müsse, die dergleichen Angelegenheiten in sich aufnehme". Sie verstand es aber solche Geister zu bedienen „und hat die Phantasten des poetischen Unrats halber säuberlich gebürstet", ebenso wie sie gegenüber Wilhelms Enthusiasmen auf die Körperkraft so liebens- als lobenswürdig den altmodischen „Geist" vertrat, zu dem auch der alte Lindenschmit unwillig zurückmahnt.

Bei einer Vorlesung oben auf dem Türmerstübchen trägt Henle sein Gedicht „im Volkston" auf die Brüder L. vor, mit dem Gefühlsausbruch: „Käm' alles Wetter auch auf dich zu schlah'n, Ludwig, Geliebter, mein Licht und mein' Sunn'" — wozu der Thorn (der alte K. Schneider) bemerkte, es müsse „Sunnebild" heißen, seine Verdeutschung von „somnambul". Ein anderer, Minciaky Murzuflos, heißt so als Polen- und Neugriechenschwärmer; er „organisierte Schwärmpartien im Mondschein"; und „Teutlieb vom Rheine säuselt jetzt in der Rheinallee und überall riecht es nach Fatitüden". Ein anderer, der Recke im Sturmgebraus, ist ganz nordisch und verfaßt ein „grünes Heldenspiel, worin ein Klippenufer mit Windgeheul, eine Tannennachtgestaltung, ein Hugur und Sniofäll, eine Rune mit drei Kesseln voll grünem, blauem und rotem Feuer, und viele Szenen, worin einer erwartet wird, vorkommen". Er hieß auch das Hühnergebilde. Der gutmütigste ist der kleine buckelige Fischer, auch Magister Pepser genannt. Er trug einmal seine empfindsamen „Glocken, geläutet von Anton Christian Fischer, Mainz, bei Stänz" vor jungen Damen zur Schokolade vor; als aber Stellen daher kamen wie „treib' mit Abendröte Scherz, — Blütenwurm in Liebesrosen — saug' ich meinen Liebesschmerz", da hielt es Philipp Foltz,[1]) der unter den Zuhörern das Amt der Lichtputze verwaltete, nicht mehr aus: plötzlich erlosch die Kerze, und der Sänger verstummte. Mehrmalige Wiederholung dieser List entlarvte den Schalk. Klauprechts Aufzeichnungen versuchen auch, dieses Treiben selbständig abzurunden und legen es z. B. der Stubenromantik eines altdeutschen Holzschnitts gleichsam als Text unter; sonst dichtet er gern dem Gespenster-Hoffmann nach, der im größten Ansehen stand; die jüngst erschienene Hasentreffernovelle, welche Hauff in seinen Memoiren des Satans in Mainz spielen ließ, wurde als ein Plagiat an Hoffmann entrüstet zurückgewiesen; doch gibt er sich selber viel vergebliche Mühe mit einer solchen Sonderlingsfigur („der Sekretär, schwarz gekleidet usw."); dann wendet er sich lieber zur Sagenkunde und zu Volkstypen, verfällt auf die Landsknechte, läßt sich einige von Wilhelm zeichnen, und treibt zum allgemeinen Besten merkwürdige alte Bücher auf z. B. das „Kriegsbuch durch den berühmten Leonhard Fronsperger". Ein Theater gab in Mainz die beliebten Ritterstücke. Launige Ansichten davon zeigen Ludwigs Karikaturen, z. B. wenn das Kampfgewoge der Ritter sich in gegenseitigem „Schilddrücken" verstockt, oder wenn die braven Knappen ein klapperndes Geplänkel mit den Hellebarten — in sicherer Höhe über ihren Köpfen verführen; oder wenn die „Moosbank" des Eremiten Benno unbesetzt die Szene regiert; lauter Späße, wie sie später ganz ähnlich Kaspar Braun in den Fliegenden Blättern brachte. Wilhelms Lehrer, Schacht, wollte im „Götz" die Schlußszene so eingerichtet wissen, „wie ihn unser Lindenschmit aufgefaßt hat". Er war Kenner des Mittelalters, hatte die Reimchronik des Ottokar Horneck herausgegeben; da interessierten ihn auch Studien wie die Ambraser Zeichnungen. Er, der 1813 Intendanzsekretär Gneisenaus gewesen war, rief noch in einem anderen Sinn zu den Waffen. Als geborener Braunschweiger gedachte er des kühnen Zugs des Herzogs Friedrich Wilhelm mitten durch die französischen Armeen von Böhmen bis Elsfleth an der Weser, und wünschte von Lindenschmit „So Schlachten! Schlachten! Schlachten!"

Eine in blassen Strichen hingesetzte Skizze Wilhelms zeigt allerdings den Tod eines Führers in einem Gefecht mit Franzosen. Jedoch der Anblick des alten Mainz, die wieder durchwanderten alten Torgassen und die frühen Erzählungen der Mutter brachten ihn auf die ehemals so stürmischen Kämpfe der Stadt um ihre bürgerliche Freiheit. Den

[1]) Aus Bingen, nachmals Galeriedirektor in München.

Abschluß dieses Ringens bildet die nächtliche Erstürmung und die Niederzwingung der Stadt durch den Grafen Adolf II. von Nassau, Erzbischof von Mainz, im Jahre 1462. Dabei blieb auch der bürgerliche Hauptmann Fust, der Bruder des Buchdruckers. „Von Nacht in Tag und wieder in die Nacht — Tobte der Aufruhr", erzählt Wilhelms Lied auf seine Heimat. „Es scholl beim grausen Schein des Feuerdampfes — Dein Rufen durch den Schreckenston des Kampfes, — Stadthauptmann Fust! Dein Amt, Dein Pflichtgebot — Das Volk zu schirmen, hieltst du bis zum Tod. — Du lagst im Blut, das Schwert in tapferer Hand, — Die Freiheit deiner Stadt versank in Brand". Er dachte sich zuerst nach seiner alten Weise einen übersichtlichen Gefechtsmoment, nämlich das erste Eindringen des Feindes, dem sich die Bürger aus ihren Giebelhäusern entgegenwerfen. Das war ein eigentlich malerischer Gedanke, individuell schon im Gruppenvorgang und daher des persönlichen Centrums ohne weiteres entratend. Von diesem Anhieb aus durchlief er die Phasen des Kampfes. Der Leiter der Verteidigung mußte darin Gestalt zeigen, und in ihr trat nun das innere Motiv, die verfochtene Sache, an Stelle des bloßen Gefechtsmotives. So langte der Künstler bei der entgegengesetzten Aufgabe an, im Haupthelden das menschliche Ziel zu geben. Die Zeichnung stellte nun eine enge Gasse mit den erschlagenen Bürgern im spärlichen Mondschein eines grauenden Morgens dar. Frauen kommen des Wegs, den toten Fust aufzuheben; in seinem Arm lebt noch, gedeckt durch den Schild, der Sohn. Dieser trägt die Züge des jungen Dorners. Da und dort gewahrt man einen plündernden Knecht; eine Wache wehrt einem Geharnischten, der eben mit seiner Reiterarmbrust auf einen Wehrlosen zielt. Die Gasse ist sonst leer und diese vereinzelten Züge einer sich erschöpfenden Gewalttätigkeit sind von epischer Weite. Es ist aus, ein eiserner Druck legt sich auf die Stadt. Schwer liegt auch Fust da; auch der Arm, der mit der breiten Männerhand den erstarrten Knaben umfaßt, macht den Eindruck des körperlichen Gewichtes. Es ist aber nicht „totes" Gewicht. Solche schwere, väterliche Männerkörper hat der Künstler mit einer tiefrichtigen Ahnung für die Verteidiger der höchsten Güter und des Vaterlandes gewählt. Es ist der Geist, der von Goethe's Götz ausgeht. Auch der Schmied von Kochel auf dem Sendlinger Fresko besitzt die Körperformen der Vaterschaft und ihre eigentümliche Lebenswärme. Ueber dem Toten regt der Knabe das Haupt und hebt unterm schweren Augenlid den Blick zu der jungen Frau auf, die seinen matten Arm aus der Umschlingung löst. Hinter ihr folgt eine Alte und leuchtet ihr mit einem Laternchen. Es ist „die Lisbeth mit ihrer spitzen Nase", die Haushälterin bei Lindenschmits Eltern.

Kopf der Lisbeth.
Bleistift-Studie zum Fust, im Herbst 1825.

Hand mit dem Laternchen.
Bleistift-Studie zum Fust, Herbst 1825.

Durch die Inschrift an einer Kirchenpforte valvas Willigis effecerat und die Architektur kennzeichnet sich der Ort des Vorgangs. Wohl ist bei den beiden Umrißzeichnungen, dem Fust und dem Frauenlob, die Kenntnis der Cornelischen, im benachbarten Frankfurt

entstandenen Blätter zu Goethes Faust anzusetzen, aber nur als allgemeinste kulturörtliche Stimmungssphäre. Der zeichnerische Charakter selbst, besonders im Fust, ist von entzückender Schlichtheit und ganz frei von jenem gewissen Ueberschwang in den Gliedmaßen.

Man glaubt in das ungetrübte Auge Wilhelms zu blicken, wenn man eine einfache Poesie liest, worin er einen Fernblick von den Rheingauer Bergen und die Vision seines Heldenideals schilderte:

„Ich lag an einem Sommermorgen
Im hohen Moos auf Taunus' Höh'n.
Hinter mir an sonnigen Eichen
Schwang eine Biene den Harfenton.
Unten mit all seinen ruhigen Wassern
Zog der Rhein an Hattos Fels;
Weit im Land und zwischen Strömen
Stieg Thors Hügel in Silber empor,
Ein ungeheurer Opferstein,
Sonnenstrahlen hüllten ihn ein."

Dann schwebt der Held als Duftgebilde „in Farben heilig schön" vor seinen Blick. In einem Anruf nennt er dessen Eigenschaften. Dann schließt er:

„So singen die Stimmen des Widerhalls
An Lurleis[1]) dreimalklingender Stirn."

Wilhelm hatte sich für seine Arbeiten zeitweise in dem grünen Weißenauer Weinberghäuschen eingenistet. Dann füllte die Weinlese mit all ihren lieben kleinen Gastlichkeiten diese lustigen Stübchen und die aussichtsreichen begrasten Terrassen davor. Bald kam das letzte Räumen und Richten für den Winter, die Latten wurden wieder festgenagelt, das Weinlaub abgestreift und die Reben eingebunden. Nur der Vater nahm dann noch den täglichen Spaziergang dorthin und schrieb seine dreißig Jahre fortgesetzten Wetterbeobachtungen unter dem knarrenden Windpfeil dieser Warte nieder.

Die langen Abende versammelten auch schon regelmäßiger die Teilnehmer um den grünen Vorlesetisch in der Langgasse. „Tiefsinnige Allegorie einer Abendgesellschaft" betitelt sich ein Blatt, welches inmitten eines vom Lampenstrahl gewobenen Gespinstes sämtliche Zuhörer, die Zipfelkappe des Hausvaters, der Tochter Spinnrad, die Strickstrümpfe und Hauben der Frauen, die Filetarbeit der Gnädigen und das von zierlichem Chemisette gerahmte Köpfchen von Amalie Faber, symbolisiert; zu den Sesseln in den Ecken führen punktierte Pfade durch die Stube hin und her, mit Angabe der Erscheinungs- und Verschwindungszeiten der pünktlichen Hausgeister. In der romantischen Lektüre entdeckten auch die Eltern und die Gnädige den Schlüssel zu manchen Rätselausdrücken der Jungen. So fiel jetzt öfter das Wort „Er ist stehenden Fußes unter die Drachen gegangen" und zwar war dies eine Abschiedslosung der beiden Brüder. Sie weilten schon mit ihrem ganzen Sinnen und Trachten in München, in jenem „Kunststrudel", wie man mit Fug schon damals das von machtvollen Persönlichkeiten geweckte Leben bezeichnete, dessen Einsetzen zu den modernen Konstituenten Deutschlands zählt. Auch Ludwig Lindenschmit hatte sich mit Zeichnungen gerüstet: er gab den Lebenslauf eines Ritters, welcher von seiner Burg auszieht durch die Welt ins Morgenland und dort unterm Halbmonde am heißen Nil endet, bewacht von Hund und Roß, während die verfallende Stammburg auf weiter, mondbeschienener Berghalde von seinem eigenen halbversunkenen Denksteine behütet steht.

Der Vater beschenkte beide Brüder mit einem von ihm geschnittenen Siegelring, und auch mit einer kostbareren Arbeit seiner Hand, so seinen ältesten Sohn mit jenem Karneol, welcher der Ring des Michel Angelo benannt wurde. Man sah in vertieftem Schnitt darauf eine Bacchantengruppe mit Fruchtkörben und Schalen, zwischen Rebengezweig, in dem sich ein leichtes Zeltdach ausspannt; zu Füßen zwischen sanften Bergen ein Stromufer, an dem ein Knabe fischt.

Am 18. November trafen die beiden Lindenschmit in München ein und bezogen in der Löwengrube eine gemeinschaftliche Wohnung. Ihr Eintritt in die Akademie der Künste vollzog sich alsbald, und Wilhelm er-

[1]) In Abwehr keltistischer Etymologie führt W. L. anderswo das Wort Lurlei auf das rheinische Leie = Stein (vgl. das bergmännische „Liegende"), Felsen zurück, von dem man auf das Rauschen des Stromes lurt, wie man von der Lushalde bei Füssen auf dem Lechfall in der Schlucht des St. Mang lust. Heines Fee ist erfunden.

hielt nun auch die erforderliche Aufenthaltskarte bewilligt, obwohl ihm das frühere Duell etwas im Wege ſtand.

Gerade vor einem Monat hatte Ludwig I. den Thron beſtiegen. Von ſeinen Bauten ſtand die Glyptothek fertig da, die Bögen des Hofgartens und das Kriegsminiſterium waren kaum begonnen. Auch das gewaltige Hoftheater ſtieg erſt in die Höhe. Alles übrige war erſt Plan. Von 1826 an baute man an dem Odeon, der k. Reſidenz und der Allerheiligen-Hofkirche. Der Grundſtein der alten Pinakothek wurde am 7. April 1826 gelegt; über die Pläne und die Wahl des Bauplatzes war ſchon 1824 der Würfel gefallen. Schorns Kunſtblatt, 1826, Nr. 35, erzählt: König Max erteilte dem Hofbau-Intendanten v. Klenze den Auftrag, Vorſchläge zur Herſtellung einer angemeſſenen Lokalität zu machen. „Mehrere vorgeſchlagene Plätze wurden aus einer oder der anderen Urſache verworfen und endlich ein großer freier Raum zunächſt der Glyptothek gewählt, wo das Gebäude von aller Gefahr und Unbequemlichkeit entfernt und von einem eigenen Bezirk eingeſchloſſen ſein ſollte". In dieſen Zeilen verſchleiert ſich der Austrag einer prinzipiellen Frage, die ſich leider gegen des hohen Bauherrn, des Kronprinzen Ludwig, urſprüngliche Abſichten und zu Ungunſten der künſtleriſchen Entwickelung des Stadtbildes entſchieden hatte. Ludwig I. ſoll (ſo ſtellte in ſpäteren Jahren L. Lindenſchmit den Hergang dar, wenn er ſeiner Münchener Erfahrungen gedachte) ſeinen Blick auf das einzig ſchöne Landſchaftsbild im Süden, bezw. Südweſten der Stadt gerichtet haben; dort hinauf habe er die Stadt entwickeln und mehrere ſeiner Bauten, beſonders die Pinakotheken, auf den weſtlichen Anhöhen aufrichten wollen. Allein die Intereſſen anderer Leute hätten das zu verhindern gewußt und man habe, als Nichts verfing, ſchließlich eine Grundwaſſertheorie ins Treffen geführt und in den kleinen Quellen, welche ganz oben bei Thalkirchen dem Fuß der Höhen entfließen, eine Gefahr für die Fundamente entdecken wollen. Erſt dann habe ſich Ludwig, wiewohl ungern, gefügt.

Es iſt für den Kenner jener landſchaftlichen Stirne Münchens, die geradezu die Hauptſchönheit der Ortslage war und heute ſchonungslos verbaut werden konnte, ohne weiteres klar, wie überaus glücklich des Fürſten königliche Idee ſich mit den Vorzügen der Gegend, ja des Landſtriches vermählt hätte, an einer Stelle, wo der Anblick des Hochgebirges und der der Alt- und Hauptſtadt ſich über ein Wieſen-, Strom- und Waldtal hin begrüßten. Jedenfalls empfand das künſtleriſche Publikum dieſe Wendung als einen Verluſt und die Geſpräche darüber beruhigten ſich nicht ſogleich.

Die ſpäter auf dieſer Höhe entſtandene Bavaria vermochte als Einzelbau freilich nicht mehr die räumliche Entfaltung der Stadt von der Maſſenquartieranlage abzulenken und nach Landſchaftsmotiven zu modeln. Allein gerade die Bavaria, wohl in Erinnerung ehemaligen Hochflugs, dokumentiert noch einmal den neuſchöpferiſchen Geſamtcharakter der königlichen Kunſt: nicht Pallas Athene, ſondern Pallas Walküre müßte ihr Name lauten; ſie erſcheint, wie jeder Hellenismus, nur dadurch, daß ſie den eigentümlichen Ideenphokus eines Volkes blitzartig zu treffen und zu entzünden verſteht.

Und zwar geſchah dies, indem der König, deſſen Jugend ja auch am Rheine erwuchs, den alten Ideenſtrom, den geiſtigen Rhein Deutſchlands durch die Berufung ſo vieler an jenen Ufern auf und ab beheimateten Männer auf die ſpröde, aber eben wieder urbare Bayernerde leitete.

Es mangelte jedoch dieſen glanzvollen Traditionen faſt natürlicherweiſe jene Aufmerkſamkeit auf die Lebensſpuren in den Arbeiten der jüngſten Künſtler. Dieſe mit ihrer realiſtiſchen Unvoreingenommenheit und zugleich frei von Trockenheit wären allein befähigt geweſen, Verwandtes in dem ungebrochenen Bayerntum an- und heranzuziehen.

Cornelius hatte auf die Jugend, die ihn zur Zeit umgab, namentlich durch ſeine Fauſtkompoſitionen gewirkt. Das Herbe war auch das Geſunde in ihnen. Neben dieſer ſachlichen Kraft betätigte ſich aber auch ein formales Element, welches auf Größe im Sinne der Plaſtik ausging. Bekanntlich waren dieſe Blätter Goethe vorgelegt worden, der nach anfänglichem Intereſſe ſich trotz Boiſſerées Bemühung nicht recht entſchließen wollte, die Widmung, welche ihm zugedacht war, anzunehmen. Dieſe für Cornelius, der ſich bei

aller hohen Verehrung gegenüber dem Dichtergenius seines Eigengeistes sicher blieb, nicht unerklärbare Haltung geriet gerade im Jahre 1826 mit dem ausgeprägten Entgegenkommen in lehrreichen Kontrast, welches Goethe dem Illustrator seiner Balladen, Neureuther, schenkte.[1])

Die Mitstrebenden mußten empfindlicher sein und gewahrten in der kritisch bedingten Unzugänglichkeit Goethes eine Verkennung des leidenschaftlichen Ernstes, in dem Cornelius seine Kunst und so auch die großen Vorgänger faßte. Auch der junge Lindenschmit teilte diese begreiflichen Stimmungen.[2]) Möglicherweise veranlaßten sie ihn zu einer raschen Handlung, die in diese Zeit fällt und wodurch er seiner Verehrung gegen Cornelius hinreißenden Ausdruck gab. Er überreichte ihm seinen Ring mit der Bacchantengruppe, eine der feinsten Arbeiten und zugleich das Andenken von der Hand seines Vaters, mit Worten, welche Cornelius zur Annahme des Geschenkes bewogen haben.

Allerdings war Goethe auch hier nicht ohne richtige Witterung. In Neureuther sprach ihn das Leichte, ja das Dilettantische an, welches im Gebiet und im Sinn der Anmut sogar das Natürliche vorläufig zu vertreten vermag; er übersah die damit übernommene Verpflichtung. Bei Cornelius wollte er nicht mithaften, weil ihn umgekehrt die Mittel genierten, womit Größe intendiert war, das plastische Element in den Gliedern, und weil er darüber die herbe Kraft als ursprünglichen und malerischen Grundzug nicht frei würdigte. Kurz – der Fall Cornelius-Goethe-Neureuther ist geradezu ein Schulbeispiel.

Der Zustand der Tageskritik war auch in höher inspirierten Blättern oft ahnungslos und auf Lieblingsgeschmäckchen eingeschrieben. Man „forderte" wieder einmal, und zwar ganz gemütlich „mehr Angenehmes". In Schorn's Kunstblatt (1826, S. 11) spricht der Kritikus, Kanonikus Speth, ein Verlangen aus nach „gefälligeren", „blühenderen" weiblichen Formen und Physiognomien, als Neher sie bot. In Nr. 95 dieses Jahrganges zeigt Schorn's Artikel selbst, daß die unwillkürlichen realistischen Wege in der Malerei der jüngeren Talente, so Montens und auch Nehers, zugunsten des Italienisch-„Schönen" abgewiesen werden; mit anderen Worten, der eigene Nährboden solcher Künstler ward verpönt und entsprechend vermochte man die speziell italienische Natur in deren eigenen Meistern erst recht nicht zu veranschlagen, dagegen nahm man ein letztes Ergebnis davon, „die Linie" ganz obenhin für selbständig. Das Schlagwort „Rafael" erhebt sich und wird fast das ganze Jahrhundert offen — und heimlich weitergegeben, ohne daß man sich auf den Künstler in Rafael besann, der z. B. im Mailänder Karton zur Schule von Athen unverkennbar vom Wirklichen bestimmter Personen ausgeht. Ein Zweites ist das blanke Wörtchen „Effekt", das sich so kulant nach zwei Seiten ausmünzen läßt. Es mangelte der Kritik die Selbsterkenntnis, daß auf dem damaligen Brachfelde der Kunst jeder talentvollen und starken Regung noch eigens der Musterwert des Neuversuchs, ja des neuernden Experimentes zukam.

Die jungen Männer jedoch hielt die große Hoffnung, das freie Gefühl der Selbstbetätigung über die bleierne Woge der Meinung hinaus. Briefe der beiden Brüder aus dem Jahre 1826, welche nach Klauprecht „einen wahren Schatz von Kunstansichten, kindlichen Gefühlen und religiösen Ideen erschlossen", gingen verliehen und verloren. Auf letztere Kennzeichnung seiner Ergüsse hin schlägt jedoch Ludwig nach hinten und vorn aus. Sie wollten nicht Dozenten und Vorbilder sein. Und auch als Gäste an dem großen Münchener Lebensfest wahrten sie sich Freiheit, manchmal im Trutz der Philistermaske, in die von jeher der Maler sich gern verschanzt hat, namentlich auch gegen das Literatentum. In den eigenen Kreisen waren diese Jahre noch frei von den Intriguen der Rivalität; noch überwog anerkennendes Erstaunen bei den ersten Kraftproben, die Starken waren noch einhellig, die Schwächeren stimmten noch mit. So entstand auch zwischen Wilhelm Kaulbach

[1]) Der erste Brief, in dem Goethe des „Arabeskendichters N." gegen Cornelius erwähnt, ist vom 26. Sept. 1826. — Siehe E. Förster, Peter v. Cornelius. Ein Gedenkbuch. 1874. 1. Teil. S. 410.

[2]) Daß sie nachhaltig bestanden, beweist die Haltung E. Försters in seinem Gedenkbuch. Als der Sohn W. L.'s 1840 nach den Faustblättern zeichnete, erzählte ihm sein Oheim Ludwig von diesen Umständen.

und Wilhelm Lindenſchmit für damals eine fördernde Kameradſchaft. Beſtimmtere Spuren dieſer arkadiſchen Epoche haben ſich nur lückenhaft erhalten, ſo in den Karikaturen und Kneipverſen Ludwigs. Es ſind zwar nur holperige Knittelverſe, welche im Lamplgarten verleſen wurden, dem Standquartier, wo man ſich von den Arbeitsſtätten der Glyptothek, der Hofgartenbögen und der Akademie her erholte, aber ſie beweiſen Scharfblick für das, was vorging. Sie deuten Richtungen, gerade einiger weniger Bekannten, an und treffen durch paarweiſe Sonderung auch den keimenden Hang zur Ausſchließlichkeit.

Zuerſt taucht der bewegliche Darmſtädter Brentano auf — ohne ſeinen Intimus, den Berliner Stürmer, den Maler des 4. Arkadenbildes (Einſturz der Innbrücke): „Guten Tag, Brentänchen, was machſt du hier? Was haſt du den Stürmer nicht bei dir?“ — Es folgt der düſtere Eberle aus Düſſeldorf, Maler des 11. Arkadenbildes (Maximilians Erhebung zum Kurfürſten), zuſammen mit ſeinem Koſtümrat, dem Maler Fellner: „Und auf dem Berge Libanon — da ſteht gar manche Zeder, — der ſtrenge Wildgraf Eberle — und Fellner ſind von Leder.“ — Dann ſehen ſich die zwei unzertrennlichen Hamburger, Speckter und Oldach, den zwei Lieblingshunden der Geſellſchaft gegenüber: „Der Ragner[1]) und der Donauer — thun miteinander ſpielen, — Der Speckter und Oldach gehen herum — und reden von Gefühlen.“ — Die Hunde ſpielen weiter und dem Foltz geht das Geld aus: „Der Ragner und der Donauer — thun mit einander dalen, — Der Folz kriegt eine Halbe Bier — und kann's noch grad bezahlen.“ — Neher hatte während 1825 einen Carton „die Wiedererkennung Joſephs“ fleißig durchgebildet; da man dabei viel Brot zum Wiſchen braucht und die Arbeit ſich nicht verkaufte, heißt es: „Der Neher hat ein ganzes Jahr — an ſeinem Carton geſeßen, — und als er endlich fertig war, — mußt'er Brodmollen freſſen.“ — Die Ohren des Midas, welche bei dem 1826 auf 1827 gemalten Fresko des Odeons („Urteil des Midas“) ihre hervorragende Rolle ſpielten, rächen ſich an ihrem Darſteller, Anſchütz: „Es ward einmal ein junger Mann — zu Cobelenz geboren, — Das Kunſtwerk das er gerne macht — das ſind zwei Eſelsohren.“ — Wieder erſcheint Fellner, diesmal mit Aſcher: „ſie gehn nach Tivoli — und reden von Coſtümen.“ — Foltz jedoch, der Italiener genannt, „trägt aus der Jachenau — ein Buch mit 40 Köpfen, — pußiert noch eine alte Frau und kriegt die beſten Töpfe.“ — Speckter iſt nicht ſo materiell: „Die Poeſie ſo kalt wie Eis — genügt nicht meinem Sehnen, — Der Mond der ſcheint ſo glühend heiß — und Speckter weinet Thränen.“ — Zuletzt kann Einer ſeine hohen Konnexionen nicht verſchweigen: „Wo geht denn ſchon die Reiſe hin? — Ich kann nicht länger bleiben, Ich muß ſogleich nach Hauſe gehn und meinem Fürſten ſchreiben“.

Dieſe Verſe ſollen nur die Art des Verkehrs und beſonders das Beſtehen von Gegenſätzen erläutern. Die Zeit wird das Jahr 1826 ſein, einmal wegen Neher und ſodann wegen Speckter und Oldach, welche ſchon 1827 München wieder verließen. Oldach war ein genauer Freund Wilhelm Lindenſchmits; im Herbſt 1829 hat Oldach ihn gezeichnet, wie er an der Staffelei ſitzt, offenbar ſehr ähnlich; dies war Oldachs zweiter Münchner Aufenthalt, bald darauf ſtarb der hochbegabte Mann.[2]) Er war auf dem beſten Wege, ſeine künſtleriſche Eigenart, die er in Cornelius' Nähe etwas eingebüßt, wieder zu erringen. Man kann das annehmen, obgleich ihn Erwin Speckter und das Nazarenertum von der anderen Seite her ſtreiften. Dieſer auf proteſtantiſchem Pietismus gegründete Gefühlskreis deutet ſich auch in den obigen, Speckters zu weiches Weſen traveſtierenden Verſen an. Der Einfluß Speckters lag aber ganz in der Sanftherzigkeit. Dagegen hat der feurige Katholik Ringseis, der Leibarzt und Berater des Königs, ſchon dringender Anteil von ſeinen jungen Künſtlerfreunden gefordert. An ihn war Wilhelm durch den Mainzer Diakon und ſpäteren Generalvikar Lennig empfohlen; durch Ringseis gewann er Zutritt bei Cornelius. Gegen

[1]) Der Hund wegen ſeines Felles genannt nach dem Seekönig Ragnar Lodbrok d. i. Lodenhoſe, Flaus- oder Fellhoſe. Bezug auf Fellners Koſtümforſchung.

[2]) ſ. Alfred Lichtwark: Kunſthalle zu Hamburg. Julius Oldach. Hamburg 1899. — Lichtwark kennt die Beziehungen zu W. Lindenſchmit nicht.

das Uebergewicht dieſes mehr als zwanzig Jahre älteren und dabei ſo kordial gebliebenen Mannes war ein harter Stand. Alle dieſe Kräfte gewahrt man durch den Nebel eines Traumes, den Wilhelm nach Oldachs Hinſcheiden und zu einer Zeit hatte, wo er ſchon heiß an dem Sendlinger Fresko arbeitete.

„Am 8. Juni 1830 in den Morgenſtunden kam es mir im Traume vor, ich waſche ein blutiges Leder ab. Als es gereinigt war, ſchien es mir ein Bild, auf dem ein Mann mit einem Federhut die Vordertatzen eines Löwen aufhob. Dieſe Kühnheit war das Zeichen zu einem Zweikampf. Indem ich von dieſem Bilde weg mit meinem Bruder durch ein Thorgewölbe ging, erzählte ich dieſem: Daß Ringseis vor ſeinem Tode [Täuſchung im Traume] viel an mich gedacht. Hier kam der tote Oldach mit Mantel und Mütze hinter uns her. Ich fuhr hierauf fort, mich an Oldach wendend: Ringseis habe ſich mit ſeinen geiſtigen Kräften ſo an mich gedrängt, daß auch ich gefühlt habe, wie er geſtorben ſei und mit jener hoffenden Schwärmerei, welche Chriſten eigen, und welche ſich in Speckters Zeichnungen auszuſprechen pflege, aus ſeinem Leibe geſchwebt ſei. Bei Speckters Erwähnung wurde Oldach wie gewöhnlich, als er lebte, empfindlich aus Freundſchaft für ihn und aufwallend. Sei ruhig, redete ich ihn an, Biſt du nicht, wenn Speckter getadelt wird, wie ein Pulverfaß, worin ein Funke fliegt? Ungewöhnlich ſanft gab Oldach mir zur Antwort: So iſt es. Ich werde dir auch den Zuſtand beſchreiben, in welchem ich mich ſeit meinem Sterben befinde. — Ich forderte ihn auf, mir dieſes zu beſchreiben, und frug ihn vorſchnell, ob er ſich nicht in dämmernden Räumen aufhielte. Vorſchnell frug ich ihn dieſes wie einer, der etwas halb weiß und im Feuer der Wißbegierde ſeine Ahnung beſtätigt zn hören wünſcht. Vom Himmel und einer flammenden Hölle weiß ich nichts, erwiderte er mit demſelben ſanften Ton, der im Leben nie ſein eigen war. Der Weg geht an der erſten Stufe des Paradieſes vorbei, aber unſer Aufenthalt iſt in einem ſchmalen Thal, das von einem Fluß beſpült wird, dem Iſarthal vergleichbar. Wir dürfen nicht vom Weg abgehen aufs Feld, weil alle Frucht gemahlen wird. — Wer hat auch verboten, von dem Wege abzugehen? — Der Profeſſor hat es verboten, bei dem wir viel lernen müſſen? — Wenn aber Achill oder Heinrich der Löwe zu euch kämen, würden dieſe dem Verbot gehorchen? — Mit einer unentſchiedenen Miene zuckte der Tote die Achſeln und war außer Stand, die Frage zu beantworten. Lebewohl ſagte der von ſeiner ehemaligen Heftigkeit durch vieles Lernen und ein geregeltes Daſein herabgeſtimmte Schatten. Lebewohl, Oldach, rief ich und fühlte, daß dieſer Name nicht paſſe; dennoch begriff er ihn und ſchied hierauf von mir. — — Als ich erwachte, fiel mir ein, daß Ringseis noch lebe, auch bemerkte ich an mir, daß jenes Lernen und Gehorchen, wovon der Schatten ſprach, für mich etwas Büßendes und ſchwer zu Ertragendes habe. Dieſen Eindruck machte auf mich der Traum." Im Profeſſor und dem beklommenen Tal deutet ſich die Akademie, bezw. Cornelius ſelber, an. Die jungen Maler hörten übrigens an der mediziniſchen Fakultät, die ſchon länger in München beſtand, Anatomie. Daher hat Wilhelm ſo frühe eine ganze Reihe Mediziner zu Freunden, ſo Neurohr, Joh. Kaindl, und den Arzt Dr. Lorenz Gmeiner. Als nun der König auf Ringseis' Rat die ganze Univerſität nach München zu verlegen beſchloß, nahm ſofort die Zahl der ſtudentiſchen und ähnlicher Vereine ſehr zu. Eine Neckerei gegen die ſtudentiſchen Aeußerlichkeiten, zugleich aber eine freiheitliche Mode waren die Statuten des Vereins der Backenbärte, der ſich unter den Malern auftat. Mit einer ſolchen, eben ſproſſenden Backenbartlocke ſieht man Oldach auf ſeinem Selbſtbildnis (ſ. Lichtwark S. 65). Und Kaulbach hat den Ludwig L. ebenfalls in dieſer Tracht gezeichnet, die für ſehr oppoſitionell galt. Denn ſein Vater mahnt ganz im Ernſte: „Wenn Ludwig nach Mainz kommt, ſo ja ohne Bart!" Der Alte hatte immer Hausmittel aus ſeiner Lebenserfahrung bereit, die näher beſehen recht klug ſind. So betreffs weiblichen Umgangs möge ſich Ludwig immer „an Frauenzimmer halten, die älter und höheren Standes als er ſind; von denen könne er lernen und werde doch ſo leicht nicht gebunden". Er warnt „nehmt euch vor Beſtellung von Briefen mit Einſchluß in Acht"; unheimlich ſind ihm „die vielen Studenten"; er ſieht daher lieber, daß die Kollegien geſchwänzt,

die Akademie dagegen beſucht werde, und daß eine beſſere, zweizimmerige Wohnung, auch wenn die Möbel etwas von der Oelfarbe abkriegten, die Brüder zur häuslichen Arbeit einlade. Klauprecht ſchildert die politiſche Theaterſpielerei der Studenten: „Wir waren mit Hohn und Spott den 28. Juni ausgezogen und lagerten drei Tage auf einer benachbarten Burg, es wurde dabei viel getrommelt, gegeigt, gepfiffen, mit Säbeln, Flinten und Fahnen geſpielt, gezecht, die Bauern aus den Betten geſchmiſſen, Beine gebrochen, Arme geſchunden, es fehlte nicht an altteutſchen Redensarten, ritterlicher Beſencourtoiſie und Paukereien, Bierſtängen, Freiſchützknaſter und Verbindungsquaſten, u. ſ. w., wie dieß bei ſolchen Lappalien zu gehen pflegt und dann ward endlich wieder eingezogen, Alles auf echt erbärmliche Studentenmanier". Er plant, die Münchener Univerſität zu beziehen, meint aber: „Die Studenten werden ſich wahrſcheinlich mit den Akademikern ſchlecht vertragen, und ich ſehe euch jetzt ſchon die Köpfe aufſetzen und mit Mau! einander umſchleichen". Auch der turneriſche Muskelkultus wird allmählich als unerträglich empfunden; die Karikaturen der Brüder ſtatuieren „den Reckſimpel" und „das Barrenvieh". Es galt andere Kämpfe, zunächſt Fühlung und Haltung innerhalb jener Machtgruppen, welche die höheren Lebenswerte unter ſich zu monopoliſieren ſuchen. Hiezu ſtellt Wilhelm den Grundſatz der Selbſtachtung voran: „ich ermahne dich", wendet er ſich an ſeinen Bruder, „dich mit der clique und überhaupt mit Allen auf einen ſolchen Fuß zu halten, daß du kein Aufſehen erregſt, keinen abſtößeſt, aber auch keinem dich näherſt, der dich nicht zuerſt aufſucht. Du haſt ja unſere bewährten Freunde, Leutnant Hanſer, Anſchütz, v. Schwind, Ruland, Dürk, Glopp." Zu dieſen zählte auch der Schwabe A. Bruckmann, Schüler H. von Heß, der Heidelberger Fohr, der Aſchaffenburger Kaspar Braun, ſodann Ludwig Schwanthaler und ſein Vetter Xaver, der Kunivogl geheißen. Beſonders intim iſt Wilhelm mit Heinrich Heinlein trotz fortgeſetzter Streitereien geblieben. Von Heinleins Bergkraxelwut meldet Ludwig: „Wo die frechſte Küh erwinde, — D'Giſe kaum den Weg no finde, — Die Welt mit Brettern ſchließt ihr End, — iſcht ſein Thron und Regiment". Heinlein beſaß als Landſchafter eine von Leben rauſchende Phantaſie, ganz ähnlich der, die in Lindenſchmits Kämpfern ſtürmt. Von einer Landſchaft, welche die Wirkungen eines Bergſturzes malte, heißt es in einer Kunſtvereinskritik: „Die ganze Natur ſcheint noch erſchrocken". Dieſe Phantaſie riß ihn auch zu Lebhaftigkeiten in der Mitteilung fort, und daher meldet der Dichter von ihm: „Niemals wird mich Noth erreichen, — hab ich auch kein Haus und Brod, — ſchlaf ich unter einer Eichen, — ſchlag mir einen Haſen todt". Oder: „Die höchſte eingeſchneite Felſenſpitze — erwählet unſer Freund zu ſeinem Sitze. — Vergeſſen von der Welt, auch ſie vergeſſend, — nur ſelbſtgefangene Lämmergeier eſſend. — Wenn Frühlingsluft der Gletſcher Fuß erweicht, — ſein eiſ'ges Herz zu Trauer ſich geneigt, — denkt er zurück an jenen Wahn der Treu — nach Sendling in den Wagnerbräu". Und ſo ſieht man auf einem anderen Bilde Heinlein und W. Lindenſchmit in kriegeriſchem Diſput zwiſchen den langen Pappelreihen der Sendlinger Landſtraße. Athene faßt den hochmodern-klaſſiciſtiſch gekleideten Achilles-Heinlein bei der Locke; W. Lindenſchmit als Agamemnon und nackter Realiſt dringt mit beweiſendem Finger auf ihn ein. Beide waren heftige und gerade Leute und gehörten dem Stamm der „ſtreitſüchtigen Franken" an, wie Lindenſchmit einmal ſich und ſeine Landsleute nennt. Anderswo ſtehen Heinlein als helleniſcher Hoplit, Lindenſchmit als nackter Berſerker einander gegenüber, jeder einen Kampfgockel zwiſchen den geſpreizten Beinen. So ſah der geiſtvolle Bruder Ludwig die Sache an. Der Kampf über die ausſchließliche Berechtigung des Klaſſizismus oder der realiſtiſchen Romantik tobte jedoch fort.

An der Stelle des heutigen Zentralbahnhofes lag im Kaſtanienſchatten die alte Schießſtatt. Zu beiden Seiten liefen offene Landſtraßen ab, links vorbei ſtolzierten die Pappeln der Landsberger- (Bayer-)ſtraße, rechts hinüber ſchwangen ſich die Baumkronen der Dachauer Landſtraße durch freie Wieſen. Im Rücken vor dem Karlstor endete eine Doppelreihe uralter gewaltiger Bäume, deren Kronen über den Dächern der entſtehenden Sonnenſtraße hinſchwebten. Die Straßen- und Ver-

kehrsneuerer erhoben eben ihren Schrei gegen dieſes „Pappellazareth“. Bis zum Sendlinger Torplatz, wo dieſes Baumglacis ſich in die von Mühlbächen durchſchnittene Müller- und die Sendlinger-Landſtraße auszweigte, ſchloß ſich die Stadtmauer und gab von den zwei Pforten an der Herzogs- und Joſefsſpitalgaſſe dem Spaziergänger nur die letztere frei. Koloſſale Weiden, die tief unten am Glockenbach wurzelten, lehnten dort über dem kleinen Tor ihre Häupter zuſammen und ſenkten ihre Schleier bis auf die Brücke herab. Da Rainprechters gleich dahinter in der Damenſtiftsgaſſe wohnten, traten ſie und ihre Geſellſchafter Heinlein, Bruckmann, Malaiſé, die beiden Lindenſchmit, gern durch dieſe Pforte den Spaziergang nach Sendling an. Statt der Landſtraße nahm man lieber den Umweg über die Wieſenpfade bei der Schießſtatt. Von dort ſah man nach Süden durch die Pappeln der Sendlinger Landſtraße (=Lindwurmſtr.) frei bis Thalkirchen und darüber weg den Zackenſchwung des Gebirgs; nach Weſten umlief den Horizont ununterbrochen und gleichmäßig die grüne Höhe, über deren von Bierkellern durchniſteten Hang nur der Sonnenlauf und der Wolkenflug hinwechſelte. Freies, ſattes Wieſengrün, mit Auen von Löwenzahn, Schafgarben und Glockenblumen dazwiſchen, lag wie ein einziger Teppich von dieſer Höhe herab, in der ganzen Breite von Mitterſendling bis Oberwieſenfeld, und zog ſich zwiſchen den Anfängen der Neuvorſtadt und Einzelanweſen in großen Zungen herein bis vor die Altſtadt. Die Kreuzung der Sing- mit der Lerchenſtraße (d. i. Schiller- und Schwanthalerſtr.) kurz vor dem Metgarten gibt etwa die Grenze der Bebauung an; von hier führten Zaun- und Heckenpfade durch ein Gehege von Gärten. Ganz im Freien hockte für ſich der große k. Jagdzeugſtadel[1]), ein einſames Tannenwäldchen zur Seite, in der Wieſenfriſche da. Hier war oft halbe Tage Niemand zu begegnen, als ein gewiſſer alter Jäger mit ſeinen zwei Hundeln, dem Perpendickel und dem Perpendackel, und der ſtädtiſche Aengelhüter, der hinter einer Schar böſer Buben her drohte. Von dort aus bis zur Höhe und bis zum Dorf Sendling war kein Gebäude, auch kein Denkmal zu erblicken. Nur kurz vor dem Punkte, wo jetzt die Eiſenbahn den Talrand durchſchneidet, ſtand der alte granitene Grenzſtein des Stadtbannes[2]), von blauem Ehrenpreis maſſenhaft umblüht. Er ſtand auf halber Höhe; erſtieg man den Rand, ſo blickte die Sendlinger Kirche mit Dach und Turm über die nahen mooſigen Firſte des Heiliggeiſthofes und Angerbauern her — auf dieſes wie eine Baſtei vorſpringende Eck des Sendlinger Oberfeldes. Bei dieſem Markſtein fiel zuweilen von der Begleitung Wilhelms, ſei es vom alten Rainprechter oder von ſeinen Töchtern, ein Wort[3]) über die Sendlinger Schlacht; und in der Tat ſcheint die Maſſe der Bauern aus den Höfen an der Nordſeite des Ortes hervorgetreten und dicht dahinter, alſo auf der Höhe, gefallen zu ſein.[4]) „Der Alte Wirt“ am ſüdlichen Dorfende, wo der Wegweiſer „Nach Tirol“ anzeigte, oder auch Neuhofen war das Ziel ſolcher Spaziergänge.

Auf dem Sendlinger Kirchhofe ſtand noch 1827 ein altes Holzkreuz, das Bauern um 1810 oder vorher gepflanzt hatten, mit zwei denkwürdigen Inſchriften, welche Schmeller am 14. April 1827 im „Bayeriſchen Volksfreund“ mitgeteilt hat. Er ſchreibt damals, als er,

[1]) an der Stelle des Hygien. Inſtituts.

[2]) Ende 1905 entfernt.

[3]) Wie auch mein Vater pflegte.

[4]) Das Kupfer von Rogg (abgebildet von Biblioth. Dr. Hartmann in der Altbayer. Monatsſchrift 1899 S. 40—41, Bild Nr. 27.), einem dem Ereignis gleichzeit. Künſtler, zeigt genaue Ortskenntnis. Nach dem Anblick iſt der Ort der Niedermetzelung auf gleichem Grund wie die dicht dabei befindlichen Höfe. Eben wegen deren Nähe kann auch das Kirchendach nur knapp hervorragen. Außerdem verläuft von der Kampfſtätte die Höhenlinie in Annäherung an das Karlstor, in Berückſichtigung ihrer verſchiedenen Entfernung vom Sendlinger- und vom Karlstor. Drittens iſt der auf der Wieſe ſtadtwärts jagende Reiter von oben geſehen. Der Standpunkt des Bildes und des Gemetzels iſt alſo auf der Höhe dicht hinter dem Heiliggeiſthof, im Norden oder N. W. des Dorfes. Hiemit ſtimmt die Tradition des Knechtes Polak (ſo!). Auch die Turmſtellung, mit dem Langhaus, iſt vom Nordweſteck des Dorfes gedacht, und dann das Ganze mit den Höfen etwas nach N. O. gedreht, damit der Talblick ermöglicht wird. Vom Tal geſehen mußte der Turm umgekehrt hinter dem Langhaus und vor den Höfen ſtehen.

neun Jahre nach seinem ersten Aufruf von 1818 in der Eos, die gesamte Denkmalsangelegenheit wieder aufnahm:

„Noch ein Wort der Erinnerung."

„Am Fuße des Sendlinger Kirchturms, dieses stummen Zeugen des Heldentodes der Tausende, . . . setzten Bauern auf den großen Todtenhügel ihrer gefallenen Brüder in der Nationalschlacht bei Sendling ein einfaches, bereits bald moderndes Kreuz mit den schönen Worten:

Erste Seite.

Hier ruhen 800 Landwehrmänner, welche in der Schlacht auf Sendlings Feldern am 25. Dez. 1705 für Fürst und Vaterland gefallen sind. Renoviert 1810.

Zweite Seite.

Die Todeshügel von Sendling verkünden, auf welchen Grundsäulen der Thron unserer Könige ruht.

Selbst der österreichische Geschichtsschreiber v. Hormayr rühmt Plinganſers und seiner Kampfgenossen Muth und Vaterlandsliebe. . . Bayern hatten vor vielen Jahren eines würdigen Monumentes für die Asche der Streiter gedacht. Allein diese edle Erinnerung weht noch immer vergebens, selbst an jenem armseligen kaum unterscheidbaren, bloß mit der Inschrift „1705" statt der früheren deutlichen Aufschrift bezeichneten Kreuze in dem großen Gottesacker Münchens auf dem Platze, wo auch die Beine[1]) von 500 Gefallenen ruhen, vorüber.

Es scheint, daß in jenen, in deren Händen der Vollzug der schönsten und mannbarsten Empfindungen für Nationaltugend niedergelegt worden, kein solches Herz schlägt, wie in den Landleuten, die zu Sendling obige Worte auf das Grabkreuz schrieben. Aber noch sind auf die Trümmer der vergangenen Taten Blicke gerichtet, die auch in Zukunft das Andenken an vollbrachte Pflicht durch Tod und Blut für Fürst und Vaterland aufbewahrt wissen wollen, was sie als eine vorzügliche Wesenheit der mit Bildung sonst sich so brüstenden Zeit halten, und darum sind sie entschlossen, manchmal in vaterländischen Blättern aufzufordern, ob der edle Gedanke des Patriotismus und der hohen Erinnerung in den Händen der zögernden Ausführung des durch Beiträge veranlaßten Monumentes[2]) erstarren soll, oder ob man endlich in Blättern des Auslandes, in welchem rings um Bayern Monumente des Ruhmes und des Sieges aufgestanden, das Sinken jener merkwürdigen alten Grabkreuze verkünden soll, an deren Stelle Vergessenheit und Saumsal sich ihr Ehrendenkmal setzen zu wollen scheint." Sch.

Schmeller war mit Rainprechter entfernt bekannt. Andererseits ist Prof. Dr. Lorenz Gmeiner, der später durch seine Verehelichung mit Hortense Rainprechter Wilhelm L.'s Schwager wurde, im Herbst 1827 Gemeindebevollmächtigter und bald darauf Landtagsabgeordneter geworden. Er war ein ehrgeiziger Mann; seinen edlen Charakter, seine Begeisterung für den König, seine Teilnahme für das Bürgerwohl hebt die Eos (10. Okt. 1827) hervor und spricht ferner in Nr. 706 vom 31. Oktober in dem Artikel „1705" die Erwartung aus, „die neugewählten Gemeindebevollmächtigten möchten als glänzendes Debüt diese hochwichtige, nun zur Ehrensache gewordene Angelegenheit mit nachhaltigem Eifer anregen".

Auch von der Gesellschaft „Frohsinn", einem Mittelpunkt der Münchener Lebensfreude, war Gmeiner Vorstand. Dort fanden sich auch manchmal Rainprechters aufblühende Töchter ein. Nach ihrer schlichten Hauskleidung, wozu reizende Schleier über das Haar und den Nacken getragen wurden, sind die Gewandstudien zum Frauenlob gemacht. Auch Bewegung und Ausdruck von Arm und Händen hat Wilhelm nach diesen Freundinnen aufgefaßt. In den Gliedern und Spitzen der Finger und in den Nagelformen spricht das Gefühl für das Persönlich Zarte, — ohne daß jedoch nervöse Reize oder Aufdringlichkeiten der Natur benutzt werden. Darüber flossen manche Stunden des Winters und Frühjahrs 1826 in der elterlichen Wohnung der schönen Schwestern hin und die anmutigen und stil-

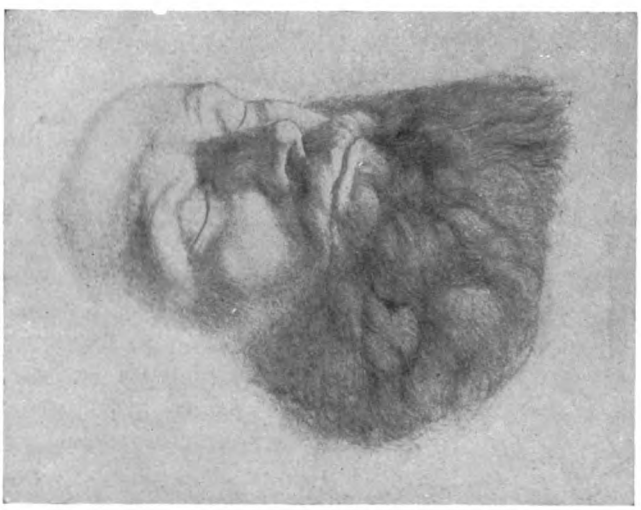
[1]) aus dem altbayerischen Plural „Beiner" gut ins Schrifthochdeutsche gestimmt, statt des kumulativen „Ge"beine.

[2]) gemeint ist das eherne Weihbrunnbecken für den Münchener städtischen Gottesacker.

vollen Empfindungen, die in diesen Arbeiten webten, weckten noch spät das Erinnerungswort: „Zu Damenstiftszeiten!“

Anders wie hier, war bei den Aktstudien auf der Akademie das naturalistische Durchsättigen am Platz. Aber auch dabei tritt der Künstler voran. Eine nervöse Gesamtflächenbelebung ist besonders in den Rückensichten so eindringlich, daß trotz der blassen Bleistifttechnik die Haut ihre Weichheit und eigentümlich feuchte Wärme erhält und die Muskelgruppen geschmeidig-pulsiv darunterstehen und nicht steinern, sondern als lebendige Fleischorganismen wirken.

Nach Modellnotizen ist es dann der Mai 1826, wo er an dem bärtigen Kopf des Fust und an der jüngeren Frau arbeitete.



Kopf des Fust.
Bleistiftstudie. Halbe Größe.

Die beiden Kompositionen Wilhelms gehören mehr oder minder in jene „altdeutsche „Richtung, welche an der Wiener Akademie schon seit Overbeck gegen die sog. Idealisten d. h. Akademiker alten Schlags aufgetreten war und der seit Scheffers Rückkehr aus Italien 1821 fast alle älteren und jüngeren Akademieschüler, so Binder, Kramer, Kuppelwieser, Steinle, und auch die Freunde Wilhelms, M. Eichholzer und M. v. Schwind anhingen. Der Frauenlob ist noch zu überladen; dagegen fand die geklärte Komposition des Fust bei Cornelius Beifall. Dieses Blatt wurde zur Herbstausstellung in den Sälen der Akademie 1826 angemeldet.

Anfang Juni dieses Jahres wurde ein kurzer Ausflug gemacht und am 2. September wanderten die beiden Brüder mit einigen Kameraden nach Innsbruck.[1]) So sind sie wohl jetzt gleich über Kochel gekommen, oder es war auf der Rückkehr, wo von dem Ufer am Kesselberg Begrüßungsreden an den Walchen-Seegeist und seine unterirdischen Undinen und Wasserminnen gehalten wurden. Steinplättchen mit Namenszügen und Grüßen flogen hinab, für die Donau oder den Rhein, da wo er an Kaiser Karls Ingelheimer Pallas vorbeiziehe; andere riefen dem Tiber, dem Poseidon des Archipelagus Wünsche zu um glückliche Fahrt für die der Glyptothek bestimmten Heldenbilder. Alle bösen und guten Wasserdrachen, Meergäule, die Murbl-, Stoll- und Keeswürmer, die grünhaarigen Nixe mit den weißen Augen, die tobenden Wasserfall- und die faulen Grundschlangen, Kraken und Rochen wurden aus Leibeskräften beschworen. Von alledem war es einem guten Kumpan so sonderbar zu Mut geworden, daß er als Schluß- und Mußredner nur mit den Worten: „Do drin do — in dem See do drin — da sein viel Ungedihm drin!!“ dem Sinn des Ganzen nachkam und jedesmal durch den Plumps eines dicken Steinbrockens nachhalf.

In Zell am Ziller waren die Senner aus den Hochtälern in ihrem Almschmuck versammelt, wilde und schöne Leute mit Blumenkränzen auf den Locken. Gegen Einen darunter hetzten seine Feinde einen großen scharfen Hund. Der Mann fuhr ihm aber mit den harten Fäusten in den Rachen, riß ihm die Kiefern auseinander und warf ihn seinen Gegnern hin. — „Da haben wir uns aber fortgepuscht!“ erzählte mein Großoheim Ludwig. Ein Aquarell Wilhelms gibt einen Hirten aus dem Dux in seiner enganschließenden langen Lederhose, die noch der mittel-

[1]) Münchener Polizei-Zivilstandsregister von 1825 ff. bemerkt zu Nr. 2891: d. 2/9. n. Innsbruck. Lt. Thorschein am 30. Sept. 1826 wieder angekommen.

alterlichen Tracht entstammt. Darunter steht der Kennspruch des Mannes:

Hirte aus dem Dux.
Aquarell 1826. Ganze Größe.

Dort droben auf an Eck
brinnt a Schaden fuia,
Und den Robel zun Rasen
hoaben d' Duxer huia.

Lindenschmit hat unter die gezeichneten Porträtköpfe meist das Trutzlied oder den Wahlspruch des Betreffenden hingesetzt. Er sah die Quelle des Schnaderhüpfls in der Person; hiedurch wird es vor der zu idyllisch-sentimentalen Auffassung bewahrt. Später wurde diese einzigartige Sammlung durch Verschenken sehr gelichtet. Doch sind die Verse, darunter auch merkwürdige Lieder, von einem jüngeren Bekannten nachmals in einem Büchelchen zusammengestellt und mit einigen Illustrationen geziert worden. Aus der Zahl der erhaltenen Porträte läßt sich der Kraxentroaga aus Dux, der heiter ernste Hoans Kredla vernehmen: „Wenn ma mein Votta koan Haißl geit — Bau i ma sölben oans in Wald — Such i ma Wurzen und Kräuta zsamm — Und a schens Mensch, was ma gfoallt." Von einer solchen in Wildnis hinkümmernden Lebensfristung ist ein Bild da, wo der Mann keuchend eine Last Heu gerade aus den Wänden herabträgt und die Frau in abgerissenem Gewand vor einer mit Brettern zugeflickten Felsenhöhlung des Säuglings und der Geis wartet. Diese Armut steht im Kontrast zu der Bauernüppigkeit, von der der Spruch eines gesetzten „Alten Innthalers" angibt: „Im Zillerthoall drinn — Ischt a liederlichs G'sind — Hoat a ieda an Raazenbart — und a kloans Kind!" Kein guter ist der Huißl mit seinem Stiernacken und seinem Stierg'schau; wozu sein Spruch: „Die Fedan san fest — Wie d' Buchsbaumeräst — Woans d' Fedan wüllst hoabm — Muost d' Wurzeln ausgroabn.

Auch aus Sendling sind mehrere überliefert, so von der Bauernbräunanni, und eins über die Haberbuam als „Tradition des alten Kraxlers Huisl aus Mittersendling" bezeichnet. Merkwürdig ist, wie der Ausspruch des Anton Holl aus St. Martin im Passeir, ebenso wie beim Panzl, in den Reim überschlägt: „I bin aus den Thoal, wo der Sandwirth her ischt. — Ischt olles z'vüll Eschlaverei — in Tirol jetzt eh' woas jo frei."

Diese Lieder, zu denen eigenartige Weisen gehören, sind nach Ausweis der Köpfe zum Teil 1825, namentlich aber 1826 und 1827 zusammengekommen. Es ist die Zeit, wo Neureuther an seinen Schnaderhüpfeln sammelte und zeichnete;[1]) auf seinen Ausflügen begleiteten ihn auch Fellner und der Germa-

[1]) Nach Goethes Brief an Cornelius vom 26. Sept. 1826, bei E. Förster „Cornelius" I. S. 410 und Anm., hat Goethe schon damals Originalzeichnungen Neureuthers zu seinen Gedichten vor sich. Nach Professor B. Riehl (in der Beilage z. Allg. Ztg. 1906 Nr. 12) haben jedoch die Schnaderhüpfeln N.'s Cornelius den Anlaß geboten, Neureuther zu entsprechenden Randverzierungen zu Goetheschen Dichtungen aufzumuntern. Beide Umstände zusammen ergeben für die Schnaderhüpfeln oder einen Teil davon den terminus ad quem.

nist H. F. Maßmann, letzterer schwerlich vor 1827.[1])

Mit W. Lindenschmit ist Maßmann zwar später sehr befreundet, doch ist er kaum vor 1828 mit ihm bekannt geworden. Fellner hingegen war schon von früher ein engerer Kollege der beiden Lindenschmit, und teilt auch das Interesse an dem archäologischen Rüstzeug. Nicht umsonst hat Wilhelm auf jenem etwa 1827 gefertigten Blatte „Heldengefolgschaft" neben den Beilen die, nach Art der altsächsischen, mannshohen Bogen angebracht. Ein solcher alttiroler Bogen, natürlich eine große Seltenheit, war in seinem Besitz und schmückte mit ledergefiederten Pfeilen und Bolzen, welche aus dem Schloß Mariastein bei Wörgl stammten, seine Stubenwand. Bei dem Wettlauf um alte Waffen und Rüstzeug war damals wohl Fellner ebenso beteiligt, als später Ludwig Schwanthaler. Man trieb gegenseitig Tauschhandel, teilte sich als besondere Vergünstigung Spuren und Nachrichten oder Anwartschaft mit. Es gab Leute, welche es einem Bauwerk schon von außen ansahen, ob etwas darin zu holen sei; und manche waren überhaupt an keiner Kirche, keinem Schloß oder Herrenhof mehr vorbeizubringen. Unvermutet fand sich dann das Seltenste abseits, z. B. ein eherner Helm etruskischer Arbeit bei einem Bauern als Kessel vor, ein anderes Helmstück bei einem Schmiede. In den Schmieden und den Alteisenhandlungen häuften sich gelegentlich solche unerkannte Merkwürdigkeiten an. Aus solcher Hand stammte vielleicht der schöne, elegante Stahlkolben, welchen Lindenschmit nebst einem jener gewöhnlicheren, hölzernen Stachel- oder Sturmkolben besaß. Beide hat er schon auf dem ersten Entwurf zu einer Sendlinger Schlacht, der etwa 1828 oder spätestens im Winter 1828 auf 1829 entstanden ist, angebracht. — Kolben kommen auch vor Gericht zum Gebrauch. Von einem Wortkampf zweier Widersacher vor einem altdeutschen Gericht, wie es Wilhelm zeichnete, war schon die Rede. Man sieht an der handfesten Art, womit sich beide Gegner ihre Aussage entgegenschleudern, daß sie bereit sind ihr Wort zu „wahren". Nun sammelte Maßmann längere Zeit Stoff zu einer Darstellung des gerichtlichen Zweikampfes; Fellner scheint hier versagt zu haben und er hat ihn wohl an die Lindenschmit gewiesen. Diese hatten nämlich Kenntnis von dem sehr seltenen Dalhoferschen Fechtbuch und Aussicht es aus Mainzer Besitz an sich zu bringen; als dies nach geraumer Zeit auch gelungen war, hat Ludwig L. für Maßmann die benötigten Abbildungen kopiert.

Auf diesem Felde kam es also zur Bekanntschaft mit Maßmann.

Im Zillertal haben sich 1826 die Brüder getrennt. Ludwig ging mit dem Architekturmaler Verflassen ins Pinzgau hinüber; sie haben da einmal einen ganzen Rucksack Granaten aus einer Tauernschlucht herabgeschleppt. Zeichnungen mit Zwergen „in der Berge wilden Klausen" stammen dorther. Die Sagen von den Venediger Manndeln, vom Jägerteufel, und von dem die Felsen allnächtlich beleuchtenden Geiste werden ihm bekannt.

Wilhelm eilte südwärts. Einmal in seinem Leben wollte er den campus Raudius, die Ebenen, auf denen das Volk der Cimbern seinen Untergang genommen hat, betreten. Auf einem kleinen Aquarell, das mit einigen anderen rautenförmigen Blättern eine Reihe bildet, liegen die schon weit nach Norden zurückgesunkenen Prismen der Alpen in kaltem abendlichen Kobaltblau und Purpur da — ein Rückblick wie von gewissen Stellen der Gardesana unterm Südfuß des Baldo — und davor profilieren sich als dunkle Gewandmasse die Körper der „Cimbrischen Damen".

Der Blick vom Norden der Lombardei aus zurück auf die fernen Alpen liegt auch ein paar abgerissenen Strophen unter, welche

[1]) Auf gemeinsame Ausflüge Maßmanns, Fellners, Neureuthers und ungenannter anderer Münchener Künstler in das bayerische Gebirg und an die Seen macht Dr. A. Dreyer (die Sendlinger Mordweihnacht in Geschichte, Sage und Dichtung, 1906 S. 38) nach dem Nekrologe Maßmanns von Dr. E. Dürre aufmerksam. — Maßmann kam erst den 20. Oktober 1826 dauernd nach München, in Privatlehrerstellung, und ist auch während 1827 durch seine Habilitation (Mai), den Unterricht am Kadettenkorps und die Errichtung der k. Turnanstalt sehr in Anspruch genommen. Vorher hatte er im Sommer 1825 zwei kurze, durch Reisen nach Salzburg, Berlin und Stuttgart unterbrochene Aufenthalte in München (S. Polizei-Zivilstandsregister im Münchner Kreisarchiv, unter Nr. 1218, dem Namen seiner Mutter).

er im Herbſt 1828 hinwarf. Die Worte ſind als Geiſtergruß Hofers von ſeinem Grab in Mantua gedacht:

„Und von den Bergen, drauf ich mich geſchlagen,
Seh' ich nur mehr die Giebelzacken ragen —
— — — Biſt du es Bothe meines Vaterlandes,
Der von den Höh'n hernieder ſeines Standes
Dreimahl im Kreiſe nun mein Grab umzog?
Der Aar iſts, der, als mich die Mutter wiegte,
Mir um den Buſen ſeinen Fittich ſchmiegte
Und heim mit meinem letzten Herzſchlag flog.
— — — Die Schaar der Ritter in dem Lodenhemde
Das deutſche Häuflein, das allein der Fremde
Auf Hermans Erbgut nicht hat unterjocht. —"

Das hochergoſſene weite Licht des Südens als großzügiges Bild zugleich der Seelengröße — man wird das Deckende darin nicht verkennen.

Der Ausdruck „Tugenden des Landmanns im ſchlichten Lodenrock" vertritt in Lindenſchmits Geſchichte der Sendl. Schlacht (S. 20) den „Ritter im Lodenhemd."

Wilhelm kehrt Anfang Oktober wieder nach München an die Arbeit, während Ludwig noch einmal (den 17. Okt.) nach Berchtesgaden ausrückt.

Inzwiſchen war der Arkadenauftrag erfolgt. Cornelius hat gleich anfangs die beiden Brüder[1]) zum Freskomalen im Trojaniſchen Saale der Glyptothek herangezogen. Nun wurde am 12. Oktober auch die Kunſtausſtellung in den Sälen der Akademie eröffnet. Sie enthielt 580 Werke, worunter viele bekannte Namen der Münchener Künſtler zu finden ſind. Wilhelm ſtellte als „Zeichner" und zwar nur den Fuſt aus. Schorn äußerte ſich recht günſtig darüber.

Der Frauenlob[2]) war ſchon vorher an die Eltern in der üblichen Blechbüchſe nach Mainz abgegangen. Der urſprüngliche Beſteller beider Blätter wurde bewogen, ſie dem Großherzog von Heſſen abzutreten.[3])

Gruppe mit dem toten Fuſt.
Stark verkleinert. Pauſe des Umriſſes.

Schorn berichtet im Kunſtblatt 1826 Nr. 92: „Auch eine braungetuſchte Zeichnung von Lindenſchmit, Zögling der Akademie haben wir noch zu erwähnen. Im trüben Mondlicht liegen Tote auf der Straße" uſw.; es folgt die Beſchreibung. „Der Gegenſatz zwiſchen der öden Verwirrung und der Ruhe der Barmherzigkeit ſei auf rührende Weiſe gezeichnet." Dieſe Charakteriſtik des Kritikers dringt nicht in den Kern ein. Ferner heißt es: „Die Anordnung iſt wohl gelungen, auch die Wirkung des Laternen- und Mondlichtes zu einer deutlichen und effektvollen Beleuchtung vereinigt, und ſelbſt der techniſche Fleiß der Ausführung verdient alles Lob. An den Verhältniſſen der Figuren wäre manches auszuſetzen, auch dürfte die Faltung der Gewänder meiſt naturgemäßer ſein." In Mainz grübelte zwar Fiſcher heraus, „die Zeichnung ſchmecke wegen der Laterne nach Rembrandtiſcher Manier"; allein der Großherzog war erfreut und bewilligte das Stipendium weiter. Hormayr nimmt an dieſer Stelle den (erſt

[1]) Raczynski, Geſch. der neueren deutſchen Kunſt I. S. 63 nennt Wilhelm L. allein.

[2]) Hormayr, der erſt 1828 nach München kommt, verwechſelt damit eine ſpätere, als Lithographie verbreitete Arbeit Ludwigs, auf welcher dargeſtellt iſt, wie „Frauenlob von den Frauen nach dem Dom zu Grabe getragen wird" — ganz ſo wie der Hormayrſche Text (Bayer. Blätter 1832 Nr. 23) ſagt. Söltl, die bildende Kunſt in München, 1842, ſetzt S. 185 über Wilhelms, auf die Bayer. Blätter zurückgehende Lebensbeſchreibung den Vornamen Ludwig.

[3]) Die zwei Zeichnungen ſollen nach Hormayer in die Darmſtädter Galerie gekommen ſein. Der Erzbiſchof von Mainz ſah ſie dort. Ich konnte ſie nicht entdecken.

1830 erfolgten) Tod des Fürsten vorweg und lenkt dann wieder zu den Umständen vor und während der Arkadenarbeiten zurück mit folgender Zusammenfassung:

„Lindenschmitts Reisen an die südbayerischen Seen, in das bayerische und tyrolische Hochgebirg dauerten indessen fort. Gerne beschäftigte er sich mit eigenthümlichen Gedanken und Forschungen, was wohl etwa in den verschiedenen Thalschluchten und Alpenhöhen noch rhätisch, altgermanisch und was slavisch oder windisch sein möchte, sowohl nach der Bedeutung der Gesichtszüge als nach der hie und da noch immer heldenmäßigen Bildung der Körper, alterthümlicher Tracht und eigenthümlicher Sitte. Eine große Anzahl Köpfe, Figuren und Gruppen brachte Lindenschmitt von diesen Ausflügen gezeichnet mit und schon damals stieg in seiner empfänglichen Seele der Gedanke auf, der bayerischen Oberländer Bauern glorreichen Untergang, am blutigen Christtage bei Sendling in einem Bilde darzustellen. — Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens wurden zu jener Zeit mit dem lebendigsten Eifer betrieben. Cornelius' edle Güte hielt Lindenschmitt bei dieser interessanten Aufgabe fest und ließ ihm die Wahl zwischen drei Bildern."

Wilhelms Wunsch war, daß ihm sein Bruder beigegeben werde, damit er sich an dieser Arbeit mitentwickele. Das war ganz in Cornelius Sinne. Unter den vorgeschlagenen Gegenständen war anfänglich noch die Schlacht bei Alling (1422) für das siebente Feld und die beiden Lindenschmit interessierten sich dafür. Förster[1]) hatte aber in dem dem König vorliegenden Programm noch eine Schlacht aus dem 15. Jahrhundert, nämlich die von Giengen 1462, an neunter Stelle, weil ihm für das 16. Jahrhundert kein nennenswertes kriegerisches Ereignis aufgestoßen war; — er gab dies in einer Anmerkung eigens an. Der König schrieb darunter: „Nach dieser Bemerkung muß mir eine andere Kriegsthat, eine des XVI. Jahrhunderts vorgeschlagen werden. München, 14. November 26." Nun griff Förster für das 16. Jahrhundert zu der „Erstürmung von Godesberg", die Schlacht von Alling fiel aus, in das siebente Feld rückte der Friedensgegenstand des 15. Jahrhunderts ein (Albrecht schlägt die böhmische Krone aus), in das achte die Schlacht bei Giengen, in das neunte Feld der Friedensgegenstand des 16. Jahrhunderts (Festsetzung der Unteilbarkeit und Erstgeburt).

Diese Drei, mit welchen vom Hofgartentor aus die zweite Freskenreihe beginnt, standen nun Lindenschmit zur Wahl. Er entschied sich für den achten Gegenstand „Wie Ludwig der Reiche von Landshut bei Giengen das übermächtige Reichsheer unter seinem Jugendfreund und nunmehr erbitterten Gegner Albrecht Achilles von Brandenburg aufs Haupt schlägt". Hormayr fügt bei: „Ludwig und der Achilles zogen ihn an und des letzteren riesige und seltsame Waffenrüstung war ihm aus der Ambraßer Sammlung in Wien unauslöschlich im Andenken".

Cornelius hielt ihn bei der Aufgabe fest, — so betonte oben Hormayr, nachdem er Lindenschmits ursprüngliche Absichten erzählt hat. Ebenso weiß auch Söltl (die bildende Kunst in München 1842 S. 186) schon aus der Wiener Zeit von weitangelegten Planen Wilhelms, „der Kunst eine ächt nationale Richtung zu geben, indem sie vorzüglich das deutsche Leben in Krieg und Frieden schildern sollte." Das zielt auf seine Walhalla.

Wie weit jene anfangs erwähnte, mit Försters Arkadenprogramm verwandte Liste einer eigenen Bemühung entsprang, läßt sich nicht feststellen; sie verrät die Hast einer raschen Herstellung; Friedens- und Kriegstaten bilden keinen regelmäßigen Wechsel in ihr; sie fand sich in fremder Handschrift unter W. Lindenschmits Papieren, zusammen mit seiner Walhalla und einer dritten Doppelliste.

Diese letztere hat mit den Arkaden nichts zu tun; in ihrem ersten Teil betitelt „Gemälde aus der bayerischen Geschichte zur Beförderung der Vaterlandsliebe und der Anhängigkeit an das bayerische Regentenhaus, den Fürstenstamm betreffend" kreuzt sie sich freilich mit dem Gegenstandskreis der ersten

[1]) E. Förster: Cornelius I S. 394.

Liste; in ihrem ganzen zweiten Teil stellt sie jedoch eine Besonderheit dar. Sie gibt nämlich unter dem Titel „Gemälde aus der bayerischen Geschichte, das Volk betreffend" fünfzehn Themen an, welche ausschließlich den Jahren 1703, 1705—6, 1742 bis 1745, nämlich den Leiden und Taten des Volks während der beiden österreichischen Besitzergreifungen entnommen sind. Sie bietet auch Tatsächliches nur in der landläufigen Ueberlieferung.

Es scheint hiermit dieses Stoffgebiet in demjenigen Bestand hervorzutreten, wie er aus Münchener Kreisen zu früher Zeit, d. h. noch vor der Nennung des Balthasar Maier, an Lindenschmit herangebracht wurde. Den Anregern handelte es sich um „Gemälde", also nicht etwa um eine lithographische Serie. Ferner ist die Sendlinger Schlacht fast Nebensache (IX); man kannte eben wenig Detail. Breiter treten Momente auf, in welchen bekannte Führer sich zeigen, z. B. VI. die Versammlung bei Schäftlarn, III. die eidliche Verbindung der Unterländer unter Plinganser, XI. die Hinrichtung in München; und ganze vier Stellen (XII.—XV.) gehören dem Pandurenkrieg.

Neben dem Fehlen des B. Maier fällt auf, daß in II. nicht nur Graf Arcos Tod, sondern in I. die „Einnahme von Kuefstein und edle Handlung des Grafen von Arko" mitzählt. Das setzt — falls nicht doch wie dem Tod Arcos „bei der Martinswand" eine ungenaue, so hier eine irrtümliche, aber wirkliche Volkstradition zu Grunde lag[1]) — Abhängigkeit von dem Artikel in Nr. 53 des Bayer. Volksfreundes vom 3. Mai 1827 voraus, woselbst der Pseudoliterat F. J. Gruber sein Truggewebe entfaltete.

Ist letzteres der Fall, so muß auch die Doppelliste von dem Sommer 1827 datieren, wo man allenfalls noch die dunkle Hindeutung („edle Handlung") verstehen und eine Erinnerung an den Artikel für natürlich halten konnte.

Andererseits hat Lindenschmit Einzelheiten dieses Verzeichnisses in seiner „Geschichte der Sendlinger Schlacht" mitbenutzt. So macht er auf Seite 10 mitten im Text einen Strich und setzt dann mit den Worten „In Schnee und Regen" neu ein, also mit dem Bilde das in V. „Die Vaterlandsvertheidiger marschieren, mit Schnee, Regen . . . kämpfend" ihn ansprach. Denn weniger für den Text, als zur Komposition dienten ihm diese Themen; er scheint verschiedene darunter im Auge zu behalten, die dann, während der Entwurf eines Sendlinger Gefechtes bis zum Oelbild heranreifte, zu kleinen, später für das „Sendlinger Büchel" lithographierten Illustrationen zusammenschwinden. So die Szene VIII „Wüthender Angriff der Bauern und Eroberung der Isarbrücke bey München" und ein besonderer Reiterangriff auf die Bauern als Bestandteil der Angabe unter IX „Schlacht bey Sendling und Kampf der Bauern mit der ungarischen Reiterey". Natürlich entwarf er auch unabhängig von diesen Vorschlägen Skizzen, so den Abschied berittener (Tölzer) Bauern von ihren Höfen. — Die Doppelliste kennt unter XII das Auftreten Kolbs bei Lenggries gegen die Trenkischen Panduren; aber erst Lindenschmit hat daraufhin durch Befragung an Ort und Stelle (fliegend notierte Berichte in seinem Skizzenbuch aus den Gegenden von Tegernsee, Dietramszell und Lenggries ca. 1828 bis 1830) die wirkungsvollen Einzelheiten erhoben, denen auch der Vers des Kölbi (auf S. 19) entstammt.

Am unzweifelhaftesten ergibt sich die Herkunft der Doppelliste aus der Münchener Tradition, wie sie von Lesespuren aus Rastlos durchsetzt für sich existierte, bei Nr. X „Tod des edlen Hauptmann Mayer im Gefängniß in München". Lindenschmit allein bringt das Seite 17 auch, seine Quelle Rastlos hat nichts darüber und doch hätte Lindenschmit gar keinen Anlaß gehabt, etwa eine Vermutung über des Hauptmanns Schicksal für ausgemacht hinzustellen; es hat ihn eben der Ausspruch der Doppelliste dazu veranlaßt, in dem er eine unverfängliche, auf Münchener Tradition ruhende Tatsache sehen durfte, — welche ja auch wirklich der unheimlichen Wahrheit sehr nahe kommt.

[1]) Die Gestalt des Grafen Arco war sehr beliebt und erscheint im Anfang des 19. Jahrhunderts sogar auf Spielkarten.

Man erinnere sich nun an das 15. Thema in seiner Walhalla, wo es heißt „das Landvolk von Oberbaiern stürmte München ohne Waffen". Dies ist keine eigentliche Uebertreibung, sondern der Niederschlag des Ereignisses in den Gemütern der Bürger; in den Tagen der erneuten Erörterung aber war die Oeffentlichkeit für den Wahrspruch des Volkes empfänglich. Und Lindenschmit, dem gerade dieser Zug würdig der Walhalla erschien, muß dieses summarische Wort vor jeder genaueren Kenntnis also sehr früh und aus dem Gespräch gehört und niedergeschrieben haben.

Wo nun etwa der Vermittler jener Angaben für die Doppelliste zu suchen sei, darüber gestattet die Handschrift eine Vermutung. Sie zeigt auf ihren zwei Konzeptbogen Handpapiers dieselben sehr altväterischen Schriftzüge, wie sie in der Kanzlei des Archiv-Konservatoriums im alten Hof unter Regierungsrat v. Aichberger geschrieben wurden.[1])

Es ließ wohl irgend eine Persönlichkeit aus Beamtenkreisen es sich angelegen sein, den Maler auf einige Hauptmomente hinzuführen. Man empfand es als einen Mangel, keine bildlichen Darstellungen über diese Vorgänge zu besitzen. Als nun König Ludwig am 29. Mai 1827 von Villa Colombella aus seine Verordnung erließ, in der zunächst eine schriftliche Aufzeichnung, bezw. Beschreibung vaterländischer Denkmäler anempfohlen wurde, hat sich Schmeller daran gemacht und nach und nach die ganze Reihe von Texten der Verlöbnistafeln, nebst Bildbeschreibung, auch verlorene darunter, und andere kleine Funde in den Zeitungen veröffentlicht. Der Blut- und Feuerschein auf diesen teilweise nebensächlichen, immer düsteren und kraßwahren Schildereien mußte zwar das Interesse peinlich verschärfen, war aber gerade geeignet das Fehlen einer würdigen und künstlerischen Darbietung zum Bewußtsein zu bringen.

Daher konnte recht wohl der Gedanke aufschießen, durch richtige Auswahl und Vorschlag der Hauptmomente der Erhebung — wie man sie eben ohne genaue Studien sich vorstellte — etwas Genügenderes vorzubereiten.

Es bezeugte also das eine Thema, welches Lindenschmit als fünfzehntes in seiner Walhalla angeschlagen hatte, den Trieb, sich zum Zyklus auszuwachsen.

Die Walhalla stellte Wilhelms Eingebrachtes in die Münchener Bewegung dar. Es ist unwahrscheinlich, daß er dieses Programm, das mit zauberischer Wirkung (Nr. 1 in der „Alrune") beginnen und organisch mit dem Geisterrat und Geisterzug schließen sollte, später noch mit Nachträgen verquickt hat. Dafür ist auch kein Platz zwischen den Zeilen, die eine erste, nach seiner Gewohnheit schon wohldurchdachte und endgültige Niederschrift sind. Daß der Fust, zu dem er erst im Mainzer Herbst 1825 griff, fehlt, spricht dafür. Er hätte an sich gut dazu gepaßt. Auch daß in Nr. 3 (Hagano) zuerst Ungarn statt Pannonien geschrieben werden konnte, deutet auf Wien. Ebenso klingt das Wort „Cimbrische Damen" noch ganz nach der Ritterlichkeit und studentischen Sitte des Knaben Wilhelm. (Er selber hat sich später so empfunden und es war durchaus nicht so schlimm gemeint, als er etwa fünfzehn Jahre später im Stubenvoll dem jungen Volk zurief: „Ihr Knaben!" — ein Wort, das Knaben nicht vertragen). Auch der Ausdruck „Degen" statt des römermäßigen Schwertes (in Nr. 1, Drusus) ist burschenhaft und zwar der Waffe zu Ehren gesagt. Der getragene und doch unbefangene Ton der Sprache, und namentlich auch die Art von Frauenverehrung sind Schwingungen einer Jugendseele. Hätte er in diesem naiv geistigen Glauben den Zyklus rasch hingestellt, er hätte seiner Empfindung die Geltung wohl gewonnen, die er später vermißt.

Gleich die nächste Szene, die er nach dem Frauenlob fertig gemacht hat, nämlich Nr. 5 „Rolands Heldengröße" schließt sich in der Komposition der Hauptfigur eng an jene Traumzeichnung des zu Boden ge-

[1]) Nicht Gleichheit der Hand, aber eine sie fast erreichende Gleichheit der Schreibschule besteht zwischen der Doppelliste und zwei Aktenstücken, welche das k. Kreisarchiv München, M. A. 1040. 123. (Kunst und Altertum, fasc. XVI) aufbewahrt. Es sind zwei Verzeichnisse, das eine vom 24. November 1829, das andere unterzeichnet von Registr. Meichel vom 20. März 1832, welche zahlreiche Dokumente, betr. die beiden österr. Besitzhalten von 1705—15 und 1742—45, aufführen.

ſunkenen Aegypterkönigs („den 5. April 1825 geträumt") an. Das war nicht das Werk kühler und ſpäter Uebertragung; ſolche Geſichte ſtanden förmlich mit ihm in denſelben Schuhen und man muß folgern, daß er es bald darauf in den „Roland" bannte. In gewaltſamen Federhieben geſchah das, auf einem kleinen Blättchen. Im Frühjahr 1827 führte er dann die Zeichnung in größerem Umriß durch, aber ohne Aktſtudien drauf zu verwenden. Auf einer weiten, von Schluch-

Rolands Heldengröße.
Federzeichnung, ſtark verkleinert.

ten umriſſenen, von Dolomitketten überragten Felſenplatte liegt ein erſchlagenes Heer, deutlich auch der Fernſte, wie er zu Fall kam, vom pfeilrechten Mittagsſtrahl unterſchieden. Schon ſchweben die Adler herab. Ganz vorn ragt noch der gewaltige Roland. Er iſt von drei Sarazenen zu Boden geriſſen. Der Rieſigſte hält ſeine Schenkel umklammert, und iſt vom Schwert Durindarte durchſtoßen; die zwei Anderen haben ſich an ſeinem Gürtel feſtgerungen und liegen der Länge nach hinter ihm, von ſeiner Fauſt zu tot getroffen. Und dieſe Rechte ſtützt auch ſeinen ſchweren eiſenſtarken Oberkörper noch im Tode, dem ſein kraftvolles Haupt ſchon zugeſenkt iſt. Den ſtrengen und herrlichen Ernſt konnte auch der Tod dem Antlitz nicht rauben.[1])

Was von den Walhallagegenſtänden noch zur Durchführung oder wenigſtens zu einem Entwurf gelangte, verteilt ſich über die nächſten und ſpätere Jahre in folgender Reihe:

Ein Entwurf zu Nr. 17, der trauernde Friedrich Rothbart in der Geiſterhalle iſt vom Jahre 1827.

Auf der Rückſeite dieſes Blattes befindet ſich jener Entwurf zu Nr. 15. An die Stelle des Sturmes auf München ſchob ſich die Schlacht bei Sendling, wo „jene Hochherzigen ſich übermannen ließen". Dieſe Zeichnung war die Vorarbeit zu dem geplanten Oelbild. Nach einer brieflichen Notiz könnte etwas Derartiges ſchon um die Wende von 1827 auf 1828 erwartet werden. Jedenfalls iſt die vorliegende Zeichnung nicht ſpäter als Ende 1828 angefertigt.

Nr. 11, Tells offenherzige Abſage gegen Geßler, gehört etwa dem Jahre 1829. Es iſt nur angelegt, ſehr einfach und von treffender Kraft. Tell ſpricht zu Geßler und hebt den Pfeil dabei; Geßler, zu Pferd, wendet ſein Slowakengeſicht nach ihm herum.

Nr. 12, Arnold Winkelrieds Opfertod, wurde im Dezember 1830 auf dem Münchener Kunſtverein als getuſchte Zeichnung ausgeſtellt, iſt aber früher entworfen. In dieſelbe Zeit gehört Nr. 2, Cimbriſche Weiber, die einen wütenden Angriff auf römiſche Legionare machen. Es iſt eine blaſſe Umrißzeichnung, in der Hauptperſon ganz die dreiſte Stoßkraft, die ihn auszeichnet. Als Oelbild hat die Cimbernkompoſition ſein Bruder Ludwig, etwa 1834, ausgeführt.

Noch in den 1820 er Jahren hat gleichfalls Ludwig das Thema Nr. 1, Druſus und die Alrune, in Angriff genommen.

Nr. 18, der Lindenſchmitt von Rodenſtein gehört auch noch in dieſes Jahrzehnt. Er iſt auf ein geröteltes Blatt zum Durchpauſen auf Leinwand oder eine Mauer vorgezeichnet, mit beigeſchriebenen Korrekturen. Man ſieht den Rittergeiſt, im offenen Helm und Koller auf hohem knochigen Gaul zu einer verfallenen Mauerpforte hinaufreiten. Weiter unten zeigen ſich behelmte Köpfe ſeines Gefolges. Das ſchwere geſenkte Kriegsbanner trägt er (als Wodan) an zerbrochenem Schaft.

[1]) Auf dem ſtark verkleinerten Kliſchee treten die Flecken und Unebenheiten des vergilbten Papiers unverhältnismäßig hervor. Die Abbildung hat daher nur den Wert einer Notiz.

Einige andere, so Nr. 7 Heinrich der Löwe, Nr. 16 Edelmuth im Todeskampf der Heldin von Lützow, und Nr. 13 Ludwig des Bayern Milde, kamen in späterer Zeit unter anderen Bedingungen zur Verwirklichung.

Das wichtigste dieser Werke ist der Winkelried, dem aber ein noch bedeutenderes zur Seite steht, nämlich „Hermann in der Volksversammlung die Germanen zum Kampfe aufregend", dessen erste Idee etwa 1828 auf 1829 auftritt.

Die aufgezählten Arbeiten bilden aber nur die Zwischenakte zwischen Lindenschmits Hauptwerken, den beiden Fresken. Das eine, die Schlacht bei Giengen, wird im Jahre 1827 durch Skizzen und Studien bis zur endgültigen Feststellung der Komposition gebracht, woran sich im Frühjahr 1828 der Karton und im Sommer das Fresko selbst schließt. Das andere, die Schlacht bei Sendling ist im Herbst 1828, spätestens Anfang 1829 beschlossene Sache; im Sommer 1829 entsteht der Karton; im Sommer 1830 und 1831 wird das Fresko gemalt.

Die Vorarbeiten für das Arkadenbild waren umständliche und geben einen Maßstab für das ab, was das Sendlinger Bild forderte. Das Jahr 1827 genügte eben gerade, um den Entwurf in seiner Anordnung festzustellen.

Zuerst wurde der Gegenstand historisch ergründet. Der Streit zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht Achilles, und dem Herzog von Bayern-Landshut, Ludwig IX. dem Bärtigen, entbrannte über Donauwörth und über die in der Folge dem Brandenburger vom Kaiser anvertraute Rechtsverwaltung. Auf Seite Ludwigs stand Pfalz und Böhmen, auf der Albrechts der schwache Kaiser Friedrich III. und fast das ganze Reich, namentlich die freien Städte (Augsburg, Tübingen usw.) und Wirtemberg. Was Hormayr in seinem 1831 erschienenen Buch „Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München" auf S. 137 ff. erzählt, geht in dem Schlachtberichte auf Quellen zurück, welche in wortgetreueren Abschriften teilweise in Wilhelms Skizzenbuch zu finden sind, nebst den Wappen und Fahnen, die Hormayr soweit beschreibt als sie Lindenschmit aus dem Wiguleus Hund abgezeichnet hat. Derartiges Material hat Hormayr eben der Kürze wegen von den jungen Malern nach Abschluß aller Arbeiten im Herbst 1829 für sein Buch benutzt. Für den Gang der Schlacht sind zwei, scheints gleichzeitige, Hauptmomente wichtig: Das rasche Zerstieben der feindlichen Ritter vor Ludwigs Ansturm, und die Eroberung der auf den Höhen über Giengen angelegten Wagenburg durch das Fußvolk. Letzteres stand aber auf beiden Flügeln, darunter die von Wolf von Schauenburg geführten Böhmen als Schwergerüstete mit ihren Setzschilden. Dem zentralen Angriff des herzoglichen Ritterheeres stießen fünfhundert Reiter unter dem bayerischen Rennfahnen voraus, den Heinrich von Gumpenberg trug. Die reichsstädtischen Reiter wanken, Albrecht macht fast allein den Versuch, Stand zu halten. Dies ist der Augenblick, wo das bayerische Hauptbanner, getragen von Wolfgang von Chamer, unter dem Herzog selbst, dessen Leib die biderben Preisinger, Frawenberger, Frohnhofer deckten, heran kommt und die Ueberrittenen vollends zu Boden schlägt.

Bis es zu der im Fresko dargebotenen Anordnung gedieh, sind drei Entwürfe, die ersten beiden sehr individuell und durchgebildet, verbraucht worden. Das früheste Blatt ist fertig, soweit die Zeichnung reicht; sie zieht sich aber nur über den unteren Streifen und über die innere Bildmitte hin, und zwar ist die untere Bahn von einem Fußgefechte, und die Bildmitte dicht darüber von dem ritterlichen Zusammenstoß im Mittelpunkt der Schlacht eingenommen. Diese vorhandenen Teile der Bleistiftzeichnung sind in einem konsequenten, geklärten Detail über das Blatt hingesponnen. Es erweist sich diese Nutzung des Details nicht bloß als konstruktiv (für das Einzelgefüge), sondern als stilmäßiger, dichterischer Gedanke für die Gesamthaltung, — insofern ja die Fresken eigentlich den Charakter von Gobelins erzielen sollten. Um diesen Flächencharakter eines Gewebes zu wahren, türmt sich auch im Zentrum dicht über den fechtenden Knechten der Reiterkampf bergauf. Es bedurfte dabei eines Frontanblicks und so sieht es aus, als quelle der Reiterhaufe gleichsam vulkanisch empor. Durch das Vor- und Auseinanderstrahlen der zentralen Gruppe sind aber zwei Flanken gewonnen, an denen sich das Stauen und Aufbäumen beim Anprall

und das verzweifelte Gemenge deutlich schildern ließ. Hier ist das plumpe Umstülpen gepanzerter Rosse, wie in den Turnierbüchern, aber auch das elastische Ringen trainierter Kämpfer ineinandergeschlungen. Die Scharniere, Schienen, Platten, das ganze Panzerwerk wird lebendig und folgt, bei aller Rechtwinkligkeit, der Bewegung des Mannes; und doch bilden diese Rüstungsteile zusammen mit den breiten Muskelflächen und den umgekehrt sich aufreckenden Köpfen gestürzter Rosse auch wiederum ein Fabelwesen von ungefüger Kraft und Hilflosigkeit.

Die lebhafteste Vorstellung der Einzelfunktionen hat hier ganz folgerichtig das gezeugt, was man sonst eine Idee nennt, — nicht umgekehrt. Es ist mithin Induktion am Werke.

Unter diesem Getümmel, das die Wucht ordnet, schlingt sich im Grunde das Gefecht der Landsknechte lautlos-ingrimmig hin; durch die ganze Kette schleicht und würgt in halbgebückten Stellungen vorsichtig und zäh der Mord, bis zu dem Vordermann der Angreifer, der in mächtigem Sprung seinem Gegner an die Gurgel fährt; hier kommt jenes Raufmotiv der beiden Robler zur Verwendung. In einigen der knochigen Gesichter sitzt ein harter, und mehr noch engherzig kniffiger Handwerksernst fest, wie ihn die frumben Knechte hegten. Hinter diesen unheimlichen, ehren- und griff-festen Technikern des Handgemengs rücken fast fröhlich die derben „Böheimb" — laut Beischrift — her; hier spielt wieder der Schalk: die Böheimb sind unter ihren Blech- und Zwiebelhauben mit dicken Kartoffelnasen und Schnauzbärten ausgerüstet.

Das ganze Blatt ist eine merkwürdige Contamination von Einfällen beider Brüder. Die sich würgenden Landsknechte sind von Ludwig erdacht und gezeichnet, doch gipfelt die Szene in dem Anspringenden und dem Zurücksinkenden, die alle Beide aus Wilhelms Roblern stammen. Die feine Charakteristik in den Mienen der Knechte ist ganz Ludwig.

Doch sie hatten bei Cornelius' damit kein Glück. Jedenfalls waren ihm die Landsknechte, wenn auch noch so interessant, doch zu viel Episode, als daß ihnen der ganze Vordergrund gehören durfte. Die Ritterschlacht mußte den Blick freiliegen. Auf diese mehr negativen Anweisungen scheint er sich beschränkt zu haben; er versagte sich dem malerisch dichtenden Gedanken eines Kampfgewebes und führte auf Massenabgrenzung hin.

Wilhelm hatte gleich von vornherein einen anderen Weg eingeschlagen. An dem ersten Blatt beriet er mit; zugleich entstand aus ganz anderem Geiste *sein eigener Entwurf*. Es sind also beide Blätter erster Entwurf. Ein Zusammenhang zeigt sich nur darin, daß Wilhelm, welcher das Fußgefecht als Erstürmung der Wagenburg auf die Höhe in den obersten Teil des Bildes verlegt, dort sein Roblermotiv anbringt. Er ging nun auf seinem Blatt nicht von der Charakteristik der Einzelheit und ihrer Verflechtung aus, sondern von der Uebersichtlichkeit der Aktion, die nicht bloß einen Kampf, sondern vor Allem den Sieg aussprechen sollte. Er komponierte daher ungefähr auf der Diagonale, welche die Bildfläche von rechts unten nach links oben durchschneidet, den Vorstoß des bayerischen Ritterheeres als eine schräg ausgedehnte Front. Der Raum im Vordergrund und unterhalb dieser heranrollenden Linie gehört dem zersprengten Feind. So faßte eine große weitgreifende Gebärde die aktive Partei, und alles Andere bekam Luft. Auch die Landschaft stellte sich nun deutlich als ein offenes geräumiges Feld dar, das von jener den Hintergrund schließenden Anhöhe herabstrich; die Türme Giengens am Fuß, auf dem Rücken der Höhe die Wagenburg. Dort oben lief das Gefecht der stürmenden Knechte und der Ueberfallenen als heftige Silhouette entlang; es sind kühn erfundene Motive, von den alten ist nur der unter dem Ansprung des Gegners zurücksinkende Fahnenverteidiger (die beiden Robler) erhalten, die übrigen boten keinen starken Kontur; — dagegen trollen noch die Blechhaubenprofile der Böheimber hinterdrein.

Während so die Bergflanke schon gewonnen wird, streicht das bayerische Ritterheer unten im Grunde daran hin. Seine Fronte ist in mehreren Windungen entfaltet; und zwar bleibt sie ganz rechts auf der Talseite noch etwas zurück — mit der offenen Flanke und dem zweiten Glied des linken Flügels —, greift dann mit einem herrlichen Sprung, mit welchem der Herzog sich auf das feindliche Banner wirft, sofort in die

Bildmitte über, dann biegt sie weiter links um einen Wirbel von Widerstehenden herum und schnellt in den Gestalten der Vorkämpfer, darunter dem unbehelmten greisen Hellebardenritter, weit nach vorne. Diese Zentralgruppe, vom Herzog bis zum Alten, verhüllt den Verlauf der Frontlinie auf eine ziemliche Strecke, und mit einem malerischen perspektivischen Weitsprung setzt die Komposition darüber hinweg, um dann ganz in der Ferne unter dem Höhenzug den rechten Flügel noch hervorzuwerfen. Dessen Führer, eine abenteuerlich gefiederte Rittersilhouette, sticht im freien Feld den feindlichen Führer turniermäßig vom Roß.

Die feindliche Macht gilt als überrascht und zersprengt; im Vordergrund tragen Motive von Hingeschleuderten und In-die-Flucht-Gerissenen die letzte Wirkung des Stoßes weiter, ganz fern erscheint der vereinzelte Achilles und droht mit der Axt herüber. Aber im Mittelgrund vor der bayerischen Führergruppe sind die feindlichen Fahnenritter und das sinkende Reichsbanner in einen verzweifelten Widerstand verwickelt und dadurch ist des Herzogs Rittergarde für einen gefährlichen Augenblick aufgehalten und etwas auseinander gekommen. Denn vor der Hauptgruppe Ludwigs ist einer von seinen Schützern wie ein Wolf aus der Reihe gefahren und drängt den letzten feindlichen Fahnenritter unter halsbrecherischer Balgerei ab. Beider Gäule sind quer vor die Linie geraten. Des Herzogs Gestalt wird dadurch ganz frei. Er greift mit der Linken das Reichsbanner, stößt mit der Rechten nach vorn über den Kopf seines Renners hinab, wo einer der Ueberrannten nach seinem Zügel hascht: so hält der Herzog die beiden Arme weit geöffnet, der elastisch zurückgebogene Körper ist ungedeckt, und es entsteht eine prächtige weitherzige Gebärde voll Schönheit und Kühnheit. In diese Gestaltung der Ritterlichkeit hatte der Künstler sein persönlichstes Gefühl eingesetzt. Auch ist diese eine Heldengestalt der Eckstein der Schlacht und zugleich der Keimtrieb der ganzen Komposition gewesen. Cornelius fand ihn für einen Fürsten zu ritterhaft, zu beteiligt, zu ausgesetzt.

Wozu der Meister ungefähr riet, tritt auf einem kleineren Blatt zu Tage, das weder von den Brüdern, noch von Cornelius gezeichnet sein kann. Es ist in Umrissen von indifferenter Rutine; irgend ein alter Bataillenmaler bekam wohl den Wink, einen nüchternen taktischen Extrakt aus Wilhelms Komposition zu machen. Das gab für die Vorderfront vier dicht aneinander geschlossene Reiter, zwei hauende, und zwei mit eingelegten Spießen; sie reiten einen gleichgültigen Trott, der Herzog faßt ganz mechanisch im Vorbeikommen an die Stange des sinkenden Reichsbanners. Ein platt Daliegender und eine froschartig herumzappelnde Gestalt ausgenommen ist keiner der Ueberrannten übrig geblieben. Hinter den vier Vorreitern schließt sich das zweite und dritte Glied im Galopp ganz schematisch an. Die feindliche Partie ist vertreten durch eine Ansammlung der Fluchtmotive Wilhelms, alle nach einer Richtung gedreht, und durch zwei vereinzelte vor den Bayern zusammensinkende Reiter. Dicht über den Reitern hängt die Wagenburg mit der bekannten Silhouette. Alles so indifferent wie möglich, kaum daß die Gäule die Köpfe etwas heben, senken oder drehen. Die Bewaffnung völlig embryonisch; Albrecht ist gar nicht kenntlich, dagegen ist der Herzog mit einem langen Bart versehen, denn: er hieß ja der Bärtige. Bei Wilhelm war er jung, mit einem fröhlich trotzigen Schnurrbart.

Es sollte offenbar eine schematische Erklärung und Weisung sein, daß die Hauptgruppen noch mehr zusammengezogen werden müßten. — Wilhelms Gelände entwickelte sich wirklich zu sehr in die Bildtiefe, machte ein „Loch" in die Wand. „Cornelius hat sehr recht", schreibt Wilhelm später, „wenn er sagt, eine gute historische Komposition muß sich nötigenfalls in Basrelief ausführen lassen". Allein Cornelius ließ vor allem auch die unmittelbare flackernde Lebhaftigkeit nicht ohne weiteres durch. Und erst das Genaue und doch Sinnende in Ludwigs Charakteristik trug zwar prinzipiell auf Stil, jedoch einen ganz anderen, an. Wilhelms ungebundenere Realistik vertrug dagegen eine gewisse Gewalt. Es ist dies die Epoche, von der es unter den Brüdern später hieß: „Da mußten die Fackeln ausgelöscht und die Schwerter eingesteckt werden". Die Landsknechtsgruppe mußte den Vordergrund räumen und hätte damit ihre intimeren Qualitäten aufgegeben; die Phan-

taſtik eines zentrifugal-petalen Kampfkobels hing nun zu ſehr in der Luft; der Querfront Wilhelms wurden die Flügel gekappt, die Spitzen zurück in die Reihe geſchoben; das realiſtiſch-wildernde Element, das vor der Front in den beiden Motiven der Zu-Pferde-Ringenden und der Ueberrannten aufſchäumte, wurde vorerſt ganz unterdrückt. Aber was am weheſten tat, auch der „Held" im Herzog fiel, ein gewöhnlicher Spießritter verſah ſeine Stelle. Betrachtet man daraufhin dieſes dritte Blatt, ſo erſcheint es wie ausgelaugt; man erkennt jene grauſamen Prinzipien, welche richtend, nicht zeugend wirken und Höheres nur auf die Gefahr, es zu ertöten, erſchaffen. Dieſen Punkt berührt auch vorſichtig Graf Raczynski, wo er in ſeiner „Geſchichte der Neueren Deutſchen Kunſt" die Arkadenbilder etwa ſo kritiſiert: „Das Beſte ſind die Entwürfe und die Skizzen, in den Kartons geht ſchon Viel verloren". Auch mußte man auf eine gewiſſe Gleichförmigkeit aller Bilder untereinander bedacht ſein. Gleichwohl war jenes dritte Blatt nicht das letzte Wort. Den Brüdern kam es nun darauf an, unmittelbare Motive des Lebens für die gewonnene Form neuerdings zu entdecken. Auch Cornelius erwartete das, und der glückliche Fund wurde noch vor dem Herbſte 1827 gemacht.

Die Arbeiten wurden im Frühjahr (vom 5.—24. April) auf einige Wochen ausgeſetzt, das Vorland zwiſchen dem Tegern- und Chiemſee begangen, und ein Beſuch in Haag gemacht. Das Skizzenbuch Wilhelms mit den Wappen und Fahnen zur Giengener Schlacht zeigt zwei junge Damen, die auf einem Balkon ſtehen und auf einen Garten hinunterſehen; auch ein junges Mädchen, der Hanni ähnlich, hemmt in einer ſchmalen Pforte hinter dem ſich halb öffnenden Türflügel leicht überraſcht den Schritt.

Im Juni war der erſte Saal der Glyptothek vollendet worden: am Abend des 28. brachten die akademiſchen Schüler Cornelius einen Fackelzug und überreichten Abgüſſe von Peter Viſchers zwölf Apoſteln, umgeben von einigen zwanzig großen, dickbelaubten Eichenkränzen an hohen eichenlaubumrankten Stäben getragen. Förſter als P. Viſcher ſprach die Verſe[1]). Es war ſchon eine Vorbereitung zu der Dürerfeier, welche vom König im Jahre 1826 angeregt und auf den dreihundertjährigen Todestag des Meiſters, alſo für den 6. April 1828, nach Nürnberg anberaumt war. An die Kunſtvereine, ſo auch nach Mainz[2]), ergingen Einladungen. Entwürfe in Form eines Kranzes, worin zwei Genien über eine Dürerſtatue wiederum Kränze halten, befinden ſich in dem Giengener Skizzenbuch Wilhelms. Auf denſelben Blättern ſind einige Pferdeſchädel, und ſchließlich iſt die Giengener Schlacht in ihrer endgültigen Anordnung auf maleriſche Wirkung hin probiert. Das ſetzt alſo den Fund eines neuen und ſchlagenden Motivs für die vier Ritter in der Hauptgruppe ſchon voraus. Die Skizze zieht ſchon die letzten Konſequenzen.

Die beiden Lindenſchmit waren damals eifrige Reiter. Als ſich Ludwig im Sommer 1827 an der Univerſität inſkribierte, ging es erſt recht los. Auf einer großen Zeichnung von ihm ſieht man einen langen Reiterzug in breiten Reihen die ſteile Auffahrt nach Dachau herauf kommen; es ſind Studenten in voller Wichs. Eine andere Gelegenheit, ſchöne Reitergruppen zu ſehen, kam mit den Vorbereitungen zu einem Karuſſelſpiel des Hofes; es ſollte in Koſtümen aus dem dreißigjährigen Krieg gehalten ſein, um dieſem Waffenſpiele den Glanz zu geben, wie es früher unter Max Emanuel und Kaiſer Albrecht geweſen. Der I. Königl. Stallmeiſter, Freiherr W. von Freyberg, welcher ſich ſpäter an Wilhelms Nachforſchungen über die Stätte des Sendlinger Kampfes beteiligt hat, führte die zweite Quadrille[3]). Vielleicht gab es auch ein Türkenkopfſtechen.

Hiebei oder beim Anblick einer militäriſchen Uebung ſind Ludwig drei Lanzenreiter aufgefallen, die er in raſcher Skizze feſtlegte. Sie kamen, einer den andern überholend, in einer ſchrägen Flucht vorbei; die Pferde ſetzen über ein kleines Hindernis, das Pferd am linken Flügel ſteigt etwas im Zügel, das mittlere fliegt gradaus, das äußerſte ſchießt vor und kommt mit den Vorderfüßen zu Boden; der

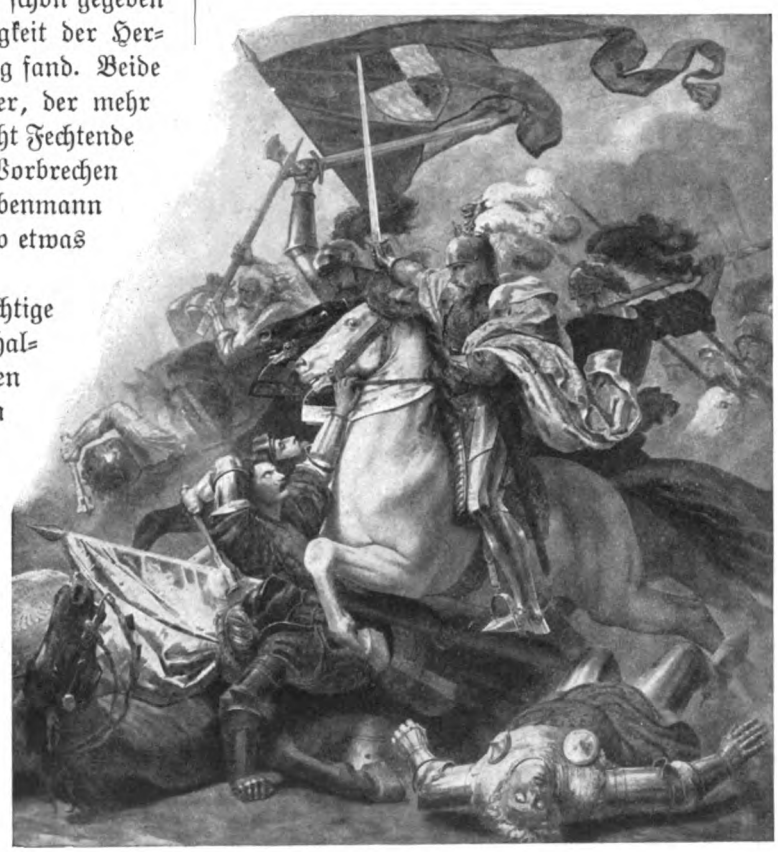
[1]) Kunſt-Blatt. 1827. Nr. 58.
[2]) ungefähr im September 1827.
[3]) Das Feſt fand im März 1828 ſtatt. Eos, 1828. S. 199.

mittlere Reiter hebt sich und tut schon den Ausfall mit der Fahne.

Dieses Motiv entsprach allen Forderungen. Die Ausbildung war Wilhelms Werk, indem er auf einem letzten Blatt, die Pferde mehr zusammendrängte und die Hebung links auf die beiden Vordersten, das Vorschießen und Ausfallen nach jenseits verlegte. Das Vordertreffen bekam jetzt nur eine, aber eine organisch variierte Bewegung; seine Reiter hoben sich als eine einzige kräftige Welle, deren Vorschießen in dem Alten schon gegeben war und in der ruhigen Festigkeit der Herzogengestalt ihre zügelnde Lenkung fand. Beide werden durch den mittleren Ritter, der mehr der regelrecht Gerüstete, regelrecht Fechtende ist, vorzüglich gebunden; das Vorbrechen wird durch einen vierten Nebenmann ebenfalls gepaart, gesichert und so etwas gemäßigt.

Dadurch entstand die prächtige Ueberschneidung der zurückgehaltenen und der vorschnellenden Konturen, namentlich in den Pferden und hier trat wiederum auch das Phantastische nämlich in dem Elementaren und Tierisch-Freien der Gaulskörper, in Kopf-, Hals- und Brustformen poetisch und malerisch in Kraft. Dieses Wesen der edlen Tiere ist schon auf Wilhelms Entwurf vorhanden, und hier schließlich durch Paarung ausgewählter Partien mit bewußter Kunst verwertet.

Ganz notwendig gehörte vor diesen Ansturm ein Hindernis. Daher baut sich vom Boden die Gruppe der Ueberrannten vor den Rosseshufen aufs neue auf und zwar als eine zweite, rückwärts sich überschlagende Welle. Ganz nach links ist Wilhelm von Wallenfels unter sein Roß gebettet; auf ihm lastet der schwergestürzte Reichsbannerträger, Hilpolt von Knöring (nach den Wappen), mit der gesunkenen Goldfahne. Ueber diesen Beiden erheben sich noch zwei zum Widerstand: der Eine die Axt gegen den Herzog schwingend und nach seinem Zügel haschend, und darüber ein Zweiter, der im Rückwärtsfallen noch mit dem Kolben um sich schlägt; zwischen beide eingekeilt ein bleiches Totenprofil im Helm — ein sehr passend eingesetztes Motiv. Der Staub und die Eisenrücken des gewendeten Feindes schließen den Grund. Aber davor erhebt sich noch wie die Wetterwolke des Kriegs die von dunklem Zorn durchglühte Achillesgestalt. Gerade wie er sich dabei noch hält und meistert und sein Streitroß, dessen gedrungene Verkürzungen den Trotz der Gestalt unterstreichen, herumwirft, das gibt ihm das



Hauptgruppe aus der „Schlacht bei Giengen“ nach der Neumalung.
Der nach dem Zügel Greifende = Selbstporträt des Malers W. L.

eiserne Gewicht der Männlichkeit und das Vollgewicht einer Persönlichkeit. Auf ihn als den eigentlichen Gegner fliegt auch der Herzog zu.

Auf dem gepanzerten Arm, welcher den Herzog aufzuhalten und seinen Zügel zu packen sucht, liest man in dem Fresko die Schrift: „Den Tod nicht fürchte!“ Das unbeschirmte Haupt dieses Kämpfers trägt die wohlgetroffenen Züge des Künstlers Wilhelm Lindenschmit selbst. Er kämpfte für die deutsche Einigkeit und — für „seinen“ Herzog, d. h.

gegen den Cornelius in dieser Gruppe. Auf dem Entwurf hatte der gut ausgearbeitete Kopf die Züge Heinleins besessen.

Beritten war damals die halbe Akademie. Cornelius ritt gern spazieren; in den folgenden Jahren besuchte er so seinen Schüler oft in Sendling. Von einem Fest, das weit droben im Isartal stattfand, ritt die ganze Schar über die Sendlinger Höhe heim.

Eine in feinem Umriß gezeichnete Karikatur Wilhelms führt in einem langen Ritterzug die an der Akademie und in den anschließenden Gruppen der Künstlerschaft herrschenden Tendenzen vor. Im Hintergrunde liegt Thalkirchen, jenseits die Nockerschweige. Alle die verschiedenen Rosse sind mit den Eigenheiten ihrer Reiter behaftet. Die Banner tragen Embleme und Liederverse. Das Ganze heißt: „der Zug ins bessere Land". Die Köpfe sind Porträt, sauber und nett; die Satire liegt in der Ausrüstung und in dem durchsichtigen Netz der Verhältnisse. Es folgen sich viel Könige, getreue Ritter, auch exotische und verfahrene, wie „die von der Unmöglichkeit", eine eigene Gruppe „Oestreichische Ritter", eine Gruppe „arbeitende Knechte", fröhliche Trompeter und Herolde „des Schönen"; dann kommt das Fußbanner, es besteht aus dem unbeholfenen, dem ungeschlachten und dem gerührten Knecht und hat auch wie das erste Banner seinen Tiroler; dazwischen die Lieblingshunde, der Buzzi und der Hasenkönig, der nach einem Häslein im Sendlinger Feld auslugt. Den Schluß macht der Karren mit dem kunstgeschichtlichen Gepäck (Montfaucon, Campo Santo, Rafael, Faust); ganz hinten sitzt ein Dozent und hält den Vortrag „Wie Maßmann erschlagen und begraben ward."[1])

Das Bedeutende an dieser Satire ist, daß sie eine Typik der Verhältnisse trifft, welche mutatis mutandis ein halbes Jahrhundert später auch gepaßt hätte.

Maßmann, dessen Wandergenossen in dem stilgemäßen Ritter des 11. Jahrhunderts und „Doktor des Kostüms", d. i. wohl Fellner, und dem „Tiroler und Arabeskenkönig", d. i. wohl Neureuther, dem Zuge angehören, ist selbst wie eine abgetane Puppe hinten über den Wagenbaum gehängt. Es muß sich um eine Diskussion handeln, in welcher Maßmann auf den ästhetischen Lehrbetrieb an der Akademie Einfluß zu gewinnen suchte. Er stand im Gegensatz zur herrschenden Richtung, war aber gewiß nicht der Kopf zu einer solchen Reform und hätte nur anderes Impediment aufgeladen.

Cornelius dagegen, der in der Kunst selbst jedes Fächerwesen verwarf, sah zwar voraus, daß das bevorstehende Anwachsen der Kunsttätigkeit zu handwerksmäßiger Oberflächlichkeit führen müsse, wenn nicht den intellektuellen Kräften, der allgemeinen Bildung, eine Position im Unterricht an der Akademie zufiele: — die alte und stets neue Kalamität der Künstlerbildung. Daß man aber die gewünschte Wirkung von einem „Lehrer (nicht nur in der Kunstgeschichte, sondern) in der Mythologie, in der italienischen Poesie, und besonders des Dante" erwartete,[2]) war doch eine weltfremde und dabei in seltsamer Weise dem Fächerwesen rückverfallende Auffassung, und beweist nur, daß auch die feinsinnigste Mode, — und das ist ein Italien im Norden, — auf ein Umfrisieren des eben abgeschnittenen alten braven Zopfes hinauskommt.

Auf handwerkmäßiges Drauflosarbeiten deutet eine Karikatur Ludwigs hin, wo sich der von einem Taglöhner getragene, altmünchener Sägestuhl und die von einem Kunsteleven in die Natur „à travail!" mitgeschleppte Staffelei begegnen. Wilhelm stellt den Hund Ragner dar, der — angeregt durch das Radieren, Schaben und Wischen seiner Umgebung — gleichfalls durch Wischen mit der Pfote ein Pudelporträt fertig bringt. Man verspürt hier die gemütliche Nähe von Schwinds Sarkasmen.

Die Schönheit und der Adel der Cornelianischen Richtung beruhte auf den Empfindungen, die man dem antiken Gehalt der italienischen Blüte verdankte und die man mit gleichem zu erwidern versuchte, — ein Verhältnis, das sich in immer schwächeren Schwingungen ausleben mußte, wenn nicht die direkten Lebenstriebe der Jungen neue Kraft hineinergossen. Ihnen fehlte nun zwar eine aus-

[1]) Namen fehlen sonst. Ebenso verhält es sich mit einer langen Rolle, auf welcher L. Schwanthaler und W. Lindenschmit die Künstlerschaft der dreißiger Jahre dargestellt haben.

[2]) E. Förster, Cornelius I, S. 366.

gebildete und konsequente eigene Lehre, und damit der Ausweis und die Folie vor dem Publikum, aber sie waren gefühlsmäßig auf dem rechten Weg. Eine Zeitlang schien es, als müsse sich Klarheit über die Bedürfnisse der Kunst und ihrer Zukunft einstellen. Und Lindenschmit begriff wenigstens die Gefahren und die Zeichen der Lage. Allein der naive Realismus jener Tage, welcher den Verantwortungen eines hohen Stils geradezu entgegenwuchs, jedoch zu künstlerisch-schlicht empfand, um sich als grobe Manier, wie später, an den Laden zu legen, imponierte der Doktrin nicht und hätte sie zudem sonst aus dem Sattel gehoben. Sie aber war davon durchdrungen, in der autoritativen Nennung großer Namen, wie Rafael, Dante, einen magischen Schild zu besitzen, während eben hinter diesem schon allerlei prinzipienlose Neubildungen Stellung genommen hatten. Durch diese Verkettung waren nunmehr gerade die höchsten Hoffnungen und das Verdienst der Schule, ihr Streben nach Stil, dauernd bedroht.

Im „Zug ins bessere Land" kommen schon Bei- und Vorläufer dieser Entwicklung vor; dort reitet z. B. „der Bramine tief und innig" auf seinem Greifen mit. Später sollte diese exotische Tendenz auf einem Blatt als stilistisches, mystisches Tohuwabohu hingestellt werden. In einem Tempelhof à la mode Sarastro mit nonnenhaft vermummten Mannsleuten und undeutlichen Mysterien steht im Vordergrund ein Säulensockel. Darauf sind die Profile von Rafael—Dante zu einem riesigen Janusgesicht vereint und sollen dadurch das Faszinierende der Richtung, als Idol symbolisieren. Selbstverständlich sollte getroffen werden, was unter dem Namensschild dieser Heroen umlief und umging. — Auf einer späteren Idee, die zu den Illustrationen einer mit Bechstein unternommenen Wartburgfahrt gehört, feuert Luther sein Tintenfaß nicht gegen den gewöhnlichen Satan, sondern gegen den hellenischen geierfüßigen Zeus ab. — Einer seiner gelungensten Einfälle ist es, wo er einen Bildhauer mit weihevollen Gebärden an der Riesenmaske des Zeus von Otrikoli meißeln läßt, die als Ofenschirm dienen soll und für eine jener dorischen oder jonischen Denksäulen bestimmt ist, welche an der Stelle ehemaliger Kachelöfen sich wahrhaft klassisch ausnehmen.

Aber freilich, dieses Selbstbewußtsein hinderte auch Gutes. Wilhelm sieht das einigermaßen selbst ein, wo er in einem Rückblick seinem Bruder schreibt: „Es war zwar auch schwer uns zu rathen, wir hatten zu niemand Vertrauen. Konnten wir was dafür, daß das Meiste, was man uns lehren wollte, uns abgeschmackt, geistlos und langweilig vorkam. Wie konnten wir uns einem Schnorr, Zimmermann ꝛc., Langer ꝛc., anvertrauen, selbst was der gute Stieler, ja Cornelius oft zu uns sagten, kam uns lächerlich vor. Und nun das Erlernen der Kunst, da war die Masse der Kenntnisse, die wir uns vornahmen, so groß, daß wir nicht wußten, wo anfangen, und oft eins über das andere wieder vergaßen und oft die gewöhnlichsten Dummheiten, die jeder Esel kann, nicht inne hatten. Es geht aber am Ende doch und es sammelt sich so nach und nach der Fond von Hülfsmitteln harmonisch an. — Wir konnten ja noch nicht einmal eine Figur proportioniert zeichnen, und mußten vor lauter hochfliegenden Gedanken immer wieder erst nachschauen, wie viel Kopflängen ꝛc. — Du würdest die auch jetzt noch vorkommenden Disproportionen vermeiden, wenn du wie Kaulbach (und Peter Heß) alle drei Striche in den Spiegel fähest, ob alles in Ordnung ist. Drum ist dem seine Zeichnung so richtig, es geht alles natürlich zu. — — Laß uns vor allen Dingen unsern Himmel wieder bauen und unsere Welt und alles so machen wie's uns am besten freut."

So weit man nun von dem tiefliegenden Konflikt absehen kann, war Cornelius' Kritik erzieherisch. Es ist auch gewiß manches davon in Lindenschmits Grundsätze übergegangen, wie er sie in einem Briefe des Jahres 1835 zusammenstellt. Er gibt darin Anweisungen, wie man einen jüngeren Künstler durch Kritik und Aneiferung zu unterstützen habe und handelt dabei: I. Von der Kritik im allgemeinen, II. Von der Kritik im einzelnen, und hier über 1. die Wahl des Gegenstandes, 2. die Auffassung des Gegenstandes, 3. die Anordnung des Bildes, 4. das Studium des einzelnen: a) des menschlichen Körpers, b) der Gewänder, 5. den Kontur, 6. die Farben-

skizze, 7. die Malerei, welche in a) Studium der Malerei und b) Ausübung zerfällt. Zuletzt noch eine Methodik der Aneiferung. Aus dem umfänglichen Schriftstück ersieht man den denkenden und seine Erfahrungen ordnenden Künstler, was zwar in Wilhelms Anlage vorhanden, aber auch im Sinn der Schule war. Als erste und oberste Regel für einen guten Mitberater stellt er auf: „Wenn die Kritik bey einem entstehenden Bilde vorteilhaft wirken soll, so darf sie nicht das Z corrigiren, so lange nichts als das A vorhanden ist und vorhanden seyn soll, sie darf nicht Studium verlangen, solange es sich blos um Anordnung handelt, nicht Colorit, wenn es blos darauf ankömmt, den Ausdruck der Figuren zu regeln und festzustellen. Eine solche abspringende Kritik bey unvollendeten Sachen kann einen Künstler zur Verzweiflung bringen. Die Geduld dazu lernt man nur bey öffentlichen Arbeiten, wo man Jeden seinen Vers muß reden lassen, ohne darauf etwas zu geben.“ Bei der Auffassung des Gegenstandes empfiehlt er: „Darin ist ratsam, nicht zu früh zu zeichnen und skizziren, sondern die Sache reif auszubrüten im Kopf und psychologisch zu durchdenken. Man muß dabei von der Liebe zum Gegenstand beseelt seyn, die uns irgend einen dichterischen Gedanken einflößt — —, wenn sich derselbe auch nur in der Art der Darstellung ausspricht; ohne denselben aber bleibt die Auffassung leblos und werktäglich. — — Ächte Empfindung wählt sich eine beseelte Einfachheit zu ihrem ruhigen und doch von Leben durchwärmten Gewand. — Es ist sehr notwendig, daß ehe man zum Bleistift greift, man sich einen vollkommenen Begriff mache mit welchen Charakteren man zu thun hat, daß man sich gänzlich in die Lage der handelnden Personen oder Person hineindenkt, damit der Ausdruck und die Bewegung ihrer Glieder wahrhaft und ergreifend werde, und dieß ist die Begeisterung, die dem Maler das Werk vollenden hilft, und die einen Sonnenschein nicht blos in sein Gemüth während der Arbeit wirft, sondern auch wirklich ihre Feierlichkeit auf das Bild überträgt.“ — Was bei der Anordnung des Bildes über das Amt der Lichtwirkung gesagt wird, ist beachtenswert.

Forts. folgt.

Mitteilungen aus den oberbayerischen Ortsvereinen.

Mit 2 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen.

Wir machen die verehrlichen Herren Mandatare und Mitglieder unseres Vereins an dieser Stelle darauf aufmerksam, daß von nun an auch alle Mitteilungen und Berichte über neue vorgeschichtliche Funde in Oberbayern in der Altbayerischen Monatsschrift veröffentlicht werden sollen und stellen daher das ergebenste Ersuchen, uns von allen solchen Funden, Entdeckungen und Ermittlungen gefälligst Berichte und Notizen jederzeit unmittelbar zukommen zu lassen.

61. Aus dem Gebiete des Historischen Vereins in **Rosenheim** wird uns mitgeteilt, daß auf dem Kastenfeld bei Pfaffenhofen am Inn noch immer römische Ueberreste aus einer dort befindlichen Ansiedlung gefunden werden. Im abgelaufenen Jahre stieß man auf der Westseite des Felds auf Wegspuren, die mit großen Rollsteinen fundiert, stellenweise wie gepflastert waren. Neben diesen kamen in der Erde Tongefäßreste, Tierknochen, Eisenteile, eine Bronzenadel, massenhaft Terra sigillata, darunter

ein Scherben mit dem Stempel . . EVTIVS F., andere mit Reliefsiguren zum Vorschein. Auf der Nordseite förderte man unzweifelhafte Reste einer

Abb. 1. Riegel phot.

Töpferei mit zahlreichen Formstücken, mehrere mit Stempeln, eine Grube mit geknetetem Lehm, ein eisernes Werkzeug und einen Polierstein von Marmor zu Tage.

Eine neue Fundstelle römischer Ueberreste wurde bei Wernhardsberg angeschnitten, welche ebenfalls auf einen Töpferofen zu deuten scheinen. Eingehendere Untersuchung wird im Laufe dieses Jahres erfolgen.

62. Der Vorstand des Historischen Vereins für den **Chiemgau**, Herr Hauptmann a. D. Riegel, hat die Güte, uns eine Aufnahme eines hochinteressanten Votivbildes aus dem Kriegsjahre 1743 zur Verfügung zu stellen, welches in der Wallfahrtskirche Mari Eck bei Traunstein sich befindet.

Die Widmung des Bildes lautet:

„Franz Potschacher und Maria dessen Ehewürthin verloben sich und 8 Kinder bei disen gefehrliche Kriegszeiten und allenthalben einreissent schweren Krankhheiten, sambt . 2 . Knecht und . 5 . Mensch wie auch beeden würthsheußern Eisenärzt und Egg dann 2 schmmidte
= 1 = Zueheisl Sambentl: Arbeithern nebst allen an und zugehörigen Viich und aigenthumb zu Maria der überseeligisten jungfrau auf dem Egg, durch dero hilfreiche vorbitt von all disem üblen befreyt und ungeschädigter erhalte
zu werden: vor welche bishero erlangte gnadt sie dan dise Votivtasl alf das schuldigiste Lob u: Danckhopfer aufhenckhen, abstatten, und verehren. 1743".

63. Unser unermüdlicher Mandatar in **Mühldorf**, Herr Oberlandesgerichtsrat K. A. Finsterwald daselbst erfreut uns neuerlich mit der Mitteilung, daß in Klugham, Gem. Floßing, im abgelaufenen Jahre im Grasgarten des Hauses Nr. 54 beim Umpflügen zu einem Hausgarten eine Großbronzemünze von Trajan gefunden wurde, welche auf die Unterwerfung Daciens 105 n. Chr. geprägt wurde. Die leider blank geputzte Münze befindet sich im städtischen Museum von Mühldorf. In dem nämlichen Garten wurde auch ein großer gotischer Schlüssel von Eisen gefunden, der ebenfalls in das genannte Museum kam.

64. Aus dem Bereich des Bezirksamts **Wasserburg** kommt die Mitteilung, daß im Februar l. J. hinter einem Anwesen in Isen in einem ansteigenden Gelände ein künstlicher unterirdischer Gang entdeckt vurde. Man konnte diesen auf etwa 9 m verfolgen und fand noch einen Rund- und Seitengang angeschlossen. Die Höhe des Gangs beträgt 1,40 m, die Breite 0,80 m. In der Bearbeitung und Anlage gleicht er vollkommen den bereits bekannten derartigen Anlagen in Oberbayern. An Funden sollen nur Tierknochen sich ergeben haben.

Abb. 2. Erhard phot.

65. Aus dem Bereich des Historischen Vereins von **Weilheim** hat Herr Major a. D. Wiedenmann die gütige Mitteilung anher gelangen lassen, daß im Steinbruch unterhalb St. Anton in Partenkirchen wieder eine römische Münze in gegen 70 cm Tiefe gefunden wurde. Die schlecht erhaltene Münze ist eine Kleinbronze eines späten Kaisers, etwa aus der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr., an der nur der Kopf mit Zackenkrone erkennbar, alles andere aber unkenntlich ist. Es wäre wünschenswert, wenn der lokal wichtige Fund in einer öffentlichen Sammlung erhalten bliebe.

66. Nach gefälliger Mitteilung unseres sehr geehrten Mitgliedes Herrn Oberpostassessors Wild stieß man im Februar lfd. Js. gelegentlich der Isarregulierung bei dem Elektrizitätswerk oberhalb Höllriegelskreut auf massives Mauerwerk unter 2 m hohem Isarkies und vermutete darin Reste eines Jochfundaments der einstigen römischen Brücke über die Isar. In dem betonartigen, herausgesprengten Gestein sind ganze, sehr hartgebrannte Ziegel eingemengt, deren Format jedoch nicht auf römische Herkunft schließen läßt. Der Fundplatz befindet sich etwa 1 km isarabwärts von der Umwallung oberhalb Grünwald. Weitere Untersuchung wurde durch Eintritt des Hochwasserstandes vorerst unmöglich.

67. Durch gütige Ueberlassung einer photographischen Aufnahme setzte unser verehrtes Mitglied Herr Dr. med. J. Erhard uns in die Lage, eine Abbildung der hochinteressanten Wallfahrtskapelle im Stauhartinger Forst, Bezirksamt München, zu bringen. Dieses stimmungsvolle, auf einer Waldlichtung mitten in dem großen Forst alleinstehende Kirchlein von höchst interessanter Anlage ist gegen Ende des 17. Jahrhunderts erbaut und gehörte zu dem Hofe, der 1856 vom Staat angekauft, aufgelassen und dessen Areal aufgeforstet wurde. Die Patronin der Kapelle ist die heilige Anna; den Hauptaltar ziert ein hervorragend schönes Holzrelief, St. Anna Selbdritt, das nach den „Kunstdenkmalen" I. S. 904 aus dem Jahre 1520 stammt und aus einer Kirche der Umgebung hieher transferiert wurde. In der Kapelle sind einige interessante ältere Votivbilder, auch Wachs- und sonstige Votivgaben. Nur am Tage der Heiligen Anna und Vitus und in der Bittwoche wird es in dieser Einsamkeit lebendig von Wallfahrern, die sich nach dem Gottesdienst an improvisierten Schenken fröhlich unterhalten und in der dann entstehenden Budenstadt ihre Einkäufe machen; die übrige Zeit des Jahres herrscht tiefer Friede über der stimmungsvollen Waldstätte.

(Fortsetzung folgt.)

Hanns Treubeckh, gestorben 1468 im Alter von 115 Jahren.

Chronik des Historischen Vereins von Oberbayern.

Der k. Regierungspräsident Herr Anton Ritter **von Halder** hatte die Güte dem Vereine als Mitglied beizutreten.

* * *

Die Herren: Oskar Freiherr **Ebner von Eschenbach**, kgl. Bezirksamtmann; **August Adam**, kgl. Bezirksamtmann; Karl Graf **zu Leiningen-Westerburg**, kgl. Bezirksamtmann und **Kaspar Brunhuber**, kgl. Reallehrer, haben sich gütigst bereit erklärt die Mandatarschaften in Garmisch, Landsberg, Schongau und Wasserburg zu übernehmen.

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Heldwein—München (Liebigstraße 1/2.)
Kgl. Hof Buchdruckerei Kastner & Callwey.

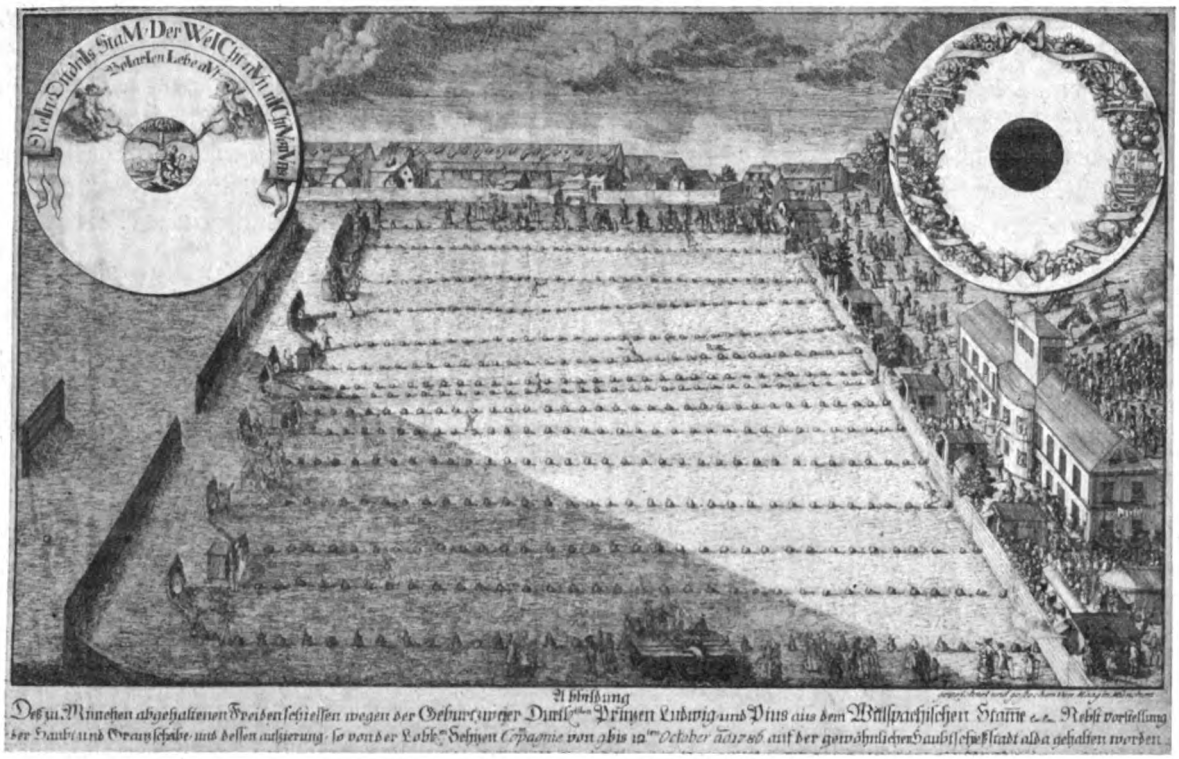


Abbildung
Des zu München abgehaltenen Freudenschiessen wegen der Geburtsfeyer Durchl.ten Prinzen Ludwig und Pius aus dem Wittelsbachischen Stamme &c. &c. Nebst vorstellung der Laub- und Grauschabe und dessen aufsierung so von der Löbl.en Bohnen Compagnie von 1810 bis 12.ten October 1781 auf der gewöhnlichen Laubischen Stadt alda gehalten worden.

Verunglimpfungen des baierischen Volksstammes in früherer Zeit.

Von Ludwig Steinberger in München.

Unser baierischer Volksstamm hat sich ehedem gar oft von seiten anderer deutscher Stämme oder auch politischer Gegner eine ganz bestimmte Art von Verunglimpfung gefallen lassen müssen, welche darauf hinauslief, seine Angehörigen mit gewissen Tieren auf eine Stufe zu stellen. Der Ursprung dieses gehässigen Vergleiches dürfte so ziemlich im Dunkeln liegen; hier genüge es an einer Reihe konkreter Beispiele zu zeigen, wie weit die darin zum Ausdruck gelangende Geringschätzung des baierischen Volkes und Volkstums verbreitet war und wie lange sie sich erhalten hat.

Hans Sachs erzählt uns in seinem Schwank „Die Ysser Bruck zu Landshut" (gedichtet am 20. Juli 1562)[1]) wie ein baierischer Bauer auf dem Wege nach der genannten Stadt von einem fahrenden Gesellen, bei dem er sich über die dortigen Verhältnisse erkundigt, so lange zum Besten gehalten wird, bis ihm die Geduld ausgeht und es zu einem Streit zwischen beiden kommt. Unter den Liebenswürdigkeiten, die sie einander bei dieser Gelegenheit sagen, spielt auch die angedeutete Parallele ihre Rolle.

Der Bawer sprach: „Schůt dich der ryt!
Du gehst nur vmb mit Phantasey,
Mit ödem vnd venützem gspey.
Hast mich schier ein stund auffgehalten."
Er[2]) sprach: „Dein muß der Teuffel walten!
Warumb fehrst du dein weg dann nit?
Du Bengel, schůtt dich der jarrit!
Du bist einer der groben Knolln."
Der Bawer fieng auch an zu grolln
Und schalt den Freyhart mit trowortn,

[1]) Hans Sachs, sämtliche Fabeln und Schwänke, herausgegeben von Edmund Goetze II (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, No. 126–134) p. 300 ff. Ysser = Isar.

[2]) Der „Freyhart", d. i. der fahrende Geselle.

Der ja noch mehr faßt von den ortn;
Wann er hett der ſpötterey kunſt
Hießn ein Sewbayrn vnd Rubendunſt,
Daß der Bawer gar vnwirs ſchwur
Vnd von dem Pferd abſteigen wur
Vnd zucket vom Wagen ſein Hawen,
Fieng an, den Freyhart mit zu krawen
Vnd jhm etlich bewderling gab.
Der ſchied von jhm mit wiſſen ab,
Trug alſo ſeins geſpöttes lohn
Mit wohlgeblewter Haut daruon.[1])

In die Zeit zwiſchen 1598 und 1619 dürften zwei in einer Wiener Handſchrift überlieferte Epigramme[2]) fallen[3]), welche ſich in gewiſſem Sinne mit den noch heutzutage im baieriſchen und tiroliſchen Gebirge üblichen Trutzliedern vergleichen laſſen, indem ſie eine Art Wortgefecht zwiſchen einem Vertreter des ſchwäbiſchen und einem Angehörigen des baieriſchen Stammes darſtellen. Nach Ausweis ihrer Uberſchrift beziehen ſie ſich auf den bekannten Konvertiten Gaſpar Scioppius (Schoppe); worum es ſich in denſelben handelt, konnte ich nicht ermitteln, und es tut dies auch, wie ich glaube, hier nichts zur Sache. Einen neuen, eigentlich über den Rahmen unſerer Betrachtung hinausweiſenden Geſichtspunkt bieten ſie inſoferne, als ſie jenen Gegenſatz zwiſchen den genannten beiden Volksſtämmen beleuchten, der auch in der bildenden Kunſt einen Niederſchlag zurückgelaſſen hat.[4]) Ihr Wortlaut iſt folgender:

De Casparo Scioppio Comite de Tempe.
In Ostentatorem Bavarum D[ominus] Wacker.[5])

Porci cum soleant Bavari grunnire, cur ergo
Semper te Boium mensa boare videt?
Desine, Porce, precor, suevas maledicere ranas,[6])
Terretur parvâ saepe leaena ferâ.

Bavarus ad Ranam Suevicam.

Suevae cum soleant ranae coaxare, cur ergo
Omni est in mensâ garrula lingua tua?
Incipe, rana, precor, nos formidare leones,
Contrivit timidam saepe leaena feram.

[1]) Worterklärung (nach Schmeller-Frommann, Bayeriſches Wörterbuch): ſchütten = ſchütteln; ryt, ritt = Fieber; gſpey = Spitzfindigkeit, Geſpötte; jarrit = jähes Fieber, nach Grimm das ein Jahr lang dauernde Fieber; fatzen = durch ſcherz- und poſſenhafte Reden oder Handlungen zum Beſten haben oder ärgern ort = Ende, alſo: an den ortn = am Ende; ſchwören = ſchelten, fluchen; abſteigen wur = Umſchreibung für: abſtieg; zucken = ſchnell ziehen, reißen; bewderling = unblutiger Streich, Schlag, Stoß.

[2]) Wien, Hofbibliothek cod. mscr. 14838 fol. 34a.

[3]) Im Jahre 1598 lernte Gaſpar Scioppius, auf den ſich die Epigramme beziehen (ſ. die im Text weiter unten gegebene Überſchrift derſelben; über Scioppius vgl. R. Hoche in der allgemeinen deutſchen Biographie XXXIII p. 479 ff.) in Prag den aus Konſtanz in Schwaben gebürtigen kaiſerlichen Rat Joh. Matthäus Wacker von Wackenfels (vgl. über dieſen: Grünhagen in der allg. deutſchen Biogr. XL p. 448 f.) kennen, dem das erſte der beiden Epigramme in den Mund gelegt iſt; Wacker ſtarb am 7. Sept. 1619 in Wien.

[4]) Auf Hans Holbeins des Älteren Sebaſtiansaltar in der älteren Pinakothek zu München iſt der die Armbruſt ſpannende Henkersknecht in die baieriſchen Farben gekleidet.

[5]) S. oben Anm. 3.

[6]) Zu dieſer Bezeichnung vgl. Hans Sachs „Die neun Schwaben" in Hans Sachs' Sämtlichen Fabeln und Schwänken, herausgegeben von Edmund Goetze und Carl Dreſcher III (Neudrucke deutſcher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts No. 164—169) p, 412 ff.: Nachdem die neun Schwaben vor einem Haſen davongelaufen, kommen ſie an einen See —

In grünem kle
Ein Frôſch verporgen ſaſe
Der mit der quaterten ſtim ſchreyen waſe:
„Wat, wat! wat, wat! wat, wat! wat, wat!"
Ein Schwab von dem geſtat
Hinein in den ſe ſprang
Vnd det ein vntergang
Zw grünt ins waſſer ſtiefe.
Sein ſchaubhůet auf dem waſſer ſchwam
Hin von des ſees tham.
Als die acht ſahen in
Meintens, es wůet da hin
Jr lancz man vor in allen.
Der Frôſch ſchray wieder: „Wat, wat, wat!"
Die Schwaben ſprachen: „Gat!
Hort, hôrt! vnſer lanczman
Der ſchreit vns alle an,
Wir ſollen nit lang kallen,
Sunder vile
Springen in ſe."
Noch dem in we
Sie es gewaget haben.
Alſo erdrenckt der froſch die neun ſchwaben,
Die vor im walt der ſchlaffent has
Schrecken vnd jagen was. —
Des ſint die Schwaben heint
Haſſen vnd frôſchen feint.
Das las ich iczund fallen.

Worterklärung: quaterten = quaternden von quatern, welches wohl = quaken; ſchreyen waſe = ſchrie; det ein vntergang = ging unter; ſchaubhůet = Strohhut; tham = Damm; wůet praet conj. von waten (wir ſagen: meinten ſie, es wate dahin); ſchray = ſchrie; gat = geht; kallen = bellen, verächtlich: ſprechen; vile = in Menge; we = Weh; vor = vorher; ſchrecken und jagen was = ſchreckte und jagte; heint = heute.

Im Jahre 1611 ist bekanntlich zwischen dem Herzog Maximilian I. von Baiern und dem Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich von Raittenau ein Krieg[1]) ausgebrochen, der die baierischen Truppen zunächst vor die erzbischöfliche Feste Tittmoning an der Salzach führte (22. Oktober). Über die Bestürmung und Übergabe derselben haben wir einen Bericht[2]) aus der Feder eines salzburgisch gesinnten Chronisten, welcher sich gar nicht genug tun kann, die Baiern in die nämliche ehrenrührige Parallele zu stellen, die wir bereits an zwei Beispielen kennen gelernt haben. „Es ist", heißt es da, „khain schuß nit lährr gangen, es seindt zwen oder drey payrn gfallen. So dickh sein die pairsäckhel innainander gestandten, das man ieren gar nit fällen hat khönndten. ... Also ist es vil hundter sawpairn ergangen, das sie haben schlechen gessen, das innen dye khöpff seindt schwindlich wordten, das sie daruon seindt endtschlaffen; so hat auch offt maincher sein khopff hinder im verzett. Wiewol sie auch als dickh haben hinaf geschoßen, dennoch hat es innen nit vill geschadt. So haben sie auch mit grossen stuckhen auf das schloss geschossen, aber schiessen habens noch nicht recht gelernht, vnnd haben veber schloss hinauß vnnd wider in ir äugens leger geschossen, da steügen inen erst die perster auf, das sie von ieren aügen volckh so vbel dractiert werdten. Da ist ein walischer graff beym Herzog Max, der maindt er sey han im khorb, vnnd hat sich mer auf sein zauberische khunst verlassen als auf Gott vnnd rendt vorn schloßß af vnnd hinder wie ein lew vnnd zaügt mit der faust zum halß, vnnd spott ob ierer khröpff, das müegen die Pinzger nit erdulten vnnd versuechen, ob sie dem vbermuedigen sawpairn seine wäxen vnnd rauhen sauperster vertreiben khönnen vnnd schiessen ettlich pleyene kherskheren auf im, ob er ein wenig pendig wur, von dennen ist er nit ersettigt worden, darnach hat ein iunger pürgiager e gedacht die pairsau essen geren äuchel, vnnd nimt zwen oder drey sülbrene khnöpff auß sein wamas vnnd schickht ims im rorh herab, das im der khopff von leib springt; da ist er darmit zufriden wordten vnnd ist sein still glegen." [3])

Als Maximilian neun Jahre später (im Herbst 1620) als Bundesgenosse seines kaiserlichen Vetters Ferdinand II. in Böhmen einrückte, um im Verein mit dessen Truppen den von den Böhmen zum König erhobenen Friedrich V. von der Pfalz aus dem Lande zu vertreiben, kam es vor Rakonic, wo die feindlichen Heere in Erwartung einer Proviantzufuhr eine Weile einander gegenüberliegen mußten, zwischen denselben zu einer ganz eigentümlichen Art von Kampf. „Man vertrieb sich auf kaiserlicher Seite die unfreiwillige Muße damit, daß man dem Feind höhnende Beschimpfungen zurief, und Worte wie Ketzer, Rebellen, Bauern, Komödianten tönten den ganzen Tag zu ihm hinüber. Das böhmische Heer blieb seinerseits die Antwort nicht schuldig und betitelte die Kaiserlichen als Papisten, Räuber, Mordbrenner und gab den Baiern noch eine besondere Bezeichnung, indem sie es Schweine nannte, ein Name, welcher damals auf die Baiern häufig angewendet wurde. Das homerische Gelächter, mit denen man von beiden Seiten auf die Beschimpfungen antwortete, zeigte, daß man an dieser Unterhaltung Geschmack fand. In diesen Tagen geschah es, daß der Herzog von Baiern von einem Witzbold, den er um seine Ansicht über den Ausgang des Krieges befragte, die Antwort erhielt, es werde wohl so wie bei dem Kartenspiel gehen, wo die Sau (so hieß das Aß zu jener

[1]) S. darüber Mayr-Deisinger, Wolf Dietrich von Raittenau [München 1886] p. 151 ff. Riezler Geschichte Baierns V p. 89 ff.

[2]) München, Staatsbibliothek Cod. germ. 1694 fol. 123b—125b (soll heißen 223b—225b), mit Ausnahme des Anfangs und mit Vereinfachung der Orthographie abgedruckt bei Mayr-Deisinger p. 194 ff. In der obigen Wiedergabe einiger Stellen dieses Berichtes ist — abgesehen von den Anfangsbuchstaben der Wörter und den Unterscheidungszeichen — die ursprüngliche Schreibart beibehalten.

[3]) Worterklärung (nach Schmeller-Frommann): schlechen = Schlehen, ironisch für Flinten- oder Stückkugeln; verzetten = zerstreut fallen lassen, hier etwa = verlieren (zur Sache vergl. das, was weiter unten von dem Schicksal des wälschen Grafen erzählt wird); als = so; dick = oft; perster = Borsten; ob ierer khröpff: ierer bezieht sich auf die „Pinzger", d. h. Pinzgauer, die Verteidiger des Schlosses; wäx, wächs = scharf; kherskheren = Kirschkern; pendig, bändig = was sich am Bande leiten läßt, also etwa = zahm, Gegensatz: unbändig); wur = würde; pürg, birg = Gebirg; e = vorher.

Zeit) den König sticht. Der Gefragte deutete auf diese derbe Weise an, daß die Baiern wohl über Friedrich den Sieg davontragen würden.“ [1])

In gleicher Weise heißt es in einem Volkslied auf die Schlacht bei Tuttlingen (24. Nov. 1643) [2]) von dem französischen General Josias Grafen von Ranzau, dem vorher die prahlerischen Worte in den Mund gelegt werden, er wolle seine Hände im „bayrischen saubluetb“ netzen:

die sau, die ist sein maister worn
vnd hat den khönig gstochen.

Das harte Urteil, welches Friedrich der Große in seiner Histoire de mon temps über den baierischen Volksstamm fällen zu müssen glaubte, mag hier im Vorbeigehen deswegen Erwähnung finden, weil man es hin und wieder in einer von seiner wirklichen allgemeinen Fassung abweichenden Form zitieren hört, welche das nämliche spezielle Schmähwort enthält, das uns in allen bisher besprochenen Fällen begegnet. In der ersten Redaktion des genannten Werkes vom Jahre 1746, von der sich die zweite aus dem Jahre 1775 an der betreffenden Stelle [3]) nur im Ausdruck, nicht aber im Inhalt unterscheidet, lautet es folgendermaßen: La Bavière est de toute l'Allemagne le pays le plus fertile et où il y ait le moins d'esprit: c'est le paradis terrestree, il n'est habité que par des bêtes. [4]) „Friedrich kannte Baiern eben so wenig,“ bemerkt dazu Lorenz Westenrieder in dem im Jahre 1800 erschienenen sechsten Bande seiner „Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik usw.“, [5]) „als es diejenigen nicht (sic) kennen, welche es noch diese Stunde für ein Land, worinen Unwissenheit und Aberglauben zu Hause sind, ansehen.“

Die Gepflogenheit, unser Volk durch derartige Vergleiche herabzusetzen, reicht bis ins 19. Jahrhundert hinein. Als nach dem Sturze Napoleons I. die Meraner das Ende der baierischen und den Wiederbeginn der österreichischen Herrschaft in Tirol festlich begingen, stellten sie zahlreiche transparente Abbildungen von „Facken“ auf, welche von Gebirgsschützen und anderm bewaffneten Volk aus dem Lande getrieben wurden; [6]) wer mit diesen „Facken“ gemeint war, das geht zur Genüge aus dem Anlaß besagter Feier hervor.

Hier läßt sich übrigens die Sache noch am ehesten begreifen, wenn man die hochgradige Erregung bedenkt, welche die baierische Regierung durch ihr vielfach rücksichtsloses und gewalttätiges Vorgehen und die baierischen Truppen durch ihre Ausschreitungen während des Jahres 1809 in weiten Kreisen des tirolischen Volkes hervorgerufen hatten.

---

[1]) Gindely, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, große Ausgabe III p. 325 f. Vgl. die kleine Ausgabe (in „Das Wissen der Gegenwart“ Bde. I, III, V) I p. 213.

[2]) Mitgeteilt von E. K. Blümml in dem fünften Jahrgang der „Altbayerischen Monatsschrift“ p 122 ff.

[3]) Oeuvres de Frédéric le Grand, herausgegeben von J. D. E. Preuß II p. 27.

[4]) Histoire de mon temps (Redaktion von 1746) herausgegeben von M. Posner in den Publikationen aus den K. preuß. Staatsarchiven IV 2 p. 185.

[5]) Beyträge VI p. 267.

[6]) Steub, Drei Sommer in Tirol. 4. Aufl. II p. 243 f.

Unbekanntes Wappen.

Von de Lorme, Carlshafen a. d. Weſer.

Im Stadtarchiv zu München[1]) fand ich folgendes Siegel des Münchener Ratsherrn Maximilian Ignaz Ridler zu Johanneskirchen:

Zwei gegeneinander geneigte, mit einer fünfblättrigen Laubkrone bedeckte Schilde, links der bekannte Ridleriſche Wappenſchild. Der rechte Schild zeigt eine eingebogene Spitze mit zwei gekreuzten Pfeilen, begleitet von zwei Roſen oder dergleichen.

Abdruck in ſchwarzem Lack. Datum und Unterſchrift: München den 26. April 1732. M. J. Riedler.

Max Ignaz von Ridler bedient ſich dieſes Wappens bei ſeiner unter dem obigen Datum an den Münchner Rat gerichteten Einladung zu ſeiner Hochzeitsfeier mit Fräulein Maria Franziska von Schönhueb.

Da die hier in Betracht zu ziehende Genealogie der Ridler weniger bekannt iſt, laſſe ich ſie folgen.

Max Ignaz wurde vermutlich am 3. Oktober 1678 zu München[2]) als Sohn des Bürgermeiſters Johann Ignaz von Ridler zu Johanneskirchen und ſeiner angeblich aus ſalzburgiſchem Geſchlecht ſtammenden Gemahlin (1674) Anna Maria von Pleting[3]) geboren. Er ſtudierte in Parma die Rechte, wurde 1699 Ratsherr zu München und verheiratete ſich um dieſe Zeit mit Fräulein Maria Roſalia Sybilla Sophia Suſanna Katharina de Lorme, einer Tochter des kurbayeriſchen Oberſtwachtmeiſters Johann de Lorme. Aus dieſer Ehe ſtammten nach dem von Vacchiery erwähnten Ridleriſchen Familienbuch fünfzehn Kinder, von denen neun in den Jahren 1700 bis 1715 zu München[4]) getauft wurden. Maria Roſalia von Ridler, geborne de Lorme, ſtarb plötzlich am 31. Dezember 1731 und wurde auf dem Gottesacker zu St. Salvator (U. L. Frau) im Ridleriſchen Erbbegräbnis beerdigt. Ebenda ruhen Max Ignaz Ridler und ſeine zweite Gemahlin Maria Franziska, geborne von Schönhueb, die beide kurz nach einander im Jahre 1748 ſtarben.[5])

Die zweite Ehe Ridlers war am 27. April 1732 geſchloſſen worden.

Es gelang mir bis jetzt nicht, das oben beſchriebene und abgebildete Wappen feſtzuſtellen. Zweifellos ſtellt das Siegel ein Ehewappen vor, vielleicht das des Johann Ignaz von Ridler und der Anna Maria von Pleting (?) (Platin?), deren Familie mir nicht bekannt iſt.

---

[1]) Stadtarchiv, Ehrungen 1677–1755.

[2]) Pfarrarchiv zu St. Peter in München: Geburtsmatrikel. — Vacchiery nennt als Geburtstag den 3. Auguſt, ohne Jahresangabe.

[3]) K. von Vacchiery, Geſchichte der Familie von Ridler, Cod. bav. 1992 I. ſchreibt „von Pleting“ und „von Platin.“

[4]) Pfarrarchiv zu St. Peter in München: Geburtsmatrikel.

[5]) Grabſteine Ridlers und ſeiner beiden Frauen ſcheinen nicht bekannt zu ſein. Vgl. Mayr, Geſchichte der Stadtpfarrei zu U. L. Frau in München.

Der Handwerksgeſelle.

Ein Beitrag zur Zunftgeſchichte, von Theodor Rißle.

Unter den handſchriftlichen Akten des verſt. Oberſtleutnant von Kern, nunmehr im Beſitz des hiſtor. Vereins, befinden ſich intereſſante Notizen über Sitten und Gebräuche aus der Zunftzeit. Dieſe Aufſchreibungen ſind meiner kleinen Arbeit zu Grunde gelegt. Sie ſcheinen aus der Feder eines Handwerkers zu kommen, der ſelbſt noch die letzten Jahrzehnte des Zunftverfalles mitgemacht und in den vierziger Jahren ſeine Aufſchreibungen zu Papier brachte. Wir werden in eine Zeit verſetzt, wie ſie Meiſter Schwind uns im Bilde feſtgehalten, in eine Zeit, da die ſchwerfälligen Poſtkutſchen noch auf den ſtaubigen Landſtraßen rollten; und hinter ihnen marſchierten die Handwerksgeſellen in die weite Welt. Froh und hoffnungsvoll zogen ſie in die Zukunft, und aus ihren Kehlen klang es und ſang es:

„Hab ich kein Kreuzer Geld in meiner Taſche,
Hab ich nur gluck, gluck, gluck in meiner Flaſche,
In der Luſt, Luſt leb' ich, in der Luſt, Luſt ſchweb ich
Und wer in der Luſt, Luſt lebt, das iſt mein Bruder."

Damals waren die jungen Handwerker noch ſtolz auf ihren „Geſellen"-Titel, und jeder rechnete ſichs zur Ehre an, einem tüchtigen Handwerksſtande anzugehören. Schon die Aufnahme eines Lehrlings war mit verſchiedenen Förmlichkeiten verbunden. An manchen Orten beſtanden die Zünfte darauf, daß nur Burſchen „ehrbarer", ehelicher Geburt aufgenommen wurden, 1 Taler Aufnahmsgebühr und 8 Pfund Wachs mußten der betreffenden Zunft in die Lade geſpendet werden uſw. Die Lehrzeit war bei den einzelnen Gewerben verſchieden, faſt nie aber unter 3 Jahren. Während dieſer Zeit hatte ſich der Lehrling nicht nur die Kunſtgriffe ſeines Handwerkes anzueignen, ſondern er wurde auch in die Sitten und Gebräuche ſeiner Zunft allmählich eingeführt.

Da war insbeſondere der Zunftgruß zu merken, der bei einzelnen Zünften oft lang und mit verſchiedenen Zeremonien verbunden war.

„Gott grüß die Kunſt!" — „„Danke ſchön"" als Antwort,

„Gott grüß die Kunſt bei Meiſter und Geſellen."

„Alles mit Gunſt, grüßen wir die Kunſt bei Meiſter und Geſellen."

Die Schäffler mußten, wenn ſie auf der Wanderſchaft bei einem Meiſter vorſprachen, nach Herſagen des Zunftgrußes dreimal mit dem Stocke an eine Tonne, Schaff, oder was eben in der Werkſtatt ſtand, anſchlagen und hiebei ein dumpfes Brummen anheben.

Die Mitteilung des Grußes war übrigens verboten — der Gruß bildete ein Zunftgeheimnis.

In größeren Städten beſaßen die meiſten Zünfte ihr eigenes Heim, das „Amtshaus". Hier hielten nicht nur die Meiſter ihre vierteljährlichen Verſammlungen ab, auch die Geſellenherberge befand ſich darin. Der Wirtſchaftsbetrieb war gewöhnlich verpachtet, ſehr oft an einen Zunftgenoſſen.

Einen wichtigen Punkt ſeiner Lebenswende bildete nun für den Lehrling die Frei-

sprechung. Wohl klopfenden Herzens mochte er da seinen Meister in das Amtshaus begleiten. Hier angekommen, begab sich der Meister in die Versammlungsstube, die Lehrlinge in eine Nebenstube, bis sie vom Jungmeister, d. h. dem jüngsten Meister der Reihe nach vorgerufen wurden. Nun klopfte der Aeltermann vor offener Lade dreimal mit seinem Stabe auf den Tisch und sprach zum Lehrling:

„Alles mit Gunst und ein Gruß die Kunst! Nachdem unser Mitmeister und Amtsbruder N. N. den Antrag stellte, dich von der Lehre freizusprechen, und zum Gesellen werden zu lassen, du dich auch brav und ordentlich während der Lehrzeit aufgeführt hast, ist gegen diesen Antrag nichts einzuwenden und geschieht hiemit, wenn die vorgeschriebenen Gebühren bezahlt werden."

Hierauf hatte der Bursche die übliche Taxe zu berappen, meist 4 Taler oder mehr, dann sprach der Altmeister weiter:

„Von dieser Stunde an sind Sie von uns als Geselle anerkannt. Betragen Sie sich in diesem Stande brav und ehrlich, machen Sie dem Amte, sowie dem ganzen Stande keine Schande und Sie werden überall geschätzt werden. Halten Sie fortan zu Ihren Brüdern (= Gesellen), geben Sie sich nicht mit Lehrlingen ab, denn es ist heute eine Scheidewand dazwischen gezogen worden. Wollen Sie mir das versprechen, so geben Sie mir die rechte Hand und sagen ein lautes, kräftiges Ja!"

Jetzt wurde der neue Geselle zum Sitzen eingeladen, ihm der Lehrbrief, (die „Kundschaft" genannt) überreicht und vom Jungmeister ein Glas Wein mit Backwerk präsentiert. Von der Meisterlade war nun der neugebackene Geselle entlassen, jetzt aber mußte er sich die Anerkennung vor der Gesellenlade holen, und das ging wieder nicht ohne Geld ab. Dem Neueintretenden hielt nämlich der Altgeselle ein Sündenregister vor, was er sich als Lehrling hatte zu schulden kommen lassen: Da hatte er so und so oft Gesellen nicht gegrüßt, war mit brennender Pfeife oder Zigarre ertappt worden, oder man hatte ihn gar mit Mädchen auf dem Tanzboden bemerkt. Und für alle diese Vergehen mußte nun in klingender Münze Buße geleistet werden. Meist waren an solchen Tagen mehr Lehrlinge freizusprechen, und die bezahlten Strafgelder wurden dann gemeinsam zu einem Festmahl und Trunk verwendet.

Waren die Gelder bezahlt, so wurde dem jungen Gesellen durch den Altgesellen der „Willkommst-Trunk" kredenzt, jedem Bruder mußte er zutrinken und jeder schüttelte ihm dann kräftig die Hand. Nun trat auch die Herbergsschwester heran, meist eine Tochter oder Bäschen der Wirtsleute, überreichte dem Neuling eine tönerne, mit roten Quasten verzierte Pfeife, zum Zeichen, daß er nun rauchen dürfe, und gab ihm einen Kuß als Symbol, daß er sich nunmehr auch dem schönen Geschlechte ehrbar nahen könne. Lust und Lachen und froher Sang würzten hierauf das Gelage.

Was die Gesellen sangen? Viel ist es nicht, das auf unsere Tage gekommen: wohl die alten, immer schönen Volkslieder, wohl auch Weisen, die sie den Studenten abgelauscht, und Wanderlieder, wie hier ein paar vorliegen:

1.

Ein lustig Leben führen wir,
Ein Leben voller Freude
Das Wandern ist unser Hauptplaisier,
Mit Sang und Klang marschieren wir ins Weite.
Heut kommen wir beim Bauern ein
Da gibts gut Bier und Branntewein
Und morgen in das Städtchen,
Da finden wir hübsche Mädchen.
Pfeift auch der Wind durchs Aermelloch
Und wenn die Hosen krachen
Und hat der Stiefel auch ein Loch,
Wir freun uns doch und lachen.
Und kommt das Frühjahr in die Welt
Und leuchtet hell die Sonne
Dann blüht das Blümlein auf dem Feld
Allüberall herrscht Wonne.
Dann wird das Wandern eingestellt,
Die Axt zur Hand genommen,
Ade, du liebe schöne Welt,
Da hilft kein Sagen noch brummen.
Von morgens früh bis abends spät
Wird dann der Arm geschwungen,
Wir freuen uns, wenns untergeht
Dann wird geplaudert und frisch und frei gesungen.
Kommt der Sonntag dann heran
So muß der Meister blechen,
Dann klopfen wir fein zünftig an
Nach Handwerksbrauch und zechen.
Und kommt der Winter in die Welt
So muß die Arbeit feiern,
Dann wandern wir durch Flur und Feld
Wo mancher wird durch uns geprellt.

II.

Auf ihr Brüder, fortmarschiert, laßt uns weiter gehen,
Wo das Glück uns weiter führt werden wir schon sehen.
Auf, laßt uns nach Braunschweig gehn, und von da Hannover sehn,
Und von da nach Hamburg fortmarschieren!

Hamburg ist ein schöner Ort, bleibet stets erhoben,
Denn man hört es fort und fort von Gesellen loben,
Hat man da kein gut Glas Bier, trinkt man ein Glas Wein dafür
Daß die matten Glieder sich erquicken.

Schaffet euch in Hamburg an einen guten Magen.
So ihr dieses habt getan, fahrt nach Kopenhagen,
Sind wir alle so gesinnt, und wir haben guten Wind
Werden wir gesund und frisch anlanden.

III.

Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß
Weil, weil, weil und weil ich aus Nürnberg muß.
Ich schlag mir Nürnberg aus dem Sinn
Und wende mich nach Augsburg hin,
Ich muß mein Glück probieren, marschieren.

Er, er, er und er, Herr Meister leb er wohl
Hab ich meine Arbeit nicht gut gemacht
So suche einen Andern, ders besser macht
Ich muß mein Glück probieren, marschieren.

Sie, sie, sie und sie Frau Meisterin, leben sie wohl
Ich sage es grad ins Gesicht
Ihr Essen und Trinken gefällt mir nicht
Ich will mein Glück probieren, marschieren.

Sie, sie, sie und sie, Fräulein Tochter leben sie wohl
Hätten sie Bett und Stube besser gemacht
So hätte ich nicht ans Reisen gedacht
Ich muß mein Glück probieren, marschieren.

Wandern! das war es, was nun das junge Herz erregte. Nicht länger mochte der neue Geselle am alten Orte verbleiben. Er wäre ja auch ausgelacht worden! Und so kündete er denn seinem Meister und ward von dieser Stunde „fremd". Die Reisevorbereitungen machten nicht allzuviel Sorgen. Der Hut wurde mit schwarzem Wachstuch überzogen, die Mädchen nanntens den Trauerflor — ein kräftiger Knotenstock durfte nicht fehlen. Mutter schnürte wohl unter heißen Tränen das Felleisen, Vater gab gute Lehren, Empfehlungsbriefe und einige blanke Taler mit, und dann:

„Was klinget und singet die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite." — —

Bis vor's Tor und wohl noch weiter begleiteten ihn seine Mitgesellen, dann überließen sie ihn seinem Schicksal. Mag ihm wohl ein wenig eng geworden sein ums Herz, wenn er so allein wandern mußte — doch die „Kundschaft" in der Tasche gab ihm Selbstgefühl und neuen Mut. War aber just nicht so einfach das Wandern! Man bedenke, daß sich bis zu Napoleons Zeiten rund dreihundert Herren in die deutschen Lande teilten, die an allen Straßen und Stegen ihre Zollschranken errichteten, die Umständlichkeit mit dem fortwährenden Wechseln der verschiedenen Geldsorten das strenge Verfahren beim Visieren des Passes, bis sich die Tore gnädig öffneten! In größeren Städten besonders war es den Wanderburschen oft schwer, rechtzeitig weitermarschieren zu können. Die hohe Polizei kam erst um 9 Uhr ins Bureau und hundert Gesellen harrten oft der Abfertigung ihrer Pässe. Machte sichs einer eilig und drängte etwas, so rief ihm die gestrenge Obrigkeit ein „Halt er's Maul", entgegen, war er damit nicht zufrieden, so ward er kurzer Hand auf 24 Stunden ins „Loch" gesteckt.

In den 30er Jahren waren dem Wanderburschen, infolge politischer Unruhen, verschiedene Lande versperrt. So durfte er die Schweiz, Frankreich und Belgien nicht besuchen. Doch ein kundiger Geselle wußte sich auch hier zu helfen. Er veräußerte seine Habseligkeiten, zog seine bessern Kleider an und ging, gewöhnlich in Begleitung eines ansässigen Kollegen, über die Grenze scheinbar spazieren. War er einmal drüben, so fand er im Ausland gewöhnlich sehr entgegenkommende Behörden — aber wehe ihm, wenn er wieder in die Heimat zurück wollte! Wie ein Verbrecher wurde er von der Torwache behandelt, sein Paß direkt in die Heimat visiert, dort blieb er 1 Jahr unter Polizeiaufsicht und konnte während dieser Zeit weder das Bürgerrecht erwerben, noch Meister werden.

„Ich will ze herberge varn" mag wohl der müde Bursche mit Walther von der Vogelweide gesungen haben, wenn er bei Sonnenuntergang sein Ziel vor sich erblickte, und sein Ziel blieb stets die Zunftherberge. Bot ihm doch diese gewissermaßen Ersatz für die Familie, Brauch und Sitte waren allerorts dieselben und die Herbergsleute sorgten

in oft wirklich patriarchaliſcher Weiſe für ihre Schutzbefohlenen. „Vater“ und „Mutter“ betitelte man die Wirtsleute und war eine Tochter vorhanden, ſo wurde ſie als Schweſter treuherzig begrüßt. Hier konnte ſich's der Geſelle ſo bequem als möglich machen. Hier traf er die „Brüder“ aus der ganzen Stadt. Kam einer, der in Arbeit ſtand, länger nicht auf die Herberge, ſo wurde ihm ſeitens des Altgeſellen hierüber Vorhalt gemacht und er daran erinnert, daß es ſeine Pflicht ſei, die zugewanderten Geſellen aufzuſuchen und ſie mit Rat und Tat zu unterſtützen. Hier hing auch die Tafel, auf welche alle Meiſter, die einen Geſellen ſuchten, ihren Namen ſchrieben. Leichtſinniges Schuldenmachen wurde nicht geduldet. Für derlei Schulden kam die Innung auf. Dem Schuldenmacher aber gingen von Stadt zu Stadt Briefe voraus, welche die verbrüderten Innungen auf den Delinquenten aufmerkſam machten. Er konnte ſich nicht lange halten.

Trat ein Geſelle in Arbeit, ſo nahm der Aeltermann der Innung ſeine Kundſchaft bis zur Abreiſe an ſich und ſetzte dann das Amtsſiegel darauf. Ein tüchtiger Geſelle mußte mindeſtens in drei großen Städten je 1 Jahr gearbeitet haben. Die Kameraden der Werkſtatt nannten ſich nie beim Schreibnamen. Meiſtens hieß es: der Schwab, der Bayer, der Preuß, oder der Hamburger, Berliner uſw. In der Liſte des Altgeſellen aber war der volle Name verzeichnet.

Die Lohnverhältniſſe waren gering. Noch in den 30er Jahren galt 1 Taler Lohn wöchentlich bei freier Koſt und Verpflegung als hohe Summe.

Auch eine Art Krankenkaſſe hatten die Geſellen, in welche beſonders die Brüche, Bußgelder gelegt wurden. Erkrankte ein Geſelle, ſo mußte ihn der Altgeſelle wöchentlich beſuchen, wobei er ihm 15 bis 20 Groſchen übergab.

Und wenn einem Bruder das letzte Stündlein geſchlagen, ward er feierlich zu Grab geleitet. Voran ſchritten zwei Altgeſellen, in ihrer Mitte der Prieſter, dann die zwei Ladenmeiſter mit dem Arbeitgeber des Verſtorbenen. Dem Sarge folgten die übrigen Geſellen mit umflortem Hut und ſchwarze Stäbe tragend, auf deren Spitze eine Zitrone ſteckte. Der Nachlaß wurde mit Einwilligung der Hinterbliebenen gewöhnlich zu Gunſten der Krankenkaſſe der Geſellen verſteigert.

Ein gut Stück romantiſcher Poeſie iſt mit dem Handwerksgeſellen dahingeſchwunden. Ein ungeahnter Kulturumſchwung ſeit kaum ſieben Jahrzehnten hat der ganzen Welt ein anderes Gepräge verliehen. Sturmgeflügelte Automobile ſauſen jetzt an Stelle der Taxisſchen Poſtkutſchen auf den Landſtraßen, den ſingenden Handwerksgeſellen hat der verdroſſene Fabrikarbeiter abgelöſt — die moderne ſoziale Geſetzgebung aber ſorgt für das Wohl des Arbeiters, wie es keine Zunft, ſelbſt in der Blütezeit des Handwerks, je getan.

Aus unſerer Vereins-Sammlung.

Von F. Weber—München.

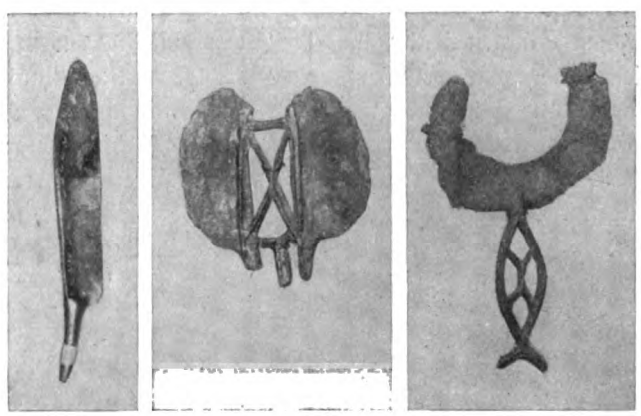
III.

Bronze-Meſſer, Schmucknadeln, Armreife.

Mit 3 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen des Vereinsmitgliedes Herrn Kommerzienrats Radſpieler.

Außer zu dem auch als Werkzeug in Betracht kommenden Beil wurde Bronze noch zur Herſtellung einer Reihe anderer Geräte des täglichen Gebrauchs verwendet. So kommen ſchon in der letzten Zeit der älteren Bronzeperiode wie in allen folgenden Abſchnitten dieſer Meſſer, auch Nadeln, Punzen, Fiſchangeln, in der älteren Stufe der jüngeren Bronzezeit auch Sicheln und in der jüngſten Stufe ſogenannte Bartmeſſer vor. Unſere Sammlung bewahrt nur von einigen dieſer Gebrauchsgegenſtände Funde, von denen Abbild. 1 ein Meſſer und 2 ſogenannte Bartmeſſer wiedergibt.

Abb. 1.



Phot. Radſpieler.

1. 2. 3.

Fig. 1. Meſſer mit verzierter Klinge und kurzer maſſiver runder Griffangel ſtammt nach vorhandenem Fundbericht vom 1. Okt. 1856 aus dem Gemüſegarten des Schloſſes in Notzing, B.-A. Erding, der etwa 50 Schritt vom Schloß erhöht über dem Moos liegt. Es iſt nicht ſicher, ob ein Einzelfund oder der Reſt eines nicht beachteten Grabes vorliegt. Jedenfalls gehört das Meſſer der ausgehenden Bronzezeit, wenn nicht ſchon der folgenden Stufe der Hallſtattzeit an. Die Klinge iſt 9 cm, die Angel 3 cm l., die Patina dunkelgrün. Früher wurden die Meſſer flach mit ſtark geſchweifter Klinge und flachem kurzen, manchmal oval durchbrochenen Heftanſatz gegoſſen, ſpäter kommen lange Griffangeln rund oder mit Leiſten und durchbrochen vor, wie ein ſolches in der Sammlung befindliches aus Allmannsberg, B.-A. Waſſerburg ſtammendes in Heft 4/5 des 2. Jahrg., S. 125 Figur 2, abgebildet iſt.

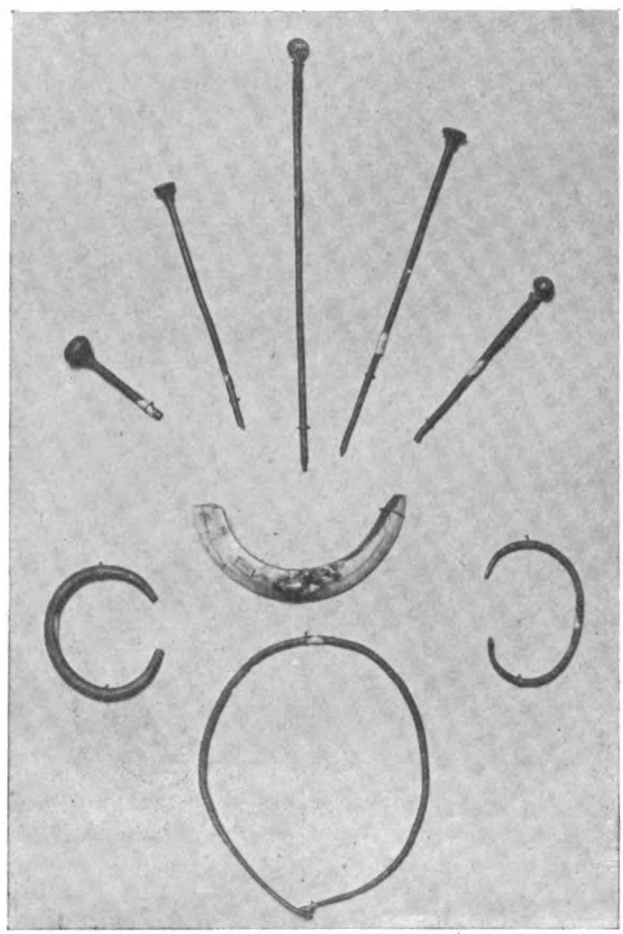
Figur 2. Bartmeſſer, Doppelklinge mit abgebrochenem Griff, ſtammt aus Prien, B.-A. Roſenheim, und wurde mit der in Heft 5, Jhrg. 4, S. 144/145 Abb. 3 Fig. 1 wiedergegebenen Lanzenſpitze der letzten Stufe der Bronzezeit gefunden. Es iſt noch 7,5 cm lang und hat eine größte Breite von 7 cm. Der fehlende Griff war ebenfalls durchbrochen und endete in einen Ring zum Anhängen, ſo daß dieſe Meſſer, wie es ſcheint, am Gürtel hängend getragen wurden. Ihre flachen ſcharfen Klingen, und die zierliche und zerbrechliche Form laſſen nur eine Verwendung als Bartmeſſer als wahrſcheinlich erſcheinen.

Figur 3 gibt ein ähnliches Meſſer mit halbmondförmiger Klinge wieder, deſſen durch-

brochener Griff ebenfalls in einen (jetzt ausgebrochenen) Ring auslief. Der Fundort dieses zierlichen Gerätes kann leider nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Wahrscheinlich aber stammt es aus einem zerstörten Hügelgrab. Es ist 10,5 cm lang und 6,5 cm breit und dunkelgrün patiniert; die Klinge ist stark ausgebrochen. Es gehört, wie das vorige der allerjüngsten Stufe der Bronzezeit an.

Wie zu Waffen und Geräten wurde Bronze reichlich auch zu Schmuckgegenständen aller Art verwendet. Hatte schon der Mensch der jüngeren Steinzeit sich eine Menge von Körperschmuck aus Stein und Knochen, Bein und Horn gebildet, so war die Bronzezeit geradezu unerschöpflich in allen möglichem, immer wieder abwechslungsvoll gestalteten Schmuck aller Art, langen Kleidernadeln, Armbändern, Halsringen, Handgelenk- und Fingerreifen, Fußringen, Anhängschmuck, Zierscheiben als Kleidbesatz usw. Schon die älteste Stufe der Bronzezeit kennt sowohl vollgegossene als aus dünnem Bronzeblech geformte Schmuckstücke. In den folgenden Perioden tritt ein immer größerer Reichtum der Formen auf, die aber stets ein einfach-edles, gediegenes Aussehen, ohne überladenden Prunk besitzen. Neben Bronze kommt sehr früh Bernstein, Gold und Glas (blaue Perlen) in Verwendung. Unsere Vereinssammlung birgt von bronzezeitlichen Schmucksachen namentlich eine ziemliche Anzahl langer Kleidernadeln, leider aber wenig geschlossene Grabfunde mit brauchbaren Fundberichten. Meist kamen die Stücke als Einzelfunde oder als Reste zerstörter oder nicht gründlich eröffneter Hügelgräber in die Sammlung. Eine zufällig erhalten gebliebene, nach Form und Patina unzweifelhaft zusammengehörige Schmuckgarnitur einer Frau gibt Abbildung 2 wieder.

Abb. 2.



Phot. Radspieler.

Der Fund ist ein Geschenk des Herrn Justizrats Zintgraf von Landsberg, dessen große Verdienste um die Sammlung wir schon öfters zu erwähnen Gelegenheit hatten, und stammt nach seinen Angaben aus Walleshausen, B.-A. Landsberg. Leider fehlen auch hier alle näheren Kenntnisse der Fundumstände. Man darf aber als wahrscheinlich annehmen, daß der Fund aus dem Grabe einer Frauensperson stammt. Er soll 1877 am Südende des Dorfes gemacht worden sein, woselbst auch Reihengräberfunde der bayerischen Frühzeit erhoben wurden, so daß, wie wir dies an einer Reihe solcher Reihengräberfelder nachweisen können, diese an derselben Stelle und über älteren Begräbnissen angelegt wurden. Der Fund stellt sich in seinen Typen als dem Ende der Bronzezeit angehörig dar. Er besteht aus fünf langen Nadeln, von denen nur zwei annähernd ganz (21 u. 16,5 cm lg.), während von den drei andern die Stiele größtenteils abgebrochen sind; ferner aus einem Halsreif und 2 Handgelenkreifen, wovon ersterer und einer der letzteren aus nachgeahmt gewundenem, der andere aus mit vertikalen Kerbstrichen verziertem Bronzestab hergestellt ist. Zu dieser Garnitur gehört ein großer Eberzahn mit

zwei Durchlochungen, an deren Rändern Patinaspuren vorhanden sind, so daß anzunehmen ist, daß Bronzegegenstände durchgesteckt waren. Vielleicht hat er als Haarputz gedient und war mit 2 der langen Nadeln festgesteckt. Die sämtlichen Stücke haben eine gleiche dunkelgrüne, matte Patina. Geschlossene Gräberfunde mit Schmuckstücken sind auch aus den Ausgrabungen von Joseph v. Hefner bei St. Andrä B.-A. Weilheim in der Sammlung, die im I. B. des oberb. Archivs abgebildet sind und ebenfalls aus der letzten Stufe der Bronzezeit stammen.

Außer dem Walleshauser Grabfund sind auf Abbildung 3, Fig. 1—9 eine Anzahl der für die Bronzezeit (Stufe B-D) typischen langen Nadeln mit mannigfach verschiedenen Kopfformen wiedergegebenen, die meist als Einzelstücke in die Sammlung kommen.

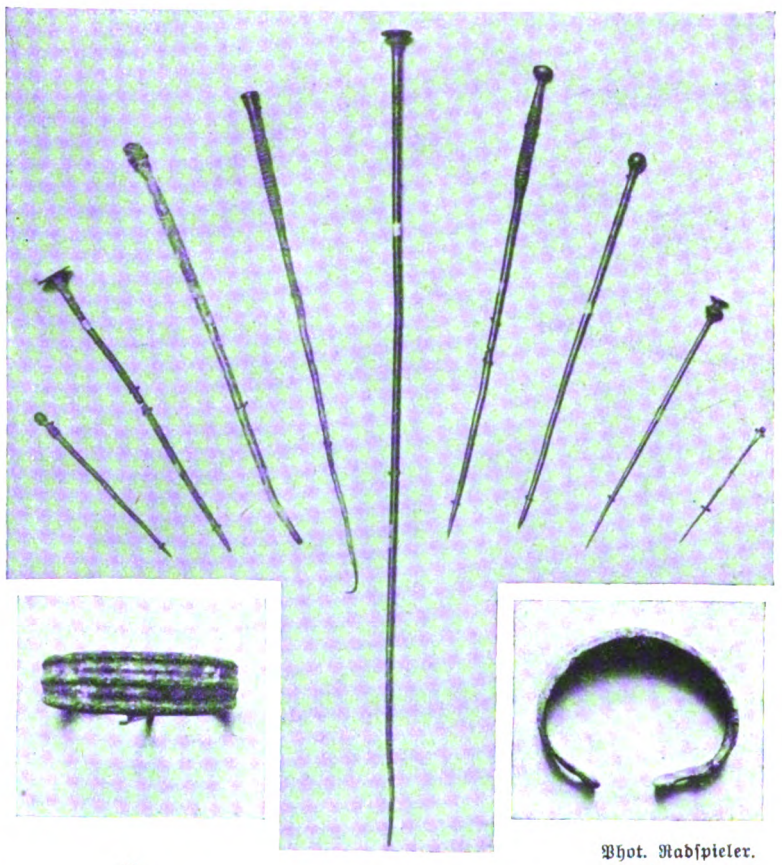
Figur 1, 49 cm lang, stammt aus der v. Schabschen Sammlung und wurde in Pentenried, B.-A. Starnberg, mit einem Bruchstück eines Bronzegürtels, das nicht mehr feststellbar ist, wahrscheinlich in einem Grabhügel gefunden. Es dürfte in die Stufe C der jüngeren Bronzezeit einzureihen sein.

Fig. 2, 32 cm lang, soll nach einer Fundnotiz von 1866 und Angabe im Inventar von Jos. v. Hefner innerhalb der Grünwalder Befestigung gefunden worden sein, wie es scheint, als Einzelfund. Das Stück stammt aus gleicher Periode wie die vorige Nadel.

Fig. 3, 29 cm l., ist ein Einzelfund aus Gaden, B.-A. Erding, lt. Fundnotiz vom 27. April 1866. Das Stück wurde vom Finder abgebrochen und blank gescheuert. Es gehört der Bronzezeit Stufe C an.

Fig. 4, 26,5 cm l., ist das zusammen mit den gekerbten Bronzeringen bei Steinrab (s. Heft 1, Jhrgg. 2, S. 7 und 8 mit Abb. 2) gefundene, noch der Bronzezeit D angehörige Stück, während die Ringe schon der ältesten Hallstattzeit zuzurechnen sind.

Abb. 3.



10.

Phot. Radspieler.
11.

Fig. 5, 24 cm l., nach Fundnotiz vom 13. Juli 1857 im Moos bei Notzing, B.-A. Erding, gefunden und der älteren Bronzezeit, Stufe B, zugehörig.

Fig. 6, 20 cm l., ist nach einer Mitteilung des ehem. Landgerichts Ingolstadt vom 22. Febr. 1854 mit 4 Nadeln gleicher Form und dem Fragment eines Armreifs aus starkem, 1,5 cm breiten Bronzestab ohne Verzierung in einer Kiesgrube bei Mühlhausen, B.-A. Ingolstadt, gefunden; eine zweite abgebrochene Nadel und das Armband befindet sich in unserer, 2 Nadeln von je 20 cm Länge in der Sammlung des hist. Vereins in Ingolstadt. Es ist aus dem Fundbericht nicht zu entnehmen, ob (wie vermutlich) ein Grabfund vorliegt, der in die letzte bronzezeitliche Stufe D einzureihen wäre.

Fig. 7, 17 cm l., ist nach Fundnotiz vom 27. Dezember 1855 und Angabe in Sighart, Eisenbahnbüchlein von München nach Landshut 1859, S. 45 zwischen Neufahrn und Günzenhausen im Moor gefunden und stammt wahrscheinlich aus einem der zwischen diesen Orten an der Bahnlinie gelegen gewesenen Grabhügeln, die (beim Bahnbau?) zerstört wurden und jetzt gänzlich verschwunden sind. Das Stück gehört der jüngeren Bronzezeit, und zwar der letzten Stufe an. Es ist blank geputzt und hat sogen. Vasenkopf.

Fig. 8, 12 cm l., stammt nach Fundnotiz vom 13. Nov. 1875 aus Lindach, B.-A. Bruck a./A., und wäre der älteren Bronzezeit Stufe B zuzuteilen. Aus der Fundnotiz läßt sich nicht entnehmen, ob Grab- oder Einzelfund vorliegt.

Fig. 9, 8,5 cm l., soll nach Angabe in der Monatsschr. Nr. 15 des hist. Vereins v. O.-B. für 1896 aus einem Flach-Grabe südöstl. von Murnau nächst der Schlucht bei der Hammerschmiede, links von der Straße nach Schwaiganger, stammen und gehört der älteren Bronzezeit Stufe A an.

Eine weitere Nadel der Sammlung aus Allmannsberg ist in Heft 4/5, Jhgg. 2, S. 125 Abb. 1 Fig. 2 schon veröffentlicht.

Neben den langen Nadeln sind die Armreife ein stets wiederkehrender Fund in bronzezeitlichen Gräbern. Sie kommen vor aus rundem Bronzestab mit nachgeahmter Tordierung oder verschiedenartiger Ornamentierung mit verjüngten Enden, und aus breiten Bronzebändern mit Endstollen und horizontalen Rippen, sind stets zierlich und für feine Gliedmassen berechnet und ohne Ueberladung an Verzierung. Die Vereinssammlung besitzt nur wenige ganz erhaltene Exemplare mit sicher feststellbaren Fundorten. Außer den schon im Oberb. Archiv I. B. veröffentlichten Armbändern aus den Gräbern von St. Andrä gibt Fig. 10 der Abb. 3 ein solches aus der v. Schabschen Sammlung wieder, das aus Wieling, B.-A. Starnberg, wahrscheinlich aus einem Hügelgrab stammt, dessen übriger Inhalt nicht beachtet wurde. Es ist aus einem 2 cm breiten flachen Bronzeband mit horizontalen Rippen, und Endstollen, offen und von 5 cm Durchmesser und gehört der älteren Bronzezeit Stufe B an. Ein ähnliches zweites (Fig. 11) stammt aus einem Grabhügel in der Nähe von Hochschloß Pähl, B.-A. Weilheim, das laut Fundbericht vom 1. Dez. 1872 mit zwei 16 und 9,5 cm langen Nadeln mit aufgerolltem Ende bei einem Skelett gefunden wurde und mit der v. Schabschen Sammlung in die des Vereins kam. Eine gleiche Nadel wurde in einem Grabhügel bei Dietersheim, B.-A. Freising, gefunden und ist im Oberb. Archiv B. IV, Tafel IV, Fig. 16 abgebildet.

An Schmuckstücken der Bronzezeit kommen noch Fingerringe mit Spiralenden, Anhänger, Zierscheiben, Halsschmuck aus feinen Drahtspiralen, Buckelscheiben aus dünnem Blech u. a. vor, wovon jedoch die Vereinssammlung keine ganz erhaltenen oder nach ihrer Herkunft sicher feststellbaren Proben enthält. Ohrringe und Gürtelbleche, Tonnen- und Hohlarmreife, Fibeln, gebogene, massive Fuß- und geschlossene gekerbte Oberarmringe kommen in der Bronzezeit ebensowenig wie Bronzegefäße und Pferd- und Wagengeschirr vor. Diese Dinge treten erst in der folgenden sog. Hallstattperiode auf.

Der Solidus oder Schilling in Bayern.

Von J. B. Kull.

Die zahlreichen Münzfunde, welche seit Jahrhunderten auf Grund und Boden des jetzigen Bayerns, besonders im Gelände zwischen den Alpen und der Donau und am Limes gemacht wurden und die bezüglichen Fundstätten[1]) geben uns über den Aufenthalt und der Bewegung seiner früheren Bewohner untrügliche Auskunft. Von germanischen Völkern sind keine Münzen bekannt, welche die Kelten und später die Römer angetroffen hätten. Dagegen hatten die keltischen Stämme, welche ca. 300 vor Chr. unser Voralpenland bewohnten mit ihren concave und convex beprägten Goldmünzen den sogenannten Regenbogenschüsselchen ein richtiges Münzsystem und die vielen Stempelverschiedenheiten besonders aus den Funden von Gagers und Irsching[2]), neuestens auch vom Karlstein bei Reichenhall geben Zeugnis von dem Reichtum und der Produktionsfähigkeit dieser alten Volksstämme. Nach den Kelten, Vindelikern usw. waren es die Römer, die seit Beginn unserer Zeitrechnung auch die heimische Bevölkerung wieder mit geprägtem Gold, Silber und Erz versorgen konnten. Als gegen Ende des fünften Jahrhunderts die salischen Franken unter Chlodewig dem Merowing in Gallien ihre Herrschaft befestigten, haben sie eine Art Goldwährung mit der Obereinheit des constantinischen Solidus (dem Ganzstück) zu $^1/_{72}$ der Libra von 327,456 Gramme angetroffen und dieselbe nach und nach im ganzen Gebiet des emporwachsenden fränkischen Reiches eingeführt. Das Drittel des Goldsolidus, der Triens (tiers de sou) zu 8 Siliquen = 1,512, später bis Childerich III zu 7 Siliquen = 1,322 Gramme Sollgewicht ist neben den Denaren 40 = 1 Solidus (sou d'or) oder 288 aus der Libra, Hauptmünze gewesen. In unserem ältesten gleichzeitigen Rechtsbuch der Lex Baiuvariorum und in der uns zunächst berührenden Lex Alemannorum finden wir zur Ausmessung der Sühne- oder Wergelder den Solidus als Rechnungsmünze zu 30, die Libra zu 240 Denaren aufgezeichnet. Der Unterstufe, dem Scotus von $1^1/_2$ Denare folgten aufwärts als Zwischen-

[1]) Repertorium zur Münzkunde Bayerns, zweite Fortsetz. S. 745 ff.
[2]) Ebenda S. 747.

ſtufen die Saiga zu 5 (urſprünglich 3 Denare) und die Tremiſſa = 10 Denare, welche das Drittel des Solidus oder $^1/_{24}$ der Libra bildete. Nachdem im allgemeinen ſchon unter König Pipin (752—768) eine Veränderung des Münzfußes eingetreten war, errichtete ſein Nachfolger Karl I. magnus (768—814) eine neue Münzordnung, nach welcher überall in ſeinem Reich das Münzpfund von 367,020 nach Hilliger[1]) 409,32 Gramme zu 240 Denaren = 12 Solidi (Rechnungsmünze) à 20 Denare gerechnet wurde, während in Bayern vermutlich in Rückſicht auf die bisher geübte Zählweiſe der Lex 8 Solidi à 30 Denare gingen. Dadurch ſind die Benennungen Solidus brevis und longus oder auch der kurze und der lange Schilling entſtanden. Münzeinheit war der Silberdenar und iſt als ſolche mit ihren Wandlungen im Herzogtum Bayern bis zum XVI. Jahrhundert geblieben, nur vom Obolus oder Hälbling = 480 Stück das Münzpfund, 60 der Schilling, begleitet. Der Schilling wird auch in der wichtigen Münzordnung Herzogs Alberts IV. von 1506[2]) und darüber hinaus noch als Rechnungsmünze beibehalten. Sieben Schilling Pfenning oder vierzehn Schilling Heller haben einen Goldgulden (heutiger Wert ca. Mk. 6,80) gegolten. Anders geſtalteten ſich im XV. Jahrhundert bei den fränkiſch-nordgauiſchen Münzherren die Verhältniſſe. Die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, die Burggrafen von Nürnberg und Pfalzgraf Johann der Oberpfälzer; ſpäter auch die Pfalzgrafen Otto I. II. von Mosbach zu Neumarkt, die Kurfürſten Philipp I. und Ludwig V. von der Pfalz, Leuchtenberg, Oettingen u. a. m. haben durch mehrfache Münzvereinigungen bis ca. 1515 Schillinge und Halbſchillinge teilweiſe maſſenhaft prägen laſſen.[3]) Dieſe groſchenförmigen Münzen ſind entſtanden, einen Damm gegen die böhmiſchen, mailänder, ſächſiſchen uſw. ähnlichen Produkte zu bilden, welche Süddeutſchland überfluteten und bewirkten, daß fortan der Kurs derſelben nur dann amtlich geſtattet werden konnte, wenn dieſelben mit bezüglichem Gegenſtempel (der Kontremarke) verſehen waren. Der ganze Schilling (Solidus maior) in Dimenſion von 25 Millimeter und 2 bis 2,65 Gramme wiegend, repräſentierte den Wert von zehn alten Pfenningen, der halbe (Solidus minor oder medius umſchrieben) 20 Millimeter groß zu 1 bis 1,30 Gramme fünf Pfenninge. Der Volksmund nannte dieſe Münzen Zehner- und Fünferlein und ſpäter nach der Reduktion ihres Gewichtes Achter und Vierer. Mit Beginn des XVI. Jahrhunderts verdrängte der aus der Schweiz ſtammende, vom

Schilling (Avers) des Kurf. Philipp I Pfalz 1476—1508.

Schilling (Revers) des Pfalzgrafen Otto II. zu Neumarkt 1461—1499.

Halbſchilling des Pfalzgrafen Otto II. zu Neumarkt. 1461—1499.

[1]) Hiſtor. Vierteljahrſchrift 1903. S. 458.
[2]) Lori, Sammlung des bayer. Münzrechts I. S. 124.
[3]) Vgl. Fikentſcher, die fränk. Münzvereinigungen uſw. — Mitt. d. Bayer. num. G. II, Taf. I, II.

Erzſtift Salzburg zuerſt geprägte Batzen[1]) und deſſen Hälfte, in Altbayern „Gröſchl“ genannt, den Schilling. Nur Mainfranken mit Würzburg als Zentrale hat an dem „Schillinger“ bis in die Neuzeit feſtgehalten.

In der Kundmachung der kaiſerlichen Münzordnung von 1524 wurden 14 Stück würzburgiſche, badiſche und württembergiſche Schillinge auf einen Gulden (heutiger Wert, die Kaufkraft ausgeſchloſſen Mk. 4,25), rheiniſche wobei Pfalz und Hochſtift Speier, 17½ Stück für den Gulden valviert. Die Reichsmünzordnung von 1559 geſtattete Würzburg die Prägung von 8lötigen Schillingen die Mark zu 145 Stücken und 1623 ſollten bei einem Feingehalt von 7¼ Lot (493 Tauſendteile) 179 Stücke aus der Mark gebracht werden und 28 einen Gulden gelten. Im Jahre 1796 wurden die letzten Würzburger Schillinge geſchlagen. Dagegen hat Altbayern weder unter ſeinen Herzögen von Arnulf (907—937) angefangen, noch unter ſeinen Kurfürſten Schillinge prägen laſſen[2]) und auch als Zähl- oder Rechnungsmünze ſind dieſelben gegen Ende des XVI. Jahrhunderts[3]) außer Uebung gekommen.

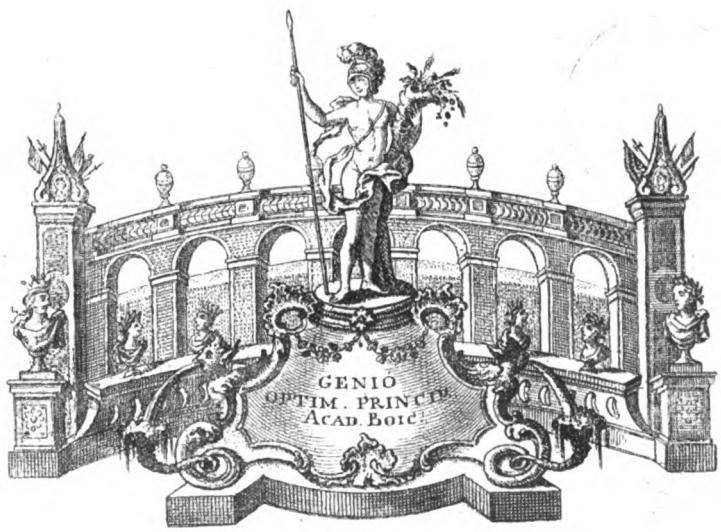
[1]) Der Batzen wurde anfänglich in der Feine von 7 Loth = 438 Tauſendteilen mit 71 Stück aus der Wiener Mark von 280,006 Gramme gebracht und hat vier Kreuzer gegolten. Außer Salzburg beteiligten ſich bis 1534 viele Münzherren der drei oberen Kreiſe an der Prägung dieſer handſamen Münzſorte. Die Herzoge und ſpäter die Kurfürſten von Bayern allein haben nur Halbbatzen oder „Gröſchl“ beſonders 1506—1508 in großem Umfang, 143 Stücke aus der Wiener Mark, ſchlagen laſſen.

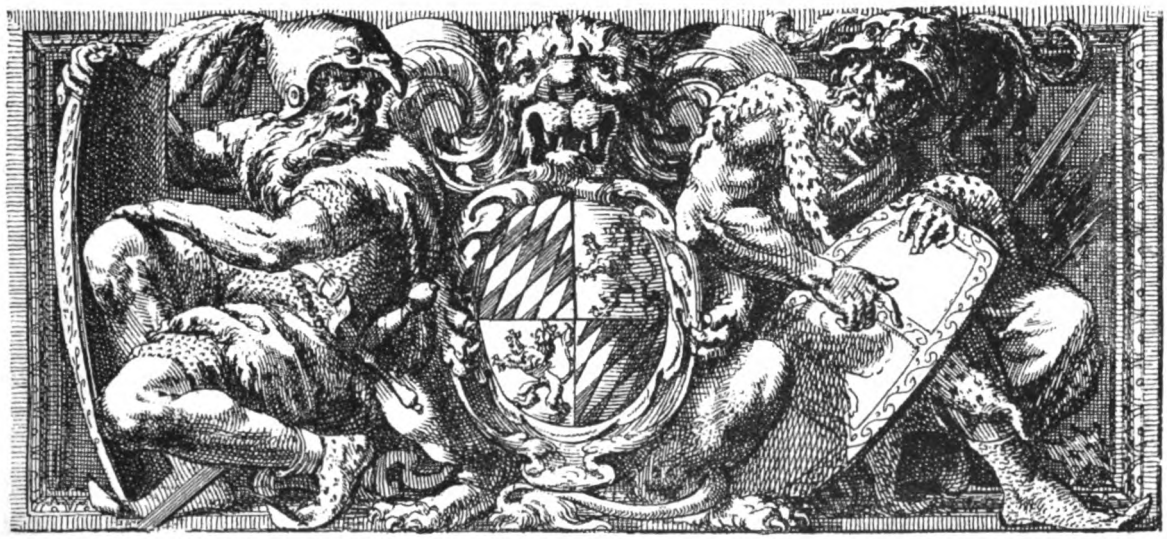
[2]) Eine ebenſo merkwürdige als abſonderliche Erſcheinung iſt die folgende in der pfalz-neuburgiſchen Münzſtätte zu Gundelfingen a. Brenz geprägte Nominale:

Avers. IN DEO MEA CONSOLATIO (Deviſe Pfalzgrafs Wolfgang Wilhelm zu Neuburg). Wappen mit Fürſtenhut und Kette des goldnen Vließes geziert: 1 Bayern. 2 Jülich. 3 Kleve. 4 Berg. 5 Veldenz. 6 Mark. 7 Ravensberg. 8 Mörs; in der Mitte das Schildchen mit dem pfälzer Löwen.

Revers. Schrift in ſieben Zeilen: HALBER BAIRISCH. SCHILLING. NACH ALTEM VALER (sic). XVI FÜR EIN REICHSDALER (sic). 1622. Dim. Mm. 31. K. Münzkab. München. In Oberdeutſchland hatte dieſes Prägeſtück keinen Anſchluß, wohl aber wird dasſelbe für Jülich-Berg beſtimmt geweſen ſein, woſelbſt die niederrheiniſchen Schillinge gleichbedeutend mit den niederländiſchen „Escalins“ kurſierten. Ein zweites Exemplar dieſer ſeltenen Münze mit „VALOR“ befindet ſich ſeit kurzem in Sammlung Sr. Exzellenz von Frauendorfer.

[3]) In den Münchner Hofzahlamtsrechnungen wurde 1575 nicht mehr nach Gulden, Schillinge (ß) und Pfenninge, ſondern nach Gulden und Kreuzern eingetragen.





Ueber Wehranlagen im Iſartal.

Von Johann Linde, München.

Wehranlage bedeutet heutzutage ſoviel als Stauvorrichtung; in früheren Zeiten verbanden ſich andere Begriffe damit. Je weiter man zurückgeht, je mehr bedeutet das Wort etwas Fortifikatoriſches, für ſtrategiſche Zwecke Geſchaffenes. Urſprünglich eine Abſperrungsmaßnahme verband ſich damit ein Fluß-Uebergangsmittel und erſt ſekundär entſtand das Stauwehr.

Von der alten Römerſtraße Augsburg-Salzburg zweigte ſich beim Ort Oberbiberg, welcher einſt eine Stadt geweſen iſt, da jetzt noch das Kataſterſteuerblatt die Bezeichnung „Stadtfeld“ im Norden der bei der Kirche gelegenen Schanze führt, eine Straße ab, welche ziemlich geradlinig nach Tölz führte. Dieſe letztere war inſoferne von ſtrategiſchem Wert, als die von Salzburg Kommenden, wenn ſie den Iſarübergang bei Baierbrunn verlegt fanden, alsdann per Floß an die Uebergangsſtelle gelangen konnten. Die letztere befand ſich die längſte Zeit an der heute noch engſten Talſtelle und kann dort ſehr wohl der Abſchluß mittelſt eines Seils gedacht werden, an welchem letzteren hin die Ueberſetzenden, bei höherem Waſſerſtand namentlich, ihren Anhalt fanden. An anderen Stellen aber muß ein „Stegen“, wenn nicht gar eine Brücke angelegt geweſen ſein; ſolche iſt nicht zu denken ohne Befeſtigungsanlage am Ufer und darf ohne weiteres angenommen werden, daß z. B. bei der Burg Hornſtein oberhalb Schäftlarn ein Uebergang über die Iſar verbunden war, ebenſo wie bei dem ſogenannten „Horn“ unterhalb Schäftlarn in der Nähe von jenem Mühltal, welches die Mythe als Geburtsſtätte Karls des Großen unter andern Plätzen in Anſpruch genommen hat. Am letzteren Ort, wo das Iſartal ſehr breit iſt, und wo ſich ſchräg gegenüber die gewaltige, vermutlich vorrömiſche Verſchanzung „bei Hohenſchäftlarn“ befand, entſtund wohl die Mühle infolge Aufſtaus durch einen Uebergang, deſſen Pfähle nicht allein ſolchen bewirkten, ſondern wo die Verlegung der Joche durch angeſchwemmte Zweige und Baumſtämme ganz weſentlich eine Anſchwellung verurſachen mußte. Eine ſtändige Ueberwachung in militäriſcher und techniſcher Hinſicht war hierbei unbedingt geboten und hat ſich unfehlbar dabei auch eine Art Zollſtätte ergeben. (Die Sitte, welche heutzutage noch den Flöſſern eingibt, an Stellen, wo ihrer am Ufer geharrt wird, Holzſcheiter hinauszuwerfen, iſt wohl auf uralte Zollereigniſſe zurückzuführen —).

Die Beſitzer feſter Punkte an den Iſarufern waren wohl alle mehr oder weniger Zöllner geworden und daß verſchiedene Uebergänge außer bei Schäftlarn und Baierbrunn exiſtierten, iſt bezüglich eines Platzes bei Pullach u. a. nachgewieſen, wo portus und pontus vom Biſchof von Freiſing im Jahr 1040 an das Kloſter Schäftlarn in Beſitz überging.

Der beſſere Uebergang war aber damals bei Föhring, d. h. an einer, der gefährlichen Gegend um Baierbrunn mit ihren zahlreichen Schluchten gehörig entrückten Stelle, und wenn ſchon die Gründung der Stadt München unter Heinrich dem Löwen der Verlegung jener Föhringer Brücke nach München zugeſchrieben wird, ſo erhellt hieraus aufs deutlichſte, von welch umfaſſender Bedeutung die Uebergangsanlagen damals geweſen ſind.

Die gewaltſame Natur der Iſar brachte es übrigens mit ſich, daß einesteils außerordentliche Anſtrengungen gemacht werden mußten, wenn es galt, einen Uebergang zu ſchaffen und insbeſonders ihn feſtzuhalten, andernteils begünſtigte dies Neuanlagen und Verlegungen. Eine uralte Anlage derlei Art muß angenommen werden oberhalb Hinterbrühl, wo das Vorhandengeweſenſein eines Ringwalls konſtatiert worden iſt und links und rechts künſtliche Einſchnitte im Talrand wahrzunehmen ſind. Hier, wo das Kataſterſteuerblatt heute noch das ſog. „Reichertal“ erkennen läßt, bei welchem nach Wenigs Topographie eine Burg der Sendling geſtanden hat, war das linke Iſarufer ſehr angemeſſen befeſtigt, um einen Uebergang mit Zollſtätte zu beherrſchen, was die Bedeutung des ſchon im VIII. Jahrhundert auftretenden, ein Schäftlarner Lehen tragenden Geſchlechts auch außerdem annehmen läßt.

Die Bezeichnung „Reichental“ im Kataſterblatt kehrt auch bei Baierbrunn wieder an jener Stelle ſüdlich des Dorfes, wo ein höchſt bemerkenswerter tiefer Terraineinſchnitt, noch dazu bis auf die weit unter der Oberfläche des Hangs liegende Felsbank, in letztere einſchneidend, eine uralte Weganlage erkennen läßt, deren Befeſtigung ſüdlicherſeits durch zwei tiefe Quereinſchnitte im anſteigenden Uferhang gegeben war und für welch letztere außerdem noch die Verbindung mit dem weſtlich von Baierbrunn gelegenen Bibergbrunnen mittelſt einer, ihre Spuren noch im Terrain öſtlich vom Bahnhof zeigenden Paliſſadenanlage in Betracht zu kommen hat — wo der günſtigſte Iſarzugang für jene eingangs beregte engſte Flußübergangsſtelle gegeben erſcheint, welchen die Römer unzweifelhaft ſchon benützten, bevor ſie dann ſpäter die, im Forſtenriederpark heut noch ſichtbar, weit unterhalb Baierbrunn und oberhalb von Höllriegelsgreut in das Tal mündende und direkt auf die „Römerſchanze bei Grünwald“ überleitende neue Straße angelegt hatten und das umſomehr, als dieſer vorvermeinte Uebergang insbeſonders günſtiger gelegen war für den Straßenzug, welcher von Kempten her über Starnberg führte.

Nun fällt übrigens auf dem rechten Iſarufer bei Harlaching eine für Befeſtigungen geeignete Stelle, weiter unterhalb der vorgeſchilderten Uebergangsſtelle, welche den Sendling gehörte, ſtark ins Auge; die Vermutung, daß dieſer Punkt von irgend einer Seite feſtgehalten worden ſei, wird beſtätigt durch hiſtoriſche, früheſte und darum anziehendſte Nachrichten. Aus den Urkunden des Claraklooſters in München geht hervor, daß 1268 bis 1288 ein Streit zwiſchen Sieghart dem Sendling (welcher an anderer Stelle als „einflußreich“ bezeichnet wird) und Otto von Baierbrunn beſtanden habe, welcher verglichen dazu geführt habe, daß vom Sendling, deſſen Schweſter Hedwig die erſte Aebtiſſin des Claraklooſters geworden war, eine Schenkung an dieſes Kloſter gemacht wurde, beſtehend in einem Burgſtall, einem Hof und der „Urbarsmühle“. Dabei iſt bemerkt, daß der Baierbrunn (Otto war u. a. auch in einem nachgewieſenen Fall judex curiae) übrigens ein gewiſſes Lehen, welches an dem vorbezeichneten Hof haftete, für ſich reſerviert hatte, obgleich der Hof unzweifelhaft an die Sendling übergegangen war, welche überdies den Forſtenriederwald gleichfalls von den Baierbrunn damals erworben hatten. Ein gewiſſer Streitgegenſtand ſchien alſo trotz aller Verhandlung noch zu beſtehen, und wenn nun beachtet wird, daß es ſich dabei gleichzeitig um einen Burgſtall und die „Urbarsmühle“ gehandelt hat, ſo liegt die Annahme nahe, daß einesteils zwiſchen jenem, deſſen Lage ſich nachweiſen läßt (da bei ſpäteren Beſitzveränderungen, wo „Urbarsmühle“ nebſt einem Anweſen in Maria-Einſiedel und einem „Söldanweſen gleich oben am Berg“ vorkommt, letzteres alſo an die Stelle des Burgſtalls tritt,[1]) um

[1]) Der Burgſtall wurde kaſſiert und es ſind über das betreffende Territorium die Grenzen dreier Landgerichtsbezirke gezogen worden.

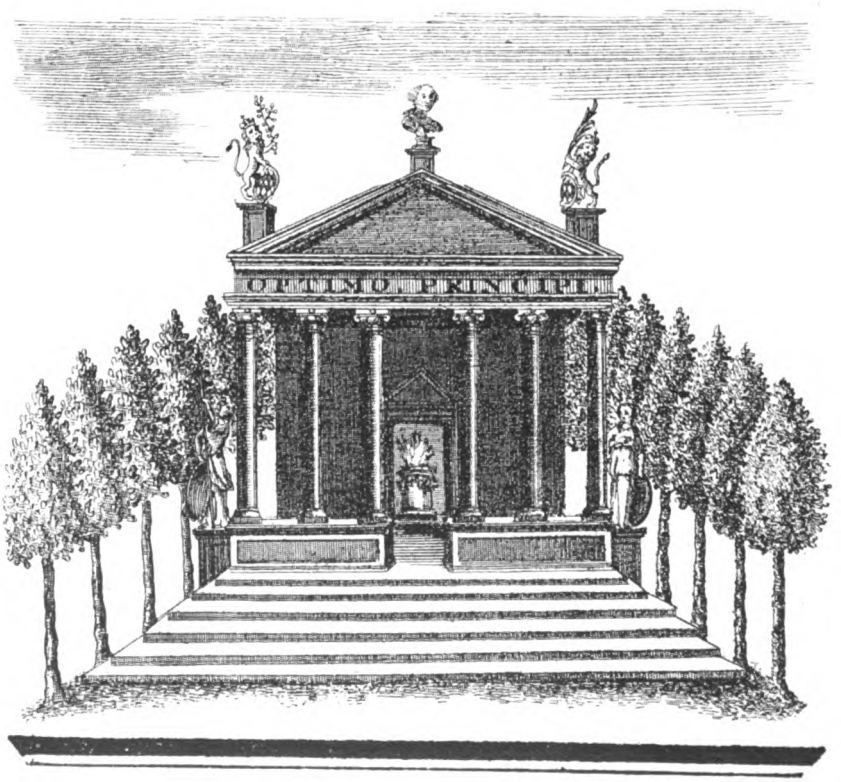
noch bis zum Jahr 1850 als eine aus der Flur von Obersendling ganz eigentümlicherweise nebst zugehöriger Bergstraße nach Maria-Einsiedel herausgeschnittene Parzelle aufzutreten, welche bis in die neueste Zeit herein zu Maria-Einsiedel gehörte) und der vorberegten, rechts der Isar gelegenen, zur Befestigung geeigneten Stelle bei Harlaching ein Uebergang bestund[1]) und daß andrerseits die Zeitläufe es mit sich gebracht hatten, den Besitz solcher Uebergangsstellen unsicher und fragwürdig zu machen. In erster Hinsicht, was das Vorhandengewesensein des Uebergangs anlangt, so spricht dafür sehr bestimmt das Vorhandensein der „Urbarsmühle", auch treten später Nachrichten auf, wornach das Gesuch auftaucht, es möchte doch der Steg bei der Urbarsmühle erneuert werden. Was dann aber die Fragwürdigkeit dieses Besitzes anlangt, so war ja nicht allzulange vorher eine Brücke in München erbaut worden und mag auch der frühere Burgstall sogar königlich gewesen sein (die Freisinger Urkunden weisen einen Erchsanger vir nobilis auf, welcher sowohl in Königswiese, als in Sendling Eigentümer gewesen ist) und mag der vorerwähnte Sieghart der Sendling seine Ansprüche auf eine Zollstätte von seiner Burg bei Hinterbrühl auch ausgedehnt gehabt haben — versuchsweise auf Obersendling u. beziehungsweise Maria-Einsiedel:[2]) der Herzog begünstigte den städtischen Isarübergang und litt u. a., daß, wie die Chronik erzählt, die Münchner Müller das Wehr bei der Urbarsmühle zerstören durften, worüber dann der Besitzer klagbar beim Pflegericht Wolfratshausen geworden ist. Was es da für Veränderungen gegeben hat,[3]) wird sich nicht erhellen lassen, aber der Burgstall wurde aufgelassen, und wenn auch noch eine Weile ein Steg benutzbar gewesen sein kann, eine Besatzung und eine Zollstätte gab es später nicht mehr. Das von den Münchner Müllern in ihrem Interesse anscheinend später errichtete Wehr wurde, gleichsam dem Schutz der Mutter Gottes unterstellt, unbeschützt gelassen; es gab in Harlaching (bei der Unsicherheit der Zeiten war das gewiß zweckmäßig) nur einen Klausner und unterhalb Obersendling nur einen Einsiedler, welche beide den Wegweiser, nach München zu, zu machen gehabt haben werden. Wenn dann das vorbezeichnete Söldnerhaus „gleich oben am Berg" in verhältnismäßig später Zeit noch als „Zwingerhaus" bezeichnet wird, so kann das zwar noch aus früheren Flußübergangsverhältnissen herrühren und es ist immer-

[1]) Dieser Uebergang hat der Sage nach zur Gründung von Thalkirchen geführt. Zur Erinnerung an das hier begüterte und die Präsentation der vormaligen Pfarrstelle besitzende Geschlecht der Frauenberg besteht heute noch die Frauenbergstraße. In der Kirche ist nun zu lesen und abgebildet zu sehen, wie einstmals die von der Stadt Augsburg angeblich verfolgten Frauenberge an die Isar gelangt, nachdem sie eine Ueberfahrtsstelle entdeckt hatten, hier ihrem Gelöbnis gemäß, in der Folge eine Kirche errichtet hätten — eine Bestätigung für die Annahme, daß so wie Thalkirchen vor München eine Pfarrei gehabt hat, ebenso ein älterer Uebergang hier vorhanden gewesen sei, bevor die Münchener Zollstätte errichtet worden ist.

[2]) Da die Sendling eine Zollstätte bei Hinterbrühl von altersher ansprechen durften, so wäre die hier supponierte Bemühung um die Zollstätte in Obersendling-Maria Einsiedel zu erlangen vielleicht daraufhin zurückzuführen, daß es gegenüber des vom Herzog in Anspruch genommenen Rechts, ausschließlich den Salzzoll in München zu erheben, versucht gewesen sein kann, das königliche ältere Recht, welches möglicherweise bei dem Burgstall geruht haben kann, auszuspielen, was dann den langwährenden Streit der Sendling hinreichend erklären würde.

[3]) Der Salztransport von Rosenheim her ging auf der zuletzt gebauten Römerstraße, welche nördlich von Sauerlach verlief (deshalb war wohl auch in Sauerlach eine vom Förster mitversehene Inspektion der Straßen, ein Fall der gleicherweise in Wolfratshausen bestund, von wo der Straßeninspektor einstmals darum bittet, man möge ihn wegen Altersschwäche dispensieren und seinem Sohne, welcher bereits die Försterei innehabe, auch die Straßeninspektion übertragen). Die Gesuche, welche Isarkorrektion und Uebergänge des Flußes betrafen, wurden vom Pflegamt Wolfratshausen verbeschieden. Im Jahre 1700, als für Wolfratshausen eine Brücke neu errichtet werden wollte, mußte zuerst noch das „Präjudiz" der Stadt München abgetan werden, welche keine direkte Salzstraße von Rosenheim nach Landsberg aufkommen lassen wollte und sich auf den Freiheitsbrief vom Jahre 1420 berief. Die Sache zog sich bis zum Ende des XVIII. Jahrhunders hin und wird u. a. die Abreise des mit Revision des Bauprojekts betrauten Oberarchitekten Zuccali nach Brüssel als unliebsam verzeichnet. Im Jahre 1801 brachte dann der französische General Lecombe innerhalb 6 Tagen eine Brücke fertig, welche allerdings auf die Dauer nicht standhielt; in der Folge hatte sich der churfürstliche Wasserbaudirektor v. Riedl damit zu befassen, aber erst unter Montgelas wurde im Jahre 1809 mit einer hölzernen Brücke Ernst gemacht, deren Ersatz durch eine massive Brücke dieser Tage endlich erfolgte.

hin einigermaßen beachtenswert, daß einer der Bewohner desselben Cremponer genannt wurde, während es in München zuvor den Bildhauer Crempon gegeben hat und während in Maria-Einsiedel auf dem Anwesen neben der Urbarsmühle Leute wie die Gebrüder Aam und später adelige Familien hausten — es kann aber möglicherweise das „Zwingerhaus" auf andere Verhältnisse deuten. In dieser Beziehung ist doch von Interesse, daß das Zwingerhaus die Wolfratshauser-Staatsstraße an ihrer stärkst gekrümmten Stelle beengend im knapp bemessenen Anwesen einen alten 22 m tiefen gut ausgemauerten Brunnen besaß, welcher viel weiter nach Westen zurücklag, als es die Brunnen der übrigen Obersendlinger Anwesen, welche teilweise hart an der Straße liegen, sonst aufweisen. Bei Errichtung eines Landhauses im Jahre 1896 fand sich, daß das Terrain rings um den Brunnen künstlich aufgeschüttet war, auch fand sich an einer ca. 15 m entfernten Stelle in ca. $3^1/_2$ m Tiefe unter der Erde noch ein Graben von 0,8 m Breite, welcher in seiner Sohle an den beiden Rändern stark ausgetreten war, wahrscheinlich also gebückt begangen werden mußte, über dessen Zweck nichts erhellt und welcher im Zusammenhang mit den unterirdischen Gelassen um den Brunnen herum, an jener Stelle, wo allem Vermuten nach der ehemalige Burgstall gewesen sein muß, auf frühere unterirdische Behausungen, welche zeitweise Gefängniszwecken gedient haben könnten (daher etwa die Bezeichnung „Zwingerhaus"), hinweist. Auch im Nachbaranwesen südlicherseits, welchem der beregte Brunnen mit zugehörig gewesen sein dürfte, sollen sich besonders tiefe, teilweise eingefüllte Keller befunden haben. Die in Frage stehenden Anwesen betreffen Hausnummer 15 und 14 der Wolfratshauserstraße. —



Beiträge zur Geſchichte Max Emanuels.

Aus den Mörmann'ſchen Papieren mitgeteilt von Anton Freiherrn von Ow.

(Fortſetzung.)

VIII. Graf Max Preyſing an Mörmann in Wien 1722 und 1725/26.[1])

464.

(Venedig 15. Mai 1722.) Ich danke für die freundlichen Glückwünſche zu meiner Beförderung und bitte, mich für Ihren aufrichtigen Freund zu halten, der voll Achtung und Zuneigung für Sie iſt und auch als Freund tituliert ſein will; jedenfalls bitte ich den mir nicht zukommenden Titel „Exzellenz" wegzulaſſen.

465.

(Fontainebleau 9. September 1725.) Vor 8 Tagen kamen wir nach Paris — der Kurprinz unter dem incognito eines Grafen von Haag und Herzog Ferdinand unter dem eines Grafen von Cling — und ſeit 5 Tagen befinden wir uns hier in Fontainebleau.[2]) Der Herzog[3]) und Comte de Charolais ſandten uns je einen Kavalier bis Châlons entgegen. Unſere beiden Prinzen wohnten vergangenen Mittwoch der erſten Begegnung Ludwigs XV. mit ſeiner Braut bei, die außerhalb von Morette, zwei gute Stunden von hier entfernt, ſtattfand. Als die Caroſſen des Königs und der Königin zuſammengetroffen waren, verließen beide dieſelben und begrüßten und umarmten ſich vor dem ganzen Gefolge. Der König führte ſodann die Königin mit der linken Hand zu ihrer Caroſſe und nahm mit ihr in derſelben Platz und führte ſie nach Morette, wo dieſelbe übernachtete, während der König nach Fontainebleau zurückkehrte. Tags darauf war in der Schloßkapelle von Fontainebleau die Trauung, welche Kardinal Rohan um 1½ Uhr Nachmittags vornahm. Zuerſt hielt der Kardinal eine kurze Anſprache, in der er namentlich die hohen Tugenden der königlichen Braut hervorhob, dann war Copulation und endlich Hochamt mit Te Deum, das bis 3 Uhr dauerte. Gegen Abend ſpielte man Comédie française, zuerſt: „Amphitrion", dann: „Le medecin malgrè lui". Um 11 Uhr Abends war Feuerwerk und Illumination des Gartens. Um 1 oder 1½ Uhr zog ſich der König mit der Königin zurück. Am andern Morgen ließ er dem Herzog[4]) ſagen, daß er entſchieden die Feſtung eingenommen habe. Man ſprach viel davon, daß ein Ball ſtattfinden ſollte; es wurde jedoch nichts daraus aus Mangel an Tänzern und Tänzerinnen. Am zweiten Tag, dem goldenen (?) Tag, wurde eine Cavalkade im großen Garten arrangiert, die nicht viel hieß („qui effectivement n'était rien") Am dritten Tag war Hirſchjagd und Abends italieniſche und franzöſiſche Theateraufführung. Geſtern, Maria Geburt, wie auch heute wurde gar nichts veranſtaltet, d. h. um es nicht zu vergeſſen, geſtern Abend wurde die Gartenillumination repetiert, die an ſich

[1]) Im Original franzöſiſch.

[2]) Bei den Briefen liegt eine „Liste des personnes, qui seront du voyage de Paris" von der Hand Preyſings. In derſelben ſind aufgeführt:

S. A. S. le Prince Elect.,
S. A. S. le Duc Ferd.,
le Comte Terring et deux domestiques,
le Comte de Preysing et deux domestiques,
le Comte Minuzzi et son valet,
le Comte Piosasque et valet,
le Comte Fugger et valet,
le Baron Preysing et valet,
3 Pages et leur valet,
le Père confesseur,
le secretaire du cabinet et valet,
le medecin et son valet,
le tresorier du voyage Dulac et valet,
2 Chirurgiens de corps.
3 Valets de chambre,
2 Garcons de garderobe,
2 Porte-arquebuses,
2 Garcons de chiens,
1 Confiturier,
1 Controleur,
2 Cuisiniers,
1 Courier
5 Valets de pied,
le cocher major
2 Klepperjungs
6 Valets pour 2 attelages de 8 chevaux chacun,
4 Valets pour le 3me attelage de 12 courreurs.

Im ganzen alſo 61 Perſonen!

[3]) „Le Duc" — gemeint iſt wohl der Duc de Bourbon (Henri de Condé), welchem nach dem 1723 erfolgten Ableben des Duc d'Orleans die Regentſchaft übertragen wurde.

[4]) Siehe die vorige Anmerkung.

nichts Besonderes bot. Morgen wird wieder Hirschjagd sein und Abends Comédie française. Donnerstags wird der Hof Trauer anlegen für den verstorbenen Sohn des Fürsten von Piémont. In 8 bis 10 Tagen gehen wir wieder nach Paris.

466.

(Fontainebleau 16. September 1725.) Nächsten Mittwoch werden wir nach Paris zurückkehren, wo wir kaum länger als 3 Wochen bleiben werden — eine Zeit, die man schon nötig hat, um alles Interessante zu sehen — wir kommen dann nur noch auf ein paar Tage nach Fontainebleau, um Abschied zu nehmen. Hier sind unsere 4 Prinzen im Schloß untergebracht; die Suite in einem eigens hiefür gemieteten Haus. Der große Hofstall liefert die Jagdpferde für den Kurfürsten von Köln und Herzog Theodor, der kleine Hofstall für den Kurprinzen und Herzog Ferdinand und ihre Cavaliere; hier und in dem dem Herzog gehörigen Palais Condé zu Paris werden die Prinzen von den Equipagen und Lakaien des Herzogs bedient. Man trinkt bereits auf die Gesundheit von „Hansl im Keller" der Königin, da Anzeichen dafür vorhanden sein sollen.

467.

(14. Oktober.) Gestern haben wir Paris wieder verlassen und uns zur Verabschiedung hieher begeben. Unsere Prinzen sind sehr entzückt über alles Gesehene, sie würden aber ebenso wenig wie ich Bayern gegen Frankreich vertauschen wollen. Das Incognito ist trotz dem Aufenthalt im Palais Condé vollständig gewahrt worden. Ganz unter uns teile ich mit, daß zwischen dem „Duc" und Prinz Conti, sowie unseren Prinzen keine Besuche ausgetauscht wurden; sie sahen sich nur an dritten Plätzen. Unsere Prinzen fanden, daß jene zuerst hätten kommen sollen, während der Herzog und Conti sich nicht verpflichtet fühlen, beim incognito der Prinzen denselben den ersten Besuch zu machen. Der Kurfürst von Köln bleibt auch bei seinem Vorsatz, nur diejenigen Prinzen von Geblüt zu besuchen, die ihn vorher besucht haben.

468.

(Paris . . . Oktober 1725.) Beim Abschied in Fontainebleau haben unsere Prinzen vom König prachtvolle Geschenke erhalten: Der Kurfürst von Köln einen Bischofsring mit einem großen Brillanten im Wert von etwa 30—40,000 fl., der Kurprinz einen Degen mit Brillanten und Rosetten besetzt, Herzog Ferdinand einen Hut mit sehr kostbarer Brillantenagraffe, Herzog Theodor einen Jagdmuff von Cibelmarder mit einer Schlußagraffe aus schönen Brillanten. Diese 4 Stücke haben den König gewiß 100 m fl. gekostet. Der Degen, unter uns gesagt, gefällt mir noch am wenigsten und ist derselbe auch nicht recht nach dem Geschmack des Beschenkten. Graf Morville, Minister des Auswärtigen, gab jedem der Prinzen sein Geschenk. Wir waren diesmal 3 Tage in Fontainebleau. Die Königin besuchte häufig ihre Eltern, die sich in der Nähe aufhielten; gestern sind dieselben nach dem Schloß Chambord abgereist. Vorgestern besuchte der Kurprinz die Herzogin von Braunschweig, die 2 Stunden von hier einen Landsitz hat. Ich hatte die Ehre, ihn dorthin zu begleiten. Wir werden unsere Reise über Valenciennes, Mons, Lille, Ostende, Brügge, Gent, Brüssel, dann über Antwerpen, Amsterdam, Haag fortsetzen. Wenn die Kurprinzessin mit einem Sohne niederkommt, habe ich die Nachricht nach Wien zu überbringen und bitte ich, mir rechtzeitig mitzuteilen, ob ich zu Pferd kommen soll und wo ich in Wien absteigen soll.

468.

(Lille 26. Oktober 1725.) Anruhenden Gratulationsbrief des Kurprinzen zum Namenstag des Kaisers bitte ich zu übergeben; derselbe wird wohl etwas post festum kommen. Wir machten in Cambray, Valenciennes, Mons und Tournai kurze Aufenthalte. In Mons bewirtete uns Abends der dortige Kommandant mit mehreren Kapitelsdamen, unter denen übrigens 3 sehr hübsche sich befanden. In Tournai und hier sandten die Kommandanten je eine Kompagnie mit Hauptmann und Fahne zur Begrüßung.

469.

(Brüssel 2. November 1725.) Die Erzherzogin schickte den Grafen von Gileis nach Brügge entgegen, um den Kurprinzen zu begrüßen und einzuladen im Palais Egmont abzusteigen. Der Kurprinz sandte von Gent aus den Grafen Törring voraus, um hiefür zu danken und zu melden, daß er wegen seines incognito das liebenswürdige Anerbieten nicht annehmen könne, sondern im Gasthause absteige. Wie der Kurprinz mit der Abreise von München sehr pressiert hat, so drängt er jetzt zur Rückkehr, um ja nicht zur Entbindung seiner Gemahlin zu spät zu kommen, die ihm sehr am Herzen liegt.

470.

(Amsterdam 16. November 1725.) Vorgestern Mittag kamen wir hier an, nachdem wir 3½ Tag in Haag uns aufgehalten. Graf Königseck, kaiserl. Gesandter, wollte seine Aufwartung machen, traf aber die Prinzen nicht zu Hause und ebenso trafen die Prinzen die Frau Gräfin nicht zu Hause, als sie derselben Gegenbesuch abstatten wollten. Der französische Gesandte tat alles Mögliche, um die Prinzen zu unterhalten und gab denselben zu Ehren zwei große Soupers und einen Ball. Montag oder Dienstag gehen wir von hier nach Utrecht und Bonn.

471.

(München 25. Dezember 1725.) Wir hoffen, daß das Uebel Serenissimi, so eine Oppression des Magenschlundes ist, nicht wiederkehrt und daß mit dem Aufhören des häufigen Erbrechens, Kräfte und und Appetit wiederkehren. Der Kurprinz ließ zur Vorsicht 2 auswärtige Aerzte kommen: Dr. Brunner aus Landshut und Dr. Metzger aus Regensburg, um dieselben zum concilium medicum beizuziehen. Serenissimus weiß hiervon nichts. Im Frühjahr

wird das Waſſer zu Karlsbad Hochdemſelben am beſten tun. Seit vorgeſtern haben wir wieder eine neue Braut unter den Hofdamen der Frau Kurprinzeſſin; es iſt die Freiin v. Ow, die den Baron Schurf den älteren heiraten ſoll[1]). Es wird nur noch die Zuſtimmung des Feldmarſchalls Graf Stahremberg abgewartet, die keinesfalls verſagt wird. Graf Kajetan Fugger hat um die Hand der Frl. v. Rechtenſtein angehalten, Großnichte des Generals Rechberg Herzog Theodor iſt Dienstag in Münſter abgereiſt und erwarten wir ihn täglich. Es wäre freilich längſt an der Zeit, daß man Ihnen die rückſtändigen Beſoldungen auszahlte. Dieſe Verzögerungen ſchaden nicht nur dem Anſehen des bayer. Fürſtenhauſes, ſondern lähmen auch die Arbeitsfreude der Beamten.

472.

(28. Dezember.) Der Kurfürſt hat während der Feiertage dem öffentlichen Gottesdienſt angewohnt.

473.

(München 8. Januar 1726.) Sereniſſimus leidet wieder ſehr an ſeinem Rheumatismus. Der Kurprinz läßt Ihnen ſagen, daß es ihn gefreut hat, dazu beitragen zu können, Ihnen aus Ihren pekuniären Verlegenheiten zu helfen.

474.

(11. Januar.) Heute Nacht und dieſen Morgen waren wir ſehr beunruhigt über die entſetzlichen Schmerzen, die Sereniſſimus zu erdulden hatte. Die Aerzte befürchteten das Auftreten von Krämpfen. In allen Kirchen wurden öffentliche Betſtunden abgehalten und die Prinzen begaben ſich in die Frauenkirche zu der dort ſtattfindenden Andacht. Heute Mittag ging es beſſer und ſprach Sereniſſimus wieder mit ſeiner gewöhnlichen Stimme.

475.

(29. Januar.) Der Kurfürſt hat ſeit 2 Tagen wieder heftige Halsſchmerzen und Magenleiden. Die Ärzte ſind ratlos und man erwartet aus Regensburg den Dr. Fuchs und aus Paris den berühmten Helvetius. Der Geiſt Sereniſſimi iſt friſch und auch ſeine Stimme kräftig. Vorgeſtern wurden Blutegel angewendet, die gut getan zu haben ſcheinen. Man hielte es für günſtig, wenn die Hämorrhoiden ſich wieder einſtellten, die Sereniſſimus früher immer gehabt hat, bis er einmal in Frankreich ein Mittel dagegen gebrauchte, das dieſelben vollſtändig vertrieb. Mr. Law hat eine Wohnung im Haus des Baron Cloſen gemietet und ſcheint hienach noch länger hier bleiben zu wollen. Heute iſt die Trauung des Baron Schurf mit der Frl. v. Ow in der Kapelle der Kurprinzeſſin. Das Mahl wird bei Graf Thürheim eingenommen, worauf ſich das junge Paar auf ein Landhaus 6 Stunden von hier begibt. Ich will mein neugebautes Haus hier mit Wiener Spiegeln verſehen und bitte um Zuſendung des Tarifbüchls der Wieneriſchen Spiegelmanufaktur.

476.

(München 1. Februar 1726). Die Präſidentin, Gräfin Seinsheim, iſt geſtern geſtorben und iſt das ein großer Verluſt für den bayer. Adel; ſie war überall hochgeachtet und beliebt. Unſerm gnädigſten Herrn geht es leider noch nicht beſſer; „mir iſt Angſt und Weh bei dieſem Zuſtand“. Geſtern kam aus Paris der Comte de Bavière, veranlaßt durch die Nachrichten über die Erkrankung Sereniſſimi. Der Graf von Reicherſtein iſt auch geſtern gekommen.

477.

(8. Februar.) Gott ſei Dank geht es Sereniſſimo etwas beſſer und können wir wieder Hoffnung ſchöpfen. Es ſind alle Theateraufführungen Bälle, Maskeraden und Schlittenpartien unterſagt worden, was man eigentlich ſchon längſt hätte tun können und ſollen. Der Kurprinz iſt im Begriff mit ſeiner Gemahlin per Schlitten nach dem Hirſchanger zu fahren, um Enten zu ſchießen; da ich mit ſoll, muß ich mich eilen, vorher noch etwas zu frühſtücken, wobei ich das Glas auf Ihre Geſundheit leeren werde.

478.

(19. Februar.) Das Aerztekollegium kam überein, daß Sereniſſimus ſich ausſchließlich von Eſelsmilch nähren ſolle und es wurde daher nach Württemberg geſchickt, um dort eine Eſelin, die friſch geworfen hat, zu holen. Geſtern kam auch Dr. Brunner aus Mannheim. Das eigentliche Leiden Sereniſſimi ſoll nur in Rheumatismus beſtehen und in der Unvermögenheit des Körpers neue Säfte zu produzieren, um die ſchlechten zur Ausſcheidung zu bringen. Hiefür ſoll die Eſelsmilch das Beſte ſein. Der Kurfürſt von Köln iſt auch im Begriff hieher zu reiſen, beunruhigt durch die ſchlechten Nachrichten. Der Kurprinz ließ ſich vorgeſtern zur Ader und ſchenkte ihm die Kurprinzeſſin dabei einen goldenen Degen mit Lapislazuligriff von ſehr ſchöner Farbe und ausgezeichneter Arbeit. Herzog Theodor klagt über Hämorrhoiden und ließ ſich auch zur Ader.

479.

(22. Februar.) Sereniſſimus hatte nun auch Fieber und iſt abwechſelnd ein Tag ſchlechter und einer wieder beſſer. Seine Stimme iſt übrigens kräftig und ſein Geiſt friſch.

480.

(28. Februar.) Der Kurfürſt iſt am Dienstag zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends ſanft entſchlafen und behielt ſeine Geiſtesgegenwart bis zum letzten Augenblick. Die kurfürſtl. Familie war bis aufs tiefſte erſchüttert. Die Frau Kurfürſtin und der Kurfürſt von Köln fielen in Ohnmacht und unſer neuer Herr und Kurfürſt mußte ſich zur Ader laſſen, (da er infolge der Aufregung an Blutandrang zu leiden

[1]) Maria Thereſe von Ow, Tochter des Chriſtof Joſef Frhr. v. Ow, Oberſt und Kommandant in Amberg, und deſſen Gattin, Maria Franziska Gräfin von Stahremberg. Max von Schurf, war bayer. Kämmerer und Geheimrat.

hatte). Jedermann war erbaut und getröstet über den würdigen Tod des Verlebten. Er hat während seiner Krankheit wiederholt gebeichtet und dreimal das hl. Sakrament empfangen. Er hatte sich so vollständig in den Willen Gottes ergeben, daß er nicht nur nicht die geringste Todesfurcht zeigte, sondern mit einer gewissen Ungeduld den Tod erwartete. Einmal äußerte er zu den Dienern „Wann greife ich denn einmal in die Zügel", um zu erkennen zu geben, daß er finde, der Tod brauche etwas lang, um ihm den Lebensfaden abzuschneiden. Mit erstaunlicher Festigkeit verabschiedete er sich von seiner Familie und gab jedem einzelnen seinen väterlichen Segen, den er bei der Kurprinzessin sogar auf diejenigen ausdehnte, die noch zu erwarten stehen, mit den Worten: „Vor alle jene Leibsfrucht, so das Haus von Ihr zu hoffen und zu erwarten hat." Dem Kurprinzen sagte er mehr als einmal: „Mein lieber Sohn fang halt deine Regierung mit Gott an." Obwohl er in den letzten 20 Stunden durch Urinverhaltung fürchterliche Schmerzen auszustehen hatte, verharrte er mit einer wahrhaft engelgleichen Geduld und Ruhe. Er ist wirklich den Tod eines Gerechten gestorben. Er ist heute in der Ritterstube aufgebahrt; am Samstag ist die Beerdigung bei den Theatinern. -- Graf Wackerbart teilt mir eben mit, daß marqui de Fleury als Gesandter des Königs von Polen nach Wien komme und beabsichtige, mit Ihnen gut Freund zu werden; es wäre auch gut, wenn die Häuser Sachsen und Bayern treu zusammenhalten; ihre Interessen sind ja vielfach die gleichen.

481.

(München 4. März 1726). Die Mahnung des verstorbenen Kurfürsten an seinen Sohn, die Regierung mit Gott anzufangen, ist auf guten Boden gefallen. Derselbe hat verordnet, daß der ganze Hof sich am 40stündigen Gebet in der Jesuitenkirche zu beteiligen habe, sowie am großen Seelenablaß. Er äußerte dabei, daß er hiermit zwei gute Werke auf einmal zu verrichten hoffe, einmal das Seelenheil seines Vaters durch Zuwendung der Gebete zu befördern und dann eine glückliche Regierung zu erflehen. Nach Beendigung der Andachten setzte er die Chargen fest: Graf Seefeld wurde Oberstthofmeister, Graf Thürheim Oberstkämmerer, Graf Max Fugger Oberstlhofmarschall, Baron Freyberg Oberstfalkenmeister mit dem Titel Staatsrat, Graf Seinsheim Obersilberkämmerer, nachdem er vorher Vicestallmeister war. Heute ernannte Serenissimus Baron Unertl zum Staatskanzler unter Abnahme des Finanzdepartements und ernannte die 4 Konferenzminister: Graf Thürheim Justiz, Graf Törring-Jettenbach Aeußeres, Baron Unertl Inneres (Polizei, Archivwesen 2c.) und ich Finanz neben meiner bisherigen Charge als Oberststallmeister. Letzteres schlägt in mein Fach — aber die Finanz! Ich verdiene wohl, daß Sie mich bemitleiden und mir die Bürde einigermaßen durch Ihr Mitgefühl erleichtern. Mit Gottes Hilfe will ich mein Möglichstes versuchen, um der Aufgabe gerecht zu werden; ohne die Gnade Gottes müßte ich wohl der Größe und Schwierigkeit der Arbeit erliegen. Serenissimus hat die Arbeitszeiten genau geregelt: An 3 Tagen der Woche sind Konferenzen mit den 4 Ministern und an einem ist jedesmal voller Staatsrat. Die Stunden hiefür sind von 9—11 Uhr. Die Zeit zwischen 11 und Mittag ist für eine heil. Messe und Audienzen bestimmt. Kurfürst und Kurfürstin begaben sich für den Tag der Beerdigung nach Nymphenburg, da sie die Trauerfeier zu sehr angegriffen hätte.

482.

(München 2. April 1726.) Ich bin mit Finanzgeschäften überladen und wird es noch viel Arbeit kosten, das Finanzwesen, das, wie Sie selbst wissen, sehr im argen liegt, einigermaßen zu sanieren. Es ist mir, als wenn ich ein Meer auszutrinken hätte und bedarf schon einer besonderen Gnade Gottes, um glücklich in den Hafen einzulaufen. Serenissimus ist mir Gott sei Dank eine große Stütze; wir haben jede Woche 3--4 Finanzsitzungen, denen der Kurfürst mit großer Aufmerksamkeit beiwohnt und dabei staunenswerte Sachkenntnis verrät. Sie fragen mich, ob es wahr ist, daß Serenissimus vor seinem Tode seinem Sohne eingeschärft hat, er solle stets mit dem Hause Oesterreich gutes Einvernehmen pflegen. Ich kann nur sagen, daß hiervon nicht die Rede war.

IX. Miscellanea.

Nachfolgend einiges hieher Gehörige aus der Abschriftensammlung Mörmanns, wobei ich nicht verkenne, daß sich darunter manches bereits Bekannte befinden mag:

a) Schreiben des türkischen Paschas von Ofen an Max Emmanuel in Erwiderung auf dessen Aufforderung an die Festung Ofen, sich zu ergeben.[1])

O Du Mächtiger, o Du Helfer, o Du, welcher beispringest!

Dem Tochtermann des deutschen Kaisers und unserem Freund sei dieser Gruß. Den Brief, welcher uns übersendet worden, haben wir empfangen und daraus entnommen, daß Ihr die Festung zur Uebergabe auffordert und daß Eure Güte und Milde die Vergießung menschlichen Blutes zu verhüten begehre. Die Uebergabe dieser Festung steht aber nicht in Unsern Händen, sondern allein in der starken Hand des allerhöchsten und mächtigsten Gottes. Das islamitische Kriegsheer, so sich darinnen befindet, hat sich gegenseitig verpflichtet, die Festung nicht zu übergeben. Eurer Güte und Milde könnte damit genug

[1]) Ofen wurde im Jahre 1686 erstürmt, nachdem dasselbe 145 Jahre lang von türkischen Paschas verwaltet worden war. Dasselbe galt als Hauptbollwerk des Islam in Europa. Der Pascha fand bei dem Kampfe den Heldentod. Obiges ist eine Abschrift der authentischen Uebersetzung des türkischen Originales, welches ebenfalls in Abschrift vorliegt. Dasselbe enthält keinen Datum.

getan werden, daß eine andere Festung je nach Uebereinkunft übergeben würde, sowie damit, daß durch Frieden und Waffenstillstand die Ursache der Blutvergießung aufgehoben würde. Ihr könntet durch Friedensstiftung ein glückseliges Werk verrichten. Hätte man je so etwas gesehen, wie die hieraus zu erhoffende Wohltat eines Friedens bis zum Ende der Welt? Wendet derowegen allen Euren Fleiß an, auf daß man zu einem solchen Vertrag schreite, damit das Volk beiderseits nicht unter die Füße gerate und zertreten, sondern von allen Ungelegenheiten erlöst werde. Die Güte der Allerhöchsten Majestät Gottes wolle diese zwischen beiden Reichen entstandenen Kriegsflammen, Zwiespalt, Uebel, Krieg und Blutvergießen abwenden. Amen.

Auf diesen Brief wollet uns wieder eine Antwort geben. Der Friede sei über denjenigen, so auf dem rechten Weg wandeln.

Verdolmetscht durch Joh. Bapt. Podesta der Röm. Kaiserl. Majest. Orientalischer Sprachen-Secretarius.

b) Eine Charakteristik Max Emanuels aus dem Jahre 1695.[1])

Der Kurfürst von Bayern hat großen Mut, und das Kriegführen würde ihn niemals langweilen, wenn es nur alle Tage zum Kampf kommt. Die Scharmützel unterhalten ihn und er verläßt dieselben nicht gern, um anderwärts nötige Befehle zu erteilen. Sicher ist, daß er im Kriegshandwerk Erfolg hättet wenn er sich in allen seinen Teilen damit befassen wollte. Aber — wenigstens bis jetzt scheint es, daß er nur Sinn für Schlachten, Scharmützel, in die Flucht schlagen, Erobern eines Feldlagers, Siegesfreude hat. Alles andere überläßt er seinen Offizieren und kümmert sich um keinerlei Details der Truppenausrüstung, Trainierung, Verpflegung. Er kümmert sich wenig um die eigentlichen Ziele eines Krieges, ebenso wenig um die eigentlichen Geschäfte bei Führung und Beendigung eines Krieges Wie er die nicht belohnt, die ihm gut dienen, so bestraft er auch die nicht, die es wohl verdienten. Geschäftliche Arbeiten sind ihm zuwider. An Maitressen und Jagd dagegen findet er viel Vergnügen. Wo Ausgaben not tun, ist er knauserig, während bei Luxusausgaben das Geld für ihn keinen Wert hat.[2])

c) Antwort des Kaisers auf eine Vorstellung, die Max Emanuel durch seinen Gesandten in Regensburg unterm 15. Januar 1703 an den Reichstag richtete.

Der Kaiser hat vernommen, welche ärgerliche Eingabe der kurbayrische Gesandte[3]) am 15. Januar 1703 an die Reichsversammlung gebracht hat, und daß die anwesenden Gesandtschaften wegen des Inhalts derselben Anstand genommen haben, dieselbe auch nur ad notam zu nehmen. Auch der Kaiser weiß nicht, was er für sträflicher halten soll, die Taten des Kurfürsten und seiner Partei, oder dessen Reden und Schriften; sicher ist, daß Beides göttlichen und weltlichen Gesetzen widerstreitet und sich mit Pflicht und Gewissen nicht in Einklang bringen läßt. Bald nach König Karls von Spanien Ableben hat er sich mit dem König von Frankreich eingelassen und sich öffentlich als Anhänger des nach Spanien eingedrungenen Herzogs von Anjou erklärt und demselben die spanischen Niederlande ohne jeden zwingenden Grund eingeräumt, obwohl er früher mündlich und schriftlich wiederholt versichert hatte, daß er das österreichische Erbrecht anerkenne und das von Seiten des Königs von Frankreich geltend gemachte für unberechtigt halte. Er hat sogar diese seine Meinung mit Eidschwüren bekräftigt zu einer Zeit, da er hieraus noch Vorteil zu erhoffen hatte. Ferners hat der Kurfürst den Kurfürsten von Köln zu Gleichem verleitet, sodaß dieser nach Verhängung (der Acht?) mit Lebensgefahr aus seinen Landen fliehen mußte, um in Frankreich Schutz zu suchen.

Der Kurfürst von Bayern hat ferner unter dem Schein einer Neutralität sich bemüht, im Reich eine Partei für Frankreich zu bilden, und bei sich selbst so gerüstet, daß französische Unterstützung hiezu nicht abgeleugnet werden konnte. Er hat auch im bayr. Kreis weit über das Maß hinaus gerüstet, das diesem Kreis von Reichswegen obgelegen hätte. Obwohl seine reichsfeindliche Gesinnung bei Gelegenheit der Fortschaffung des von ihm als burgundischen Gesandten bevollmächtigten Herrn Neuensorge aus Regensburg und bei anderen Gelegenheiten genugsam zu Tage trat, hat er doch mit dem Kaiser geheime Verhandlungen gepflogen und als Preis seiner Freundschaft den Königstitel und andere fast unmögliche Dinge begehrt — und das alles, nachdem er bereits mit Frankreich sich eingelassen hatte. Die Verabredung mit Frankreich, deren Entwurf der Kurfürst im Frühling 1702 dem Marschall de Villars übersandte, ging dahin, daß die französischen Truppen bei Fort Louis und Huningen den Rhein überschreiten sollen, um dann zum Teil den Truppen unter dem Markgrafen Ludwig von Baden zu begegnen, zum Teil der Armee des Kurfürsten von Bayern, der inzwischen Ulm zu besetzen hätte, entgegen zu ziehen. Dies wurde auch ausgeführt und hat der Kurfürst an Unserm Frauentag 8. Sept. (Maria Geburt) v. Js. unter Verunehrung und Verspottung Gottes und seiner Heiligen die freie Reichsstadt Ulm teils mit schändlicher Hinterlist, teils mit unchristlicher Gewalt und Blutvergießung eingenommen, und das zu einer Zeit, da die Reichsversammlung beriet, wie dem Feinde zu begegnen

---

[1]) Im Original französisch. Druckort und Autor des zitierten Buches sind nicht angegeben. Das Urteil über Max Emanuel dürfte etwas einseitig sein. Die Abschrift ist bezeichnet als: „Auszug aus einem Buche, das betitelt ist: „Le porte-feuille“ und im Jahre 1695 getruckt wurde.“

[2]) Die letztere Phrase lautet zwar im Französischen anders, dürfte aber sinngemäß am besten, wie geschehen, übersetzt werden.

[3]) Herr von Zindt.

sei, und bei eben dieser Reichsversammlung des Kurfürsten Gesandter mit betrüglichen Schmeicheleien und leeren Vertröstungen auftrat. Zu gleicher Zeit belagerten die kaiserlichen Truppen die Festung Landau, und hofften, die Verbündeten (Frankreich und Bayern) durch ihr Vorgehen Landau für Frankreich sichern zu können und es den französischen Truppen zu ermöglichen, in das Herz des römischen Reichs und der kaiserlichen Erblande einzudringen. Frankreich und Bayern wollten sich dann auf Kosten von Kaiser und Reich bereichern, wie aus abgefangenen Briefschaften klar hervorgeht. Der Kurfürst hat auch den fränkischen und schwäbischen Kreisen gedroht, daß er sie aufs härteste heimsuchen werde, wenn sie ihre Völker gegen Frankreich ziehen lassen würden. In den kaiserl. vorderösterreich. Landen und im schwäbischen Kreis hat er die Untertanen bedrückt, gebrandschatzt und vieler Orten denselben gedroht, wenn sie nicht ihren Herrschaften untreu würden. Auf Bitten der Reichsversammlung erging ein mehr väterlich gehaltenes Mahnschreiben an den Kurfürsten, aber ohne Erfolg. Ja er drohte vielmehr gegenüber den kurmainzischen und anderen Vorstellungen. Der Kurfürst in Köln hat seinem Bruder, dem bayr. Kurfürsten, ein Schreiben zugeschickt, worin er die Regensburgischen Gesandten aufs gröblichste beschimpft und damit droht, man wolle die Stadt Regensburg schon fasten machen und den Gesandten wacker auf die Finger klopfen. Als der Reichstag sich durch Drohungen nicht irremachen ließ, sondern erklärte, wenn der Kurfürst wie bisher fortfahre, müsse er als Reichs- und Vaterlandsfeind erklärt werden, hat der kurbayr. Gesandte freventlich protestiert. Trotz allem hat der Kaiser noch langmütig zugewartet, mit anderen bayr. Ministern verhandeln und vorstellen lassen, daß Kurbayern den Reichsschlüssen sich nicht widersetzen dürfe, daß es sein und der Seinigen Wohl bedenken soll.

Statt dessen ging Bayern immer weiter und macht sogar geltend, daß selbst der Papst vollständig mit ihm einverstanden sei. Alles gütliche Zureden war umsonst und hat der Kurfürst erst unlängst gegenüber dem, unter besonderem kaiserlichem Schutz stehenden Stift Passau und dem Herzogtum Pfalz-Neuburg Gewalttätigkeiten verübt. Dabei hatte der kurbay. Gesandte von Zindt die Stirne, am 15. Januar 1703 eine Eingabe an den Reichstag zu bringen, in der Bayern sich nicht nur nicht entschuldigt, sondern im Gegenteil Kaiser und Reich beschuldigt, illoyal gegen den Kurfürsten zu handeln 2c. Der Kurfürst hat in Briefen sich dessen gerühmt, daß er Frankreich außerordentliche Dienste geleistet habe und daß er nun bald dem ganzen Reiche werde Gesetze diktieren können. Er hat namentlich auch durch sein Vorgeben, die Religion schützen zu wollen, sich Anhänger zu verschaffen gesucht, aber außer einigem Bauernvolk ist Niemand auf den Leim gegangen, namentlich Geistlichkeit und Adel in seinen eigenen Landen klagen über die französische Bedrückung, wie auch keine zehn bayr. Adlige in seinem Kriegsheer dienen.

Obwohl der Stadtrat in Regensburg den kurbayr. Gesandten in Regensburg in der Stille ernstlich gebeten, das öffentliche Werben für die bayrisch-französischen Truppen einzustellen, sind doch die Werber mit 2 Trommeln herumgegangen und haben öffentlich geworben. Der Kurfürst will selbst die Besetzung von Passau u. den Einfall in die böhmischen und österreichischen Erblande als eine Maßregel zur Aufrechterhaltung des Friedens hinstellen. Aus lauter Geld- und Ehrgeiz hat er bereits viel Unglück gestiftet.

Der Kaiser läßt es hiemit dabei bewenden, daß die kurfürstliche Eingabe verworfen und bei den Reichstagsakten nicht aufbewahrt wird, und versieht sich zu allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen etc, daß sie der ergangenen Aufmahnung nachkommen. Auch vertröstet er sich in dieser so gerechten Sache mit vollem Vertrauen des göttlichen Beistandes.

Geschehen zu Regensburg den . . . Februar 1703.

d. Manifeste de l'Electeur de Bavière 1704.[1])

Der Kaiser hat mir vorgeworfen, ich sei ein ehrgeiziger Fürst, der sich gegen die Satzungen des Reichs vergangen, und verbrecherische Verbindungen mit Fremden gegen das eigene Vaterland angeknüpft hat; ferner wurde mir vorgeworfen, daß ich undankbar sei gegenüber den Wohltaten, die das Haus Bayern vom österreichischen Kaiserhaus genossen hat. Ich habe aber nichts getan, was gegen die Reichssatzungen verstieße, und wenn ich dem Kaiser nicht so zugetan bin, wie er es erwarten zu können glaubt, so ist er selbst daran schuld, weil er von mir verlangt, was ich mit meiner Ehre nicht vereinbaren kann. Was endlich die Dankbarkeit anbelangt, so hat Bayern auf dieselbe ebensowohl Anspruch für die von uns stets dem Haus Oesterreich geleisteten Dienste.

Der Kaiser hat den Krieg veranlaßt und hat mich zwingen wollen, mitzuhelfen, um den König von Spanien, meinen Neffen zu entthronen. Da ich dies nicht tun wollte, hat er mir den Krieg erklärt. Nach dem Ryswicker Frieden wäre ich überhaupt nicht berechtigt gewesen, ohne Grund gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen. Zur Zeit dieses Friedensschlusses war ich Statthalter der spanischen

NB! Gegen die bayrische Erklärung nahm der kaiserl. Prinzipalkommissar v. Lamberg Stellung (Caesar aquilinius I. 399). Darauf folgte das (von Ow nunmehr angegebene) Kommissionsdekret vom 14. Februar 1703 (Caes. aquil. I. 416 und Cassander Thuncelius, Reichs-Staatsakten III 378), dem eine Anzahl (7) den Kurfürsten belastende Briefe beigegeben waren.

[1]) Manuskript von 80 Seiten in folio in französischer Sprache mit der Bemerkung: „Ce manifeste se trouve imprimé dans le livre, qui a pour titre: Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle par Mr. de Lamberty tom. 3 page 26 à la Haye 1726". Obiges ist ein Auszug aus dem Manifest.

NB! Dieses Manifest ist in deutscher Sprache publiziert in „Europäischer Fama" XXX 389 ff.

Niederlande, die seit Max I einen der Reichskreise bilden. Da der König von Spanien Karl II ohne Erben war, zeigten sich sowohl der Kaiser wie auch der Dauphin entschlossen, ihre Erbrechte eventuell geltend zu machen. Aller Augen richteten sich daher voll Hoffnung auf meinen einzigen Sohn erster Ehe, der ebensolches Erbrecht geltend machen konnte und durch dessen Erhebung auf dem Thron Spaniens ein blutiger Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich hätte vermieden werden können. Frankreich hätte das Erbrecht meines Sohnes bereitwillig anerkannt; alle unbeteiligten Mächte hatten sich für dasselbe erklärt. Der Kaiser wäre der Einzige gewesen, der demselben widersprochen hätte[1]); derselbe wäre aber damit ganz isoliert geblieben.

Das unselige Geschick, das Oesterreich seit 40 Jahren in Ungarn und Spanien so begünstigt, hat diesen jungen Prinzen vor der Zeit hinweggerafft. Er starb an einem leichten Unwohlsein, das ihn schon einigemal ohne jede Gefahr befallen hatte, zur Zeit, als er noch nicht berufen war, die Krone Spaniens zutragen.[2]) Ich kümmerte mich fortan nur mehr um die Verwaltung der Niederlande und nahm keinen Teil an den Verhandlungen, die gepflogen wurden, um einem spanischen Erbfolgekrieg vorzubeugen. Nach dem Tode Karls II. beschränkte ich mich darauf, die Befehle auszuführen, die mir aus Madrid zukamen und im übrigen wartete ich ab, was für eine Stellung das Reich zur Sache einnehmen würde. Ich verhehle keineswegs, daß ich die Anweisungen aus Madrid, den Herzog von Anjou als Philipp V. anzuerkennen, mit Freude befolgte, hoffte ich doch, daß hiedurch ein europäischer Krieg vermieden werden könnte, und Philipp war einer meiner Neffen, der Sohn einer Schwester, mit der mich von jeher die innigste Freundschaft verband. Wie ich handelten auch die übrigen Regierungen des ausgedehnten spanischen Reiches. Auch die übrigen Mächte von England und Holland haben nach einigem Zögern Philipp V. anerkannt; daß dieselben jetzt zum Kaiser halten, dafür kann ich nichts. Der Kaiser hat den Frieden gestört, indem er gegen das Testament Karls II. sich auflehnte, das ein offenbares Werk des Himmels war. Karl II. wurde in seiner letzten Willensäußerung bestärkt durch Papst Innozenz XII.[3]), den er einige Monate vor seinem Tode wiederholt zu Rate zog. Während der Kaiser noch vor 12 Jahren ein so großes Gewicht auf die Volksstimme legte, daß er Wilhelm III. ohne Zaudern als König von England anerkannte, mißt er nun der Einstimmigkeit, mit der die Spanier Philipp V. anerkennen, gar keine Bedeutung bei.

Der Kaiser mit seinen Verbündeten suchte Deutschland in den Krieg hineinzuziehen. Das deutsche Reich hatte aber kein Interesse an diesem Krieg; es genügte ihm, daß der neue König von Spanien des Reiches Rechte gegenüber denjenigen Teilen der spanischen Monarchie anerkenne, die zum Reich gehören. Philipp V. hat auch sofort um die Belehnung mit dem Herzogtum Mailand in Wien nachgesucht. Es lag im Gegenteil im Interesse des Reichs, daß die Macht des Kaisers nicht dadurch noch mehr ins Ungemessene wachse, daß ein Bruder des Kaisers, König von Spanien würde. Kein Staatswesen bedarf so sehr des Friedens wie das Reich; denn im Kriege laufen die schwächeren Reichsfürsten Gefahr von den stärkeren — eventuell von dem Kaiser selbst — unterdrückt zu werden. Oesterreich ist schon so mächtig, daß es selbst die größte Gefahr für das Deutsche Reich ist. Wird es noch mächtiger, so untergräbt es die Fundamente des ganzen Reichsgebäudes. Einige protestantische Reichsfürsten trachten schon mit Hilfe des Kaisers geistliche Nachbargüter mit Beschlag zu belegen, auf die sie schon lang ein Auge geworfen. Das Gut des Schwachen steht in Gefahr, vom Mächtigeren verschlungen zu werden. Viele im Reich sehnten sich daher darnach, daß ich in meine Staaten zurückkehre und einen Widerstand gegen die Gewaltpläne des Wiener Hofes ergreife. Die Kreise von Franken und Schwaben luden mich ein, eine Friedensliga zu bilden und so wurde im August 1701 der Vertrag von Heilbronn geschlossen, den sogar der Kurfürst v. Mainz in seiner Eigenschaft als Bischof von Bamberg unterzeichnete. Dazwischen scheute ich keine Mühe und Aufwand, um Bayern in Verteidigungszustand zu setzen und gegen eine etwaige Invasion zu schützen.

Obwohl mein Bruder, der Erzbischof von Köln und die Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel nur ihre Neutralität zu waren bestrebt waren, besetzten Engländer und Holländer mehrere feste Plätze im Kölnischen und fielen ins Braunschweigische ein. Ich war von mächtigen Feinden umgeben und täglich fielen Freunde eingeschüchtert von mir ab. Da entschloß ich mich, Ulm zu besetzen. Diese Maßregel war notwendig zum Schutz meiner Staaten, namentlich nachdem der Kreis Schwaben, auf den ich sicher gerechnet hatte, von der Friedensliga abgefallen war. Endlich erklärte der Reichstag in Regensburg an Frankreich den Krieg, um meinen Neffen, den König von Spanien zu entthronen. Es wäre zu wünschen,

---

[1]) Siehe dagegen Mörmanns Berichte von Wien über die Aufnahme, die die Erbseinsetzung des bayr. Kurprinzen in Wiener Hofkreisen gefunden hat. (Jahrgang 3 dieser Monatsschrift S. 177 f.)

[2]) Max Emanuel spielt hier darauf an, daß seinem Sohne von österreichischer Seite der „poudre de succession" beigebracht worden sein könnte. Ich bezweifle, ob er wirklich eine derartige Vermutung hegte, oder ob er nicht vielmehr den im Volke verbreiteten Glauben an eine Vergiftung benützte, um damit sein Vorgehen gegen den Kaiser zu rechtfertigen. Siehe hieher Mörmanns Berichte vom 17. Jenner 1699 in fine und folgende, zu denen Geheimrat v. Mayr bemerkt, daß er selbst der Sektion beigewohnt habe und daß keine Spur von Vergiftung entdeckt wurde. (s. Weiß Weltgesch. 3. Aufl. Band X S. 65.)

[3]) s. Weiß Weltgesch. 3. Aufl. Band X S. 660, wonach Innozenz XII. jede Einmischung vermied.

daß das deutsche Reich im Interesse seiner Ehre diesen Beschluß zurückzöge, damit nicht eine so schmähliche Erinnerung auf die Nachwelt gelangt. Es ist damit einem König der Krieg erklärt, der, nur um den Frieden des Reichs nicht zu stören, sich den Linien von Germersheim nicht genähert hat und der peinlichst alles vermieden hat, was Verdacht erregen könnte. Die Nachwelt wird es bestätigen, daß das Reich aufs leichtfertigste und aus Gründen, die das Reich als solches gar nicht tangieren, den Krieg erklärt hat. Das Reich ist bei der spanischen Erbfolge gar nicht beteiligt und hat kein Recht, den anzugreifen, der sich in den Besitz Spaniens gesetzt hat. Als Grund für die Kriegserklärung wurde auch angeführt die angebliche Vergewaltigung des Kurfürsten von der Pfalz und des Fürsten v. Montbeliard durch französische Truppen. Das französische Vorgehen war aber auf Grund des Ryswicker Friedens berechtigt, da die Pfalz mit Zahlungen an die Herzoginwitwe von Orleans im Rückstand war und der Fürst von Monbeliard die katholische Religion bedrängte; im Ryswicker Frieden war ausdrücklich bestimmt, daß der Kurfürst von der Pfalz eventuell zwangsweise Beitreibung gefallen lassen müsse und daß der Fürst v. Montbeliard die Religionsverhältnisse in statu quo belassen müsse. Der Kurfürst von Köln hat franz. Truppen nur zu seinem Schutz berufen und keineswegs, um Köln an Frankreich auszuliefern. Durch den Reichsschluß wurde mir die Möglichkeit benommen, neutral zu bleiben, da derselbe nur 2 Parteien: hie Kaiser hie König von Frankreich kennt. Ich neigte mich nun der Sache zu, die mir die Gerechte schien und entschloß mich, lieber Gefahren auf mich zu nehmen, als die Schwäche zu haben mich den Wiener Drohungen zu beugen. Ich habe damit nur das Beispiel anderer Hochsinniger Fürsten des Reichs befolgt, so das des Kurfürsten Moritz von Sachsen, der 1551 mit Heinrich II. von Frankreich ein Bündnis wider den Kaiser schloß, ferner das des Kurfürsten von Trier, des Fürsten von Hessen und mancher anderen, als sie während des 30jährigen Krieges sich Frankreich anschlossen. Obwohl in Wien die Generale bereits ernannt waren, die gegen mich vorgehen sollten, die bayer. Städte bereits bezeichnet wurden, die von kaiserlichen Truppen besetzt werden sollten, habe ich mich doch nur in der Defensive gehalten, bis die Kaiserlichen in meine Staaten einfielen. Man kann mir daher nicht den Vorwurf machen, als wenn ich den Krieg im Reiche angefangen hätte. Ich war schließlich gezwungen, die Hilfe in Anspruch zu nehmen, die mir der König von Frankreich anbot. Meine Waffen richteten sich nie gegen das Reich, sondern nur gegen das kaiserliche Heer. Das Haus Oesterreich hat nur noch einen Schritt zu machen und aus dem alten Reich ist eine Monarchie geworden, die dem Kaiser allein das Recht zuspricht, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Haben die Stände diese Gefahr nicht erkannt? Viele sind unterlegen aus Mangel an genügender Macht, viele aus Mangel an Mut und weil sie sich verführen ließen; alle schließlich haben eine Nachgiebigkeit bezeigt, wie sie sonst unter Deutschen nicht üblich war. Das Haus Bayern allein fühlte Kraft und Mut genug, um dem Sturm zu widerstehen.

Diejenigen Mächte, die zur Erhaltung des Friedens auf meinen Sohn gehofft hatten, sannen auf neue Mittel, wie dieser Friede erhalten werden könne, nachdem ihre Hoffnung durch den unerwarteten Tod („la mort peu attendue") dieses Kindes vereitelt worden war. Sie schlossen den berühmten Teilungsvertrag. Durch denselben wäre der Friede wohl erhalten worden; der Kaiser jedoch hat sich demselben nicht angeschlossen, die spanische Krone für seinen 2. Sohn war ihm nicht genug; er wollte das Ganze haben, selbst wenn es einen blutigen Krieg koste. (Folgt ein längerer, historischer Exkurs zum Nachweis, daß der Vorwurf der Undankbarkeit unbegründet sei und daß von jeher das Haus Oesterreich viel mehr Bayern zu verdanken habe, als umgekehrt.) Als endlich meine erste Frau in Wien starb, während ich in Brüssel war, zeigte der Kaiser so wenig Vertrauen zu mir, daß er sich die Verwahrung der kostbaren Schmucksachen bis zur Majorennität meines Sohnes vorbehielt.[1]) Sei es, um mich zu demütigen, sei es, um diese Gegenstände sich anzueignen, mißbrauchte der Vater seinen Einfluß auf die Tochter, um diese ein Testament machen zu lassen, das sie freiwillig nie gemacht hätte. Ich gestehe, daß dieses Vorgehen mich verletzt hat.

Ich kann es getrost dem Urteile des Reichs und Europas überlassen, wer von uns einen ungerechten Krieg begonnen hat und auf welcher Seite von Undankbarkeit gesprochen werden kann. Ich habe die Waffen zur Verteidigung ergriffen. Meine Vorfahren und ich haben dem Haus Habsburg wesentliche Dienste geleistet, ohne etwas anderes dafür zu empfangen als ganz geringe Anzeichen von Erkenntlichkeit.

e.) Einiges aus den Jahren 1703—1706.

In der bezüglichen Sammlung Mörmanns finden sich:

1. Gedruckter Bericht über die Schlacht bei Höchstädt vom 20. Sept. 1703; deutsch und französisch.

2. Gedruckter Brief des Feldmarschalls Grafen Arco an den Kurfürsten über die Schlacht auf dem Schellenberg bei Donauwörth vom 2. Juli 1704; deutsch und französisch.

3. Plan zu letzterer Schlacht — gedruckt.

4. Verlustliste der Kaiserlichen vom 2. Juli 1704 gedruckt.

5. Gedruckte Bemerkungen zum Plan der Schlacht vom 2. Juli 1704. Auf bayerisch-französischer Seite ist unter den Toten von Konsideration aufgeführt: „Graf Emmanuel von Arco, kurfürstlicher Brigadier,

[1]) Um die alsbaldige Versetzung der Kleinodien in Amsterdam zu verhüten. (S. Jahrgang 3 dieser Monatsschr. S. 142 No. 2)

nachdem ihm eine Musketenkugel durch den Hals gegangen, ist elendiglich in der Donau umkommen."

6. Ein Kupfer: die Schlacht vom 2. Juli 1704 darstellend mit gedruckter Beschreibung (vom österreichischen Standpunkt aus.) Hier sind durch einen Deserteur als tot auf bayrisch-französischer Seite gemeldet: General von Lützelburg, General Maffei, der junge Graf Arco. Die Beschreibung schließt mit dem Vers:

Wie Gottes Allmacht will, so müssen auch die Waffen
Das Recht verteidigen, das Unrecht aber straffen,
Der Adler hebt sich mehr empor, der Hahn erliegt,
Des Cäsars Arm und Faust mit Alliirten siegt.

7. Gedruckter Extrakt des Berichts des Grafen Styrum d. d. Baldingen 24. Sept. 1703 an den Markgrafen von Baden über die Schlacht vom 20. Sept. 1703 mit gedrucktem Plan der Schlacht.

8. Kupfer über die Schlacht bei Höchstädt vom 13. August 1704 mit gedruckter Beschreibung. Ein allegorisches Bild stellt den Adler vor, der dem Hahn die gestohlenen Federn ausrupft; ein kaiserlicher Soldat hält einem französ. die Pistole vor den Kopf und spricht „Geh hin wo du herkommen."

9. In einem Manuskript sind die bayerischen Verluste infolge der Schlacht vom 13. August 1704 folgendermaßen spezifiziert:

„Die seit der Höchstädter Schlacht von Bayern wegkommenen Land und Leut:

Das Herzogtum der Oberpfalz, worüber zuvor das ganze Reich garantirt hat,
die Landgrafschaft Leichtenberg,
die schöne und große Grafschaft Cham mit denen darin befindlichen Städt,
die Grafschaft Schwabegg,
Herrschaft Mindelheim,
Herrschaft Wiesensteig,
Stadt Schongau und größte Teil selbigen Gerichts.
Alle Dörfer Unterthanen und Hofmarchen zwischen dem Lech u. Werdafluß,
die an den Grenzen von Böheimb abgetretenen Hofmarchen und Unterthanen,
das ansehnliche Dorf Lechhausen und selbig angrenzendes Territorium.
Die Herrschaft Hals mit dem Preuhaus ist zu einer immediaten Herrschaft gemacht und Sr. Exzell. Grafen v. Sinzendorf geben worden;
Die Stadt Dietfurt und Markt Riedenburg samt zugehörig Hofmarchen als immed. Herrschaft dem Reichsvizekanzler Graf Schönborn;
Das ganze schönst und best Land jenseits des Inn und Salzach mit folgenden Städten etc.
Braunau sammt ganzem Gericht,
Schärding sammt Gericht u. Markt Altheim,
Markt Ried und Kastenamt,
diese 3 Ort hat der Kaiser für sich behalten und sollen Oberösterreich einverleibt werden.
Mauerkirchen sammt großem Landgericht, Wildharter (Weilharter) First und den vornehmsten Burghauser Kastenunterthanen — war das beste Kastenamt in Bayern — als immed. Herrschaft dem Grafen Löwenstein;
Markt Uttendorf und Mattighofen sammt Gericht und Preuhaus dem Cammerpräsident Graf Stahremberg;
Friedburg und Wäldshut sammt dem schönen und guten Kastenamt dem Obristhofkanzler Baron Seilern;
Stadt Abendsberg sammt vornehmem Lehen dem Graf v. Traun,
Stadtamhof dem Vernehmen nach der Stadt Regensburg,
Stadt Wemding sammt Gericht dem Grafen Oetting,
St. Nikola dem Bistum Passau;
Seint die Zeughäuser bis auf ein Weniges evacuiert worden.
Der Kurfürstin Baarschaft und Geschmuck.
Die kurfürstlichen Mobilien sind von der Landschaft ausgelöst worden mit 150 000 fl.
Allein bei den an Inn und Salzach hinweggekommen Unterthanen hat der Aufschlag 36 000 fl. getragen, der nun der Landschaft entgeht, die überdies eine Landschaftsschuld von 70/m fl. zu verinteressieren hat.

Dann noch die schöne Festung, der Rotheberg, der Stadt Nürnberg übergeben worden, desgleichen ist hinwegkommen die Stadt Donauwörth und Herrschaft Wertingen."

Fortsetzg. folgt.

Mitteilungen aus den oberbayerischen Ortsvereinen.

Mit 4 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen.

68. Nach einer Zeitungsnotiz sollen im März d. J. Fundamentmauern eines römischen Hauses an der Friedberger Landstraße in **Lechhausen**, Bez. Friedberg, bei dem Anwesen des Oekonomen Illenberger daselbst zum Vorschein gekommen sein. Es wären dies wichtige Anhaltspunkte für den Lauf der Römerstraße Augsburg—Regensburg. Allein eingezogene Erkundigungen ergaben keine Bestätigung der angeblichen Spuren und scheint der Nachricht keine sichere Quelle zugrunde zuliegen.

69. Ein außerordentlich schöner und wertvoller Fund wurde, wie uns Herr Reallehrer Schober aus **Landsberg** mitzuteilen die Güte hatte, in dem Missionskloster St. Ottilien, früher Emming gemacht.

Eine Besichtigung an Ort und Stelle bestätigte die Nachricht von dem Funde, der allerdings schon vor einigen Jahren gemacht, aber erst jetzt bekannt wurde. Beim Ablassen und Reinigen eines innerhalb des um-

mauerten Klostergartens, westlich der Kirche befindlichen Weihers, wurde ein prachtvoller goldener Fingerring mit ovaler Gemme aus rötlichem Steine (Achat?) ausgebaggert, auf dem eine nach rechts schreitende nackte männliche Figur mit Helm, Schild und Lanze (Mars?) eingeschnitten ist. Der massive, schwere Goldring ist von römischer Herkunft, in gutem Stil und für die römische Periode Oberbayerns bisher der wertvollste bekannt gewordene Fund. Der Ring ist im Besitz des Klosters. Ungefähr um gleiche Zeit wurde bei dem Begräbnisplatz (früher Kalvarienberg) ein La Tene-zeitliches Begräbnis aus dem 2. bis 3. Jahrh. v. Chr. gefunden, ein Beweis, daß die Umgebung von Emming archäologisch nicht unbedeutend ist und vielleicht noch mehr Funde zu erwarten sind.

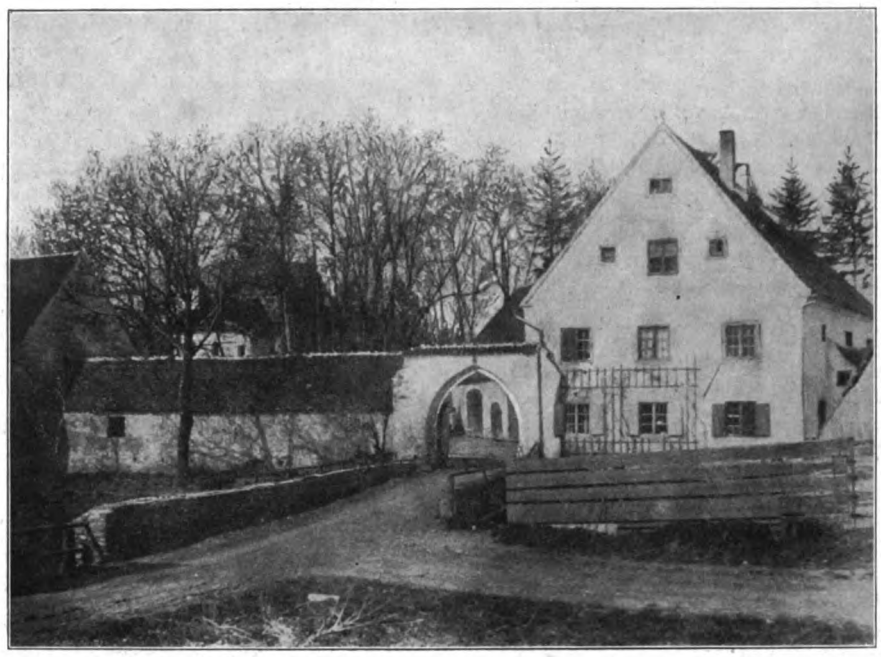


Abb. 2. phot. Erhard.

70. Eine der wenigen Burgruinen Oberbayerns ist die der ehemaligen Burg Haltenberg am Lech, Bez.-Amt **Landsberg.** Der gewaltige, in seinem Unterteil noch stehende runde Bergfried der Burg hat früher stets als Römerturm sich behandeln lassen müssen. Eine uns von unserem geehrten Mitglied Herr Dr. Erhard zur Reproduktion überlassene Aufnahme (Abb. 1) zeigt die Ueberreste des Turmgiganten nebst einem Stück der alten Mauer, sowie des später an dieser Stelle erbauten Kapellchens. Die zweite Aufnahme (Abbild. 2) zeigt den Turm und die Kapelle im Hintergrund und die nach Süden vorgebauten Oekonomiegebäude mit dem alten Toreingang. Eine Geschichte der Burg und Hofmark Haltenberg finden unsere Leser im IV. Bande des oberb. Archivs S. 271 ff., eine kurze Beschreibung der bau- und kulturgeschichtlichen Reste im I. Band der Kunstdenkmale des Königr. Bayern S. 529

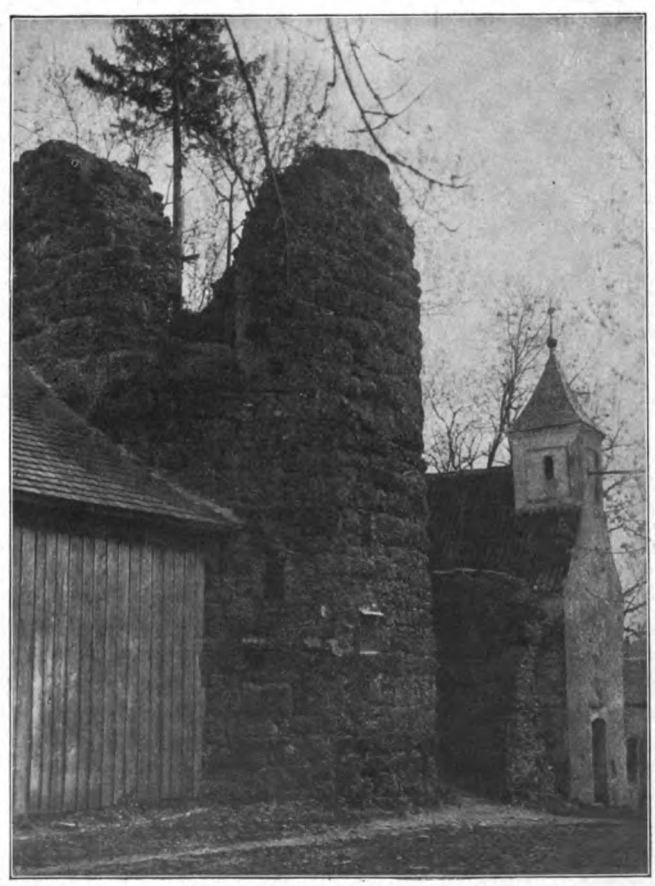


Abb. 1. phot. Erhard.

71. Der verehrte Mandatar des Bezirksamts **Mühldorf,** Herr Oberlandesgerichtsrat Finsterwald schreibt uns über einen neuen Fund in Aschau: „Im Anwesen Haus-No. 22 in Aschau wurde ein Keller gegraben, wobei in einer Tiefe v. 1,50 m ein vasenartiges henkelloses Tongefäß von grauer Farbe

mit enger Reifelung um die obere Hälfte gefunden wurde. Der Rand des sonst ganzen Gefäßes ist leider nicht mehr vorhanden. Im Erdreich fanden sich auch noch andere Topfscherben, sowie ein Stück eines menschlichen Schenkelknochens und Brandspuren. An der Fundstelle scheint früher der Aschauerbach geflossen zu sein. Der Grund, auf dem dies Gefäß stehend gefunden wurde, ist bis in Tiefe von 3 m roter sandiger Kies und schichtenweise graue Erde, angeschwemmt aus dem von West nach Ost laufenden Bach, unterhalb kommt erst der weißkalkige Innkies."

Das Gefäß ist frühmittelalterlicher Herkunft und scheinen Begräbnisse dieser Zeit hier vorzuliegen. Schon früher wurden bei der etwas westlich von der neuen Fundstelle befindlichen Kirche ebenfalls mittelalterliche Tonscherben gefunden und wird sich der frühere Friedhof, dem Anschein nach, bis hieher erstreckt haben. Die Sitte der Beigabe von Tongefäßen kommt auch bei anderen frühmittelalterlichen Begräbnisplätzen vor, so in Oberbayern z. B. bei dem Weiler Unterstandkirchen B.-A. Miesbach. Das Gefäß befindet sich in der städtischen Altertumssammlung in Mühldorf.

Abb. 1. phot. Riegel.

Abb. 2. phot. Riegel.

72. Herr Hauptmann a. D. Riegel, Vorstand des historischen Chiemgauervereins in **Traunstein** hat die Güte, uns von einem Marterl aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges eine Aufnahme zur Verfügung zu stellen, das sich im Eschenwalde unweit Reisberg, Gemeinde Kammer, Pfarrei Otting befindet und unter dem Namen „Husarenkreuz" bekannt ist. Wie die Abbildung 1 zeigt, ist es aber kein Kreuz, sondern ein Marterl. Die zweite, von Herrn Kommerzienrat Radspieler nach der von Herrn Historienmaler Fürst restaurierten Originalholztafel aufgenommene Abbildung zeigt den Vorgang mit der Unterschrift: Anno 1704 ist allda Adam Schitzinger von Rettenbach ermordet worden. Gott gieb ihm die ewige Ruhe! Auf Ersuchen teilt Herr Pfarrer Binder in Otting gütigst mit, daß sich im Liber Defunctorum der Pfarre Otting von 1685 bis 1744 pag. 83 zum 1. September 1704 folgender Eintrag finde: „September. 1 ejusdem in Kammer tumulatur Adam Schitzinger von Rettenbach im Oeschen mortuus inventus in capite graviter vulneratus sdm. com. opinionem a militibus tc tporis in Traunstain!" Wenn auch das Totenbuch keinen sicheren Beweis dafür bietet, daß die Ermordung von österreichischen Husaren, Panduren oder Tolpatschen geschah, so ist doch die Volkstradition und die offenbar alte aus der Zeit der Geschehnisses stammende Tafel selbst hinlänglicher Beweis, daß es sich um einen wirklichen Vorgang aus der Zeit des Erbfolgekrieges handelte, zu dem sich das Volk allerlei legendäre Erklärungen gemacht hat. Das Haus in Rettenbach, aus dem der Ermordete stammt, heißt heute noch „beim Schützinger."

73. Die Votivbilder und Marterln, welche noch in die Zeit des 30jährigen Krieges hinaufreichen, sind schon sehr zusammengeschwunden und es wird deren nur noch wenige, namentlich an ihrem ursprünglichen Platze, in Oberbayern, geben. Es wäre daher deren Sammlung und gesicherte Aufbewahrung, ebenso deren Veröffentlichung recht wünschenswert, da, so unbedeutend diese Denkmale an sich sind, sie doch für die lokalen Verhältnisse und für das Volksleben überhaupt recht wertvoll sein können.

Aus dem Bezirk **Ebersberg** werden wir durch den dortigen Mandatar, Herrn RA. Adam, auf ein Marterl aufmerksam gemacht, das noch in die Zeit des Schwedenkrieges hinaufzureichen scheint, wenn es auch nicht mehr in ursprünglicher Erhaltung und Lage ist. Es befindet sich nämlich an der Straße Ebersberg-Kirchseeon an dem Gartenzaun eines der letzten Häuser von Ebersberg ein von einem Marterl herrührendes Blechtäfelchen festgemacht, das, augenscheinlich öfter übermalt, einen Christus am Kreuz in der Mitte darstellt, zu dessen Seiten 12 Gräber mit kleinen Holzkreuzen sich ausbreiten, während man in den Wolken noch Posaunenreste erkennt, die zu verschwundenen Engeln als Bläser zum jüngsten Gericht gehört haben werden. Unter dem Bilde steht: „Um ein Gebet bitten die im Jahre 1634 gefallenen schwedischen Krieger, welche hier begraben wurden." Die restaurierte Inschrift soll ursprünglich gelautet haben: welche hier ermordet wurden. Diese, wenn auch vielleicht später, für die Landesfeinde aufgestellte Tafel und die Bitte um ein Gebet für die Ketzer ist immerhin merkwürdig und der Erhaltung wert.

74. Von einem andern Erinnerungsmale aus der Schwedenzeit wird uns aus **Wolfratshausen** berichtet. Dort befindet sich an der Straße zum Krankenhaus außerhalb des Orts eine „Schwedenlinde", welche leider bis auf den mächtigen Unterteil des Stammes, etwa in doppelter Mannshöhe, von einem Sturm im Jahre 1905 niedergeworfen wurde. Sie soll der Ortssage nach an der Stelle gepflanzt worden oder schon gestanden sein, wo der Meßner von Nantwein von schwedischen Soldaten, vor denen er seine Tochter schützen wollte, erschlagen wurde. Dem Umfang des Baumrumpfes nach ist es sehr leicht möglich, daß der Baum aus der Anfangszeit des 30jähr. Krieges stammt.

Ein anderes in jene Schreckenszeit hinaufreichendes größeres Votivbild befindet sich in der Kapelle zu **Au** bei **Aibling** das wir vielleicht in einer der nächsten Nummern unsern Lesern vorzuführen in der Lage sind. Vielleicht weiß das eine oder das andere unserer verehrten Mitglieder noch auf weitere in diese Zeit gehörige Marterln oder Votivbilder uns aufmerksam zu machen. Fortsetzung folgt.

Chronik des Historischen Vereins von Oberbayern.

Vor kurzem verlor der Histor. Verein von Oberbayern seinen zweiten Vorsitzenden: am Tage, an welchem der Bankoberinspektor Herr **Ludwig August Reuling** das 72. Lebensjahr vollendete — 27. Juli 1906 — entriß ihn uns ein rascher Tod; seit 3. November 1873 — also fast volle 33 Jahre — gehörte Reuling unserem Verein an, unermüdlich bemüht, das Interesse für den Historischen Verein und seine Bestrebungen in immer weiteren Kreisen zu erwecken und rege zu erhalten; seine berufliche Tätigkeit, die ihn wohl in alle Ortschaften unseres engeren Vaterlandes führte, brachte ihn hier und dort in die Lage, manchen historisch interessanten Gegenstand der Vergessenheit zu entreißen oder vor dem Verderben zu retten und den Sammlungen zuzuleiten, die ihm somit manche Bereicherung zu danken haben. Der historische Verein wird dem allzeit regen, wie hochverdienten Mann, der seit 20 Jahren schon dem Vereinsausschuß wirkungsreich angehörte, ein dankbares Andenken bewahren immerdar. K. G.

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Dr. Heldwein—München (Liebigstraße 1/2.)
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Ausgrabungen und Funde in Oberbayern im Jahre 1906.

Nach einem am 2. November im Verein gehaltenen Vortrag von Dr. Fr. Weber—München.
Mit 6 Abb. und 2 Plänen.

Das Jahr 1906 brachte für unseren Kreis Oberbayern viele wichtige Funde und Entdeckungen prähistorischer Herkunft, die fast alle vorgeschichtlichen Stufen des Gebietes berühren.

Aus der jüngeren Steinzeit fand Herr Lehrer Ried in Ludenhausen in einem schon bis auf 30 cm abgepflügten Hügel im unteren Eichholz bei Obermühlhausen, B.-A. Landsberg, einer einst an Hügelgräbern reichen Gegend, die aber jetzt leider fast sämtlich der Bodenkultur zum Opfer fielen, ohne daß sich rechtzeitig jemand darum annahm, auf dem Grund des Grabes eine aus Hornstein geschlagene Lanzen- oder Dolchspitze nebst einem kleinen Steinbeil (Schuhleistenform) aus Gneis mit geschliffener abgerundeter Schneide. Leider ist keine Keramik mehr dabei gefunden worden, ebenso weder Leichenbrand noch Skeletteile, so daß eine sichere, genauere zeitliche Feststellung innerhalb der Periode nicht möglich ist. Es ist sehr verdienstvoll von Herrn Lehrer Ried, daß er den Rest dieses Hügels, der binnen kürzester Zeit dem Pflug vollständig verfallen gewesen wäre, noch für die vorgeschichtliche Forschung gerettet hat. Es sollten solche gründliche Untersuchungen von auf Ackerboden gelegenen, schon verebneten Hügelgräbern, die binnen kurzem ganz verschwinden, allgemein sofort vorgenommen werden.

Ein zweiter, der gleichen Zeit angehöriger Fund wurde jüngst auf jetzigem Stadtgebiet München bei Mittersendling anläßlich der Kanalisierung der Plinganser- und Wolfratshauserstraße gemacht. Es wurden 2 Skelettgräber, leider ohne fachmännische Assistenz, aufgedeckt, bei deren einem ein Tongefäß aus der Stufe der Glockenbecher, angeblich mit einem flachen Metallstück (ob Kupfer wäre erst zu untersuchen) gefunden wurde. Da die sogenannte „Glockenbecherstufe", bei der das Vorkommen von Kupfergeräten schon beobachtet wurde, viel älter ist als die etwa um 2000 v. Chr. beginnende älteste Bronzezeit und auf mindestens 3000 Jahre v. Chr. zurückgeht, so wäre dieser Fund somit der bisher älteste im Stadtgebiet Münchens. Die Funde kamen in die vorgeschichtliche Staats-Sammlung.[1])

Aus der nun folgenden Bronzezeit (2000—1000 v. Chr.) sind nur wenige Einzelfunde heuer bekannt geworden. In einer Kiesgrube im Lechfeld bei Rederzhausen, B.-A. Friedberg, kam eine Lanzenspitze von Bronze zutage mit kleinem Blatt, starker Mittelrippe und Tülle mit Nagellöchern zur Befestigung am Schaft. Diese Waffe kann der letzten Hälfte der Bronzezeit angehören. Bei Anger, B.-A. Berchtesgaden, fand sich gelegenlich einer Quellenfassung ein Bronzebeil mit schmalen Randleisten, gerundeter Schneide und eingekerbtem Rücken, wie solche Geräte aus der 2. Stufe der Bronzezeit bekannt sind. Beides sind Einzelfunde, ersterer kam in Privatbesitz, letzterer in das Museum in Reichenhall.

Ebenso sind die Funde aus der sogenannten Hallstattperiode (1000—500 v. Chr.) nicht sehr bedeutend. Eine Eisenlanzenspitze mit länglichem Blatt ohne Mittelrippe und schmaler Tülle wurde, zweifelhaft ob aus einem verebneten Hügelgrab oder als Einzelfund am Fuße der Leite bei Derching, B.-A. Friedberg, beim Ackern gefunden und kam in Privatbesitz.

Sodann gehört hierher eine Grabhügeluntersuchung, welche der Historische Verein Burghausen unter Leitung seines sachverständigen Vorstandes Herrn Lehrer Stechele ausführte. Bei Höresham, B.-A. Altötting, befinden sich in der Lötschau mehrere Hügelgräber, die durch frühere, unsachgemäße Behandlung teilweise zerstört, aber nicht vollständig ausgegraben sind. Bei einer sehr verdienstvollen Nachuntersuchung solcher Hügel wurden 2 Skelettgräber mit Resten

[1]) Vergleiche Dr. P. Reinecke, „Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland", im XIX. B. der westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst.

von Bronze, einem Eisenring und etwas Keramik festgestellt, welche Funde gestatten, diese Hügel mit Sicherheit in die Hallstattperiode und zwar in deren jüngere Hälfte einzureihen. Diese Nachuntersuchungen sind wissenschaftlich um so wertvoller, als das im Raubbau gewonnene Material aus solchen oberflächlich angebohrten Hügeln meist in alle Winde zerstreut und verschollen ist. Ist die Nachuntersuchung auch nicht so ergiebig, als die Oeffnung unversehrter Hügel, so ist sie für die Erforschung der Urgeschichte um so notwendiger und verdienstlicher, als nur hiedurch in manche, früher zerstörte Gruppen Licht gebracht wird, welches deren chronologiche Feststellung ermöglicht. Es wäre daher nur zu wünschen, wenn der Historische Verein Burghausen auch noch die sämtlichen, durch früheren Raubbau angegriffenen Hügel in der Lötschau untersuchen würde. Die Funde aus den bisher untersuchten Hügeln befinden sich im Museum in Burghausen.

Aus der letzten großen vorrömischen Metallperiode, der sogenannten La Téne-Periode, (500 v. Chr. bis zum Beginn der provinzialrömischen Kultur) ist ein äußerst wichtiger Grabfund in Tittmoning, B.-A. Laufen, gemacht worden, leider ohne Beiziehung von Sachverständigen, wozu noch bedauerlicherweise der wirkliche Sachverhalt so spät zur Kenntnis Berufener gelangte, daß eine systematische Untersuchung der wichtigen Fundstelle durch den mittlerweile aufgeführten Neubau nicht mehr möglich war. Aller Wahrscheinlichkeit war das angeschnittene Grab kein vereinzeltes, sondern gehörte einem Begräbnisplatz aus der wichtigen Manchinger-Stufe der La Tène an. Das aufgedeckte Grab enthielt die Leiche einer Frau mit Gürtelkette von Eisen und Bronzeschließe, einem feinen Fingerring mit verziertem Mittelstück aus geflechtartig verschlungenem feinen Bronzedraht, zwei Eisenarmreifen übereinander und einer doppeltgeknöpften Eisenfibel. Der Fund befindet sich jetzt im Museum von Tittmoning.

Auch die Provinzial-römische Periode unseres Landes kommt mit einigen Funden in betracht. Ein anscheinend bedeutender Fund wurde in dem durch seine zahlreichen römischen Ueberreste schon bekannten Bernau, B.-A. Rosenheim, gemacht, mehrere Bestandteile von Pferde- oder Wagengeschirr und ein Teil eines Kandelaberfußes von Bronze und zwar anläßlich Grundgrabens zu einem Neubau im Ort selbst. Wie es gewöhnlich geht, kam keine Nachricht rechtzeitig an sachverständige Personen, sondern der Fund wurde verheimlicht und schließlich an das Germanische Museum in Nürnberg verkauft, das unsere oberbayerischen Funde doch nicht aus dem Kreis verschleppen sollte. Bernau scheint für die römische Periode nicht unbedeutend, da außer einem Inschriftstein auch Gebäudefundamente dortselbst gefunden wurden.

Ueber einen in der Schleifmühlklamm bei Unterammergau, A.-A. Garmisch, nach Zeitungsnotizen gemachten größeren Münzfund römischer Denare der Kaiser Nero, Vespasian, Titus, Domitian, Trajan u. a. gelang es leider bis heute nicht, nähere zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Es ist zu befürchten, daß auch dieser Fund wieder verheimlicht und zerstreut wurde.

Sodann wurde durch die sehr dankenswerte rechtzeitige Mitteilung des Herrn Lehrers Bader in Weildorf auf eine römische Fundstätte in der Nähe von Weildorf bei Eichham aufmerksam gemacht. Eine dort veranstaltete Grabung, welche Herr Custos Maurer vom Reichenhaller Museum leitete, ergab an der fraglichen Stelle zwar keine weiteren Funde, doch konnte von ihm festgestellt wurden, daß dort 3—4 Skelette zerstört worden waren, bei deren einem ein krummes Eisenmesser, bei einem anderen ein Tongefäß sich befand. Ersteres kam in unsere Vereinssammlung, letzteres wurde nebst den Knochen verworfen. Zweifellos waren hier römische Skelettgräber zerstört worden. Da in unserer Sammlung eine römische Fibel mit der Signatur „Eichham" vorhanden ist, ließ ich durch Herrn Maurer auch noch an anderen Stellen bei Eichham Nachgrabungen veranstalten, welche das Ergebnis hatten, daß in einer seit langer Zeit als Kiesgrube benützten Bodenerhöhung noch zwei römische Brandgräber aufgefunden wurden, deren eines, schon halb zerstört, zerstreute Scherben ergab, während das andere, noch unberührte, ein Ossuarium (große graue Tonurne) und Scherben eines anderen Gefäßes enthielt. Zweifellos war hier, wie viele in der Kiesgrube zerstreut umherliegende Scherben andeuteten, schon seit langer Zeit ein größerer Begräbnisplatz allmählich zerstört worden und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß unsere Fibel aus dieser Begräbnisstätte stammt. Auch eine Bronzemünze soll vor einigen Jahren hier gefunden worden sein, welche in die jetzt aufgelöste und zerstreute Sammlung des † Justizrats Brunner in Traunstein gekommen war.

Aus verschiedenen Gegenden Oberbayerns kamen Nachrichten über Aufdeckungen von Friedhöfen der Reihengräber-Periode, d. h. der bajuwarischen Frühzeit vor Einführung des Christentums. Solche Begräbnisstätten wurden anscheinend angeschnitten bei Farchant, B.-A. Garmisch, bei Pfaffenhofen, B.-A. Rosenheim, bei Lochham, B.-A. München, bei Anger, B.-A. Berchtesgaden, an letzterem Ort unter dem jetzigen Friedhof, woselbst in einem Plattengrab ein Skelett mit einem Armband von 20 kleinen Beinringchen am Unterarm lag. Reicher ausgestattet waren 2 Gräber eines Reihenfriedhofes in Oberfinning, B.-A. Landsberg, woselbst schon vor einer Reihe von Jahren solche Gräber zum Vorschein gekommen waren, aus denen drei Armreife von Bronze in unsere Sammlung kamen,

ein 4. in der Sammlung des Mainzer Altertumsvereins sich befindet.[1]) Von den beiden im heurigen Jahre gefundenen Gräbern, die leider ohne sachverständige Assistenz aufgedeckt wurden, gehörte das eine einer Frau an, aus dem noch 2 Bronze-Tubenarmreife mit Almandineinlage, Dank der verdienstvollen Bemühungen des Herrn Lehrers Königsbauer in Entraching, in unsere Sammlung kamen, das andere einem Manne, aus dem nur mehr ein Sporn und eine Schnalle von Eisen vorhanden ist. Ein angeblich dabei gewesener Schildbuckel und eine Schere wurden, wie das unzweifelhaft beigegebene Kurz- oder Langschwert und die Gebeine verworfen. Eine nachträgliche, von mir veranlaßte und von Herrn Maurer vorgenommene Untersuchung ergab nur noch Spuren eines dritten ebenfalls in der Hauptsache schon zerstörten Grabes mit wenig Eisenresten, aber keine weitere Ausdehnung des Gräberfeldes.

In München selbst wurden bei Kanalisierung der Wolfratshauser- und Plinganserstraße bei dem Zusammenmünden beider zwischen 70 und 80 Gräber des schon aus früherer Zeit bekannten Friedhofes von Untersendling, der sich am Höhenzug und dem Abhang bis Mittersendling zu erstrecken scheint, aufgedeckt. Schon vor langer Zeit wurde auf dem Sendlinger Friedhof unter den jetzigen Gräbern ein Reihengrab angeschnitten, aus dem ein Sax erhalten blieb. Es war wahrscheinlich hier der Anfang des Friedhofs, von dem im Jahre 1899 etwa 100 Schritte südlich vom Café Harras weitere 4 Gräber anläßlich eines Neubaues zu Tage kamen. Zwei davon konnten damals von mir systematisch untersucht werden. Die jetzt gefundenen Gräber sind anscheinend die Fortsetzung dieses Friedhofs.[2]) In Obersendling wurden nie Gräber gefunden, wohl aber war in Thalkirchen in der Ebene wieder ein solcher Friedhof, aus dem schon wiederholt Funde gemeldet wurden. Eine Gürtelschnalle von Bronze hieraus befindet sich in unserer, anderes in der vorgeschichtlichen Staatssammlung.[3])

Die jetzt aufgedeckten Gräber waren wie die früheren ärmlich ausgestattet; nur eine Frauenleiche hatte etwas reichlicheren Schmuck, nämlich eine vergoldete Scheibenfibel mit Almandineinlage, wie sie im Gegensatz zu den alamanischen Spangenfibeln in oberbayerischen Reihengräbern öfters gefunden wurden. Die sonstigen Beigaben sind die in allen derartigen Grabstätten sich vielfach wiederholenden. Die Funde befinden sich im vorgeschichtlichen Staatsmuseum.

Endlich wurde heuer eine systematische Untersuchung des schon Ende 1902 entdeckten bajuwarischen Reihengräberfeldes in Oberammergau, B.-A. Garmisch, veranstaltet und durch Herrn Maurer mit größter Sorgfalt ausgeführt, nachdem dieses Gräberfeld durch Steinbrucharbeiten und nachspürende Sommerfrischler in letzter Zeit arg gefährdet war. Es wurden 16 Gräber geöffnet, die teils Männer-, teils Frauenleichen, einmal auch die eines Kindes enthielten. Ihre Ausstattung war ärmlich und einfach, den üblichen Funden entsprechend. Ungefähr 9 Gräber waren seit 1903 zerstört worden; aus den erstgefundenen kam durch die Güte des Herrn Posthalters Guido Lang ein Sax mit Bronzebeschläge der Scheide und einiges Riemenbeschläge in unsere Sammlung. Aus den diesjährigen Grabungen sind 4 Saxe, 4 Pfeilspitzen (beisammen gelegen), einiges Gürtelbeschläge, Messer, Beinkämme und Perlengehänge sowie eine schöne Gürtelschließe von Bronze zu verzeichnen. Interessant ist die Feststellung von Holzsärgen bei einigen Gräbern. Die Eisen- und Bronzefunde wurden in der Konservierungswerkstätte des k. Nationalmuseums unter Leitung des Herrn Konservators Dr. W. M. Schmid restauriert, dessen Verfahren im Gegensatz zu dem bisherigen, das blanke Metall wieder zutage treten läßt und den Rost völlig beseitigt, und sie werden gewiß eine Zierde unserer Sammlung bilden.

Außer diesen Gräber- und Einzelfunden wurden in diesem Jahre auch wichtige Entdeckungen und Untersuchungen unbeweglicher Bodenaltertümer gemacht.

Zunächst wurden aus zwei Orten Oberbayerns Aufdeckungen jener rätselhaften unterirdischen Gänge oder Erdkammern gemeldet, welche, soviel deren in Ober- und Niederbayern schon gefunden wurden, ihr Geheimnis bis jetzt nicht preisgaben, da in keinem entscheidende Funde gemacht wurden. Daß wir bei ihnen aber eine vorgeschichtliche Entstehung annehmen dürfen, ist ziemlich sicher. Der eine dieser Gänge wurde in Isen, Bez.-A. Wasserburg, innerhalb des Ortes gefunden, ist jedoch nicht von sachverständiger Seite untersucht und vermessen worden. Er soll eine Länge von 9 m, eine Höhe von 1,40 m und eine Breite von 0,80 cm haben. Ein Seitengang soll sich anschließen.

Den andern in Fürholzen, Bez.-A. Freising, entdeckten Gang von 5,50 m Länge, von 0,65 bis 0,75 m wachsender Breite und 1,80 bis 2,15 m Höhe, in üblicher Spitzbogenform und mit einer Nischenkammer am Schluß sowie Spuren eines Seitengangs hat Herr Gymn.-Prof. Wenzl in Freising mit großer Sorgfalt und Sachkunde untersucht und beschrieben.[4])

Sodann sind an zwei Orten Untersuchungen vorgeschichtlicher Wohnplätze aufgenommen, bezw. fortgesetzt worden. Die eine betrifft einen bei

[1]) 5. Jahr.-Ber. d. Hist. Ver. v. O.-B. S. 77. Corr.-Blatt d. deutsch. anthr. Ges. No. 3 von 1903.
[2]) Cf. Beiträge z. Anthr. u. Urgesch. B. XIV 124., XV. 115.
[3]) Cf. 9. Jahr.-Ber. d. Hist. V. v. Oberb. S. 78 u. Beitr. z. Anthr. u. Urg. B. XIV. 127.
[4]) S. dessen Bericht mit Plan auf S. 149 f. d. Heftes.

Gelegenheit der Grabungen in Oberfinning von Herrn Maurer gegenüber dem Reihengräberfeld entdeckten Wohnplatz mit Feuerstelle von 2,50 m Durchmesser und 10 cm starker Kohlenschichte in Tiefe von 1,50 m. Auf eine Wohnstelle deuten die vielen Tonscherben, darunter die eines Seihergefäßes, ein Wetzstein, Eisenklumpen und ein kleines Stückchen Bronzestab, sowie Funde von Lehmknollen und Tierknochen, wenn auch eine nähere chronologische Bestimmung vorerst mangels charakteristischen Fundmaterials noch nicht möglich ist.

Die Ausgrabungen bei den vorgeschichtlichen Wohnstätten unterhalb des Pankraz-Kirchleins in Karlstein bei Reichenhall waren auch in diesem Jahre die wichtigsten und ergebnisreichsten in Bayern. Sie beschränkten sich im heurigen Jahre auf den Talgrund und die unmittelbar ansteigende Berglehne, woselbst im Vorjahre die Anfänge der bronzezeitlichen Wohnstätte IX und der La Tènezeitlichen Ansiedlung VI angeschürft worden waren. Der Talboden ist kultivierter Wiesgrund, das ansteigende Gelände Wald. Der natürliche Untergrund auf der Wiese ist Mergel, im Wald Fels. Die Ausdehnung des ganzen heuer übergrabenen Gebietes beträgt in der Länge an 50, in der Breite bis an die Felsen an 20 m. Auf diesem räumlich nicht sehr ausgedehnten Gelände wurden zunächst im unteren Teile drei zeitlich verschiedene und durch scharf getrennte Schichten deutlich erkennbare Niederlassungen, zum Teil übereinander, aufgedeckt.[1]) Zu unterst kam in einer Tiefe von 1,40 bis 1,50 m die Wohnstätte IX der älteren Bronzezeit, ebenfalls wie die früheren mit halbovalem Grundriß, vorn gerade abgeschnitten, nach rückwärts in weitem Bogen verlaufend, mit festgestampftem Lehmboden, der eine Länge von 18 m bei 6 m Breite (von vorn nach hinten) hatte. Innerhalb dieses Hüttenraums ließen sich sechs verschiedene Feuerstellen erkennen, sämtlich nahe beisammen im Mittel der Hütte und mehr gegen die Vorderseite zu. Außerhalb nach Westen fiel eine 8,50 m lange, gerade laufende, nur einmal durch eine Feuerstelle unterbrochene, schmale Steinsetzung auf, die aus in der Längsrichtung gelegten Findlingen bestand und nach Norden in scharfem Winkel umbog, noch 2 m sich gerade fortsetzend. Innerhalb dieses so abgetrennten Raumes waren an der kürzeren Linie zwei runde, mit Steinen verkeilte Löcher im Abstand von 1 m bemerkbar. Ein Abschluß dieser Steinlage war nicht vorhanden. Außerhalb derselben nach Süden waren fünf Feuerstellen, dazwischen kamen merkwürdigerweise vereinzelte menschliche Schädelbruchstücke, unverbrannt und ohne daß sonstige Skeletteile folgten, die etwa auf zerstörte Begräbnisstätten hätten schließen lassen. Eine ausreichende Erklärung dieser auffallenden Erscheinung ist vorerst nicht zu geben. Von den Feuerstellen hatte eine 2 m im Durchmesser und kennzeichnete sich durch eine dicke, mit Steinen bedeckte Aschenschichte. In ihrer Nähe befanden sich fünf Klopfsteine und ein vollständig erhaltenes Steinbeil (Schuhleistenform).

Auf der östlichen Seite außerhalb der Hütte kam eine runde, 3 m tiefe Aushöhlung zutage, welche, wie es scheint, später mit Steinen eingefüllt wurde. Denn die Steine lagen alle locker im Boden und ging die La Tèneschichte über die Stelle weg. Ob man es hier mit einer Brunnen- oder Zisternenanlage, oder einem Aufbewahrungsraum für Früchte ꝛc. zu tun hat, ist nicht zu entscheiden, da sich keinerlei Funde zeigten. Neben der Grube aber fanden sich zwei Kleidernadeln mit umgebogenen, ösenartigen Enden der älteren Bronzezeit.

Der Innenraum der bronzezeitlichen Hütte war ebenfalls nicht mehr unversehrt. In der östlichen Hälfte stieß man plötzlich auf eine tiefe Grube und in deren Mitte auf eine starke Schichte von Kohle und Asche, hartgebranntem Lehm und altem Kalk, durch die die alte Kulturschichte in einem Umfang von 4 m zerstört war. Wie sich herausstellte, war hier ein Kalkofen angelegt und Lehm abgestochen worden, wahrscheinlich in der Zeit des mittelalterlichen Burgbaues, da in dieser Schichte zwei gotische Schlüssel zum Vorschein kamen. Abgesehen von dieser zerstörten Stelle, war die etwa 30 cm starke, bronzezeitliche Fundschichte ungestört geblieben. Sie setzt sich östlich über den Hüttenumfang bis an den großen Felsblock fort, der, wie im vorjährigen Bericht schon erwähnt, vom Pankrazfelsen abstürzte und einen Teil des Fundplatzes bedeckt.

Die Fundschichte innerhalb der Hütte wie zum Teil auch außerhalb war wieder reichlich mit Ueberresten aller Art durchsetzt, die sich auf alle Perioden der Bronzezeit erstrecken. Teils ganz, teils in Bruchstücken kamen an Hausgeräte Wetz- und Glättsteine, Klopf- und Mahlsteine, viele Tongefäße, Punzen und Nähnadeln, Messer und Beile zutage; an Schmuck lange Kleidernadeln verschiedener Formen, Armreife, Spiralscheibchen; an Waffen Pfeilspitzen, zugerichtete Hirschhornsprossen und Keulen, wie ähnliche Ueberreste schon aus den früher aufgedeckten Wohnstätten bekannt sind. Neu waren ein auch an den Wänden seiherartig durchlöcherter Napf, ein Stück Bergkristall und ein Bruchstück einer Gußform für eine Dolch- oder Schwertklinge.

Von den zahlreichen Tierknochen wurden durch Herrn Konservator Dr. Schlosser-München bestimmt solche vom Rind, Schwein, Pferd, Ziege, Schaf, Hund, Edelhirsch, sowie je eine Zahn vom Biber und Bären. Auch neue Formen von Tongefäßen sind nach Zusammensetzung der Gefäßscherben durch Herrn Kustos Maurer zutage getreten, wie ein Vergleich

[1]) S. Plan der vorgesch. Wohnstätten nördl. v. Pankrazberg.

Abb. 1. Funde aus der bronzezeitl. Wohnstätte IX. phot. Schmid, Reichenhall.

der auf Abbildung 1 wiedergegebenen Stücke mit den in Abbildung 2 des vorjährigen Berichts befindlichen ergiebt.

Ueber der bronzezeitlichen Wohnstätte IX und bei Fortsetzung der Grabungen in westlicher Richtung kam zum erstenmal im Tal die Spur einer Hütte aus der frühesten Hallstattzeit gleich den beiden am Burgstein gefundenen zutage, der

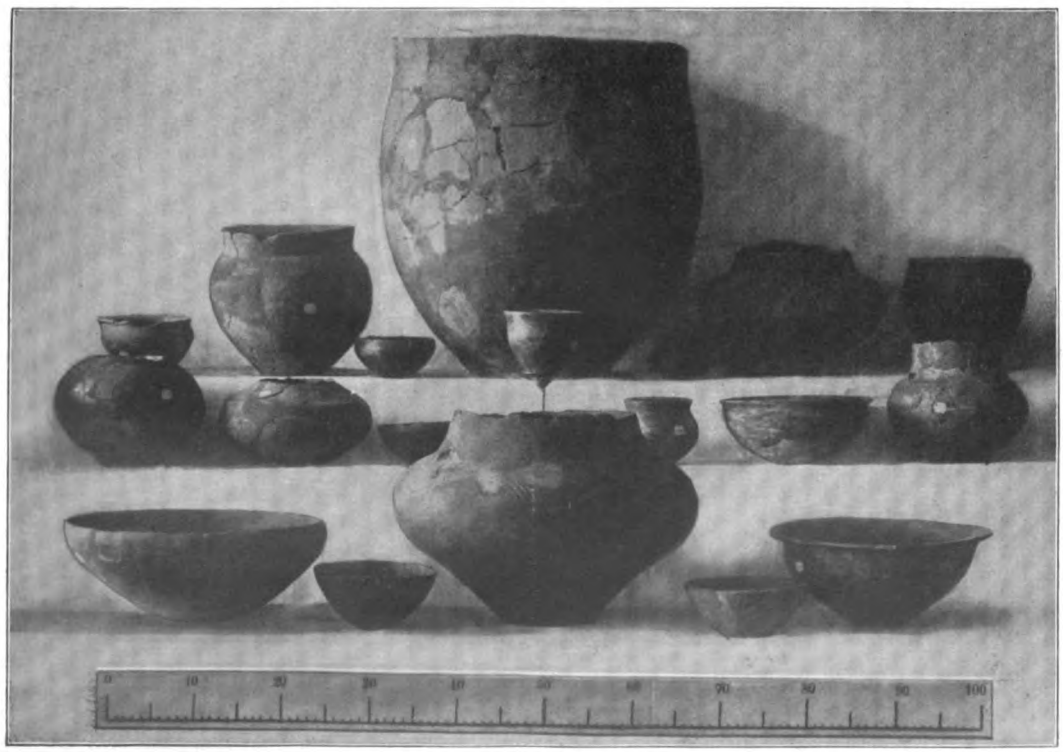


Abb. 2. Tongefäße aus den hallstattzeitl. Wohnstätten III—V. phot. Schmid, Reichenhall

weiter aufwärts im Wald noch zwei weitere Hütten folgten, die nach durchgehender Zählung als Wohnstätten III—V fortan bezeichnet werden.

Wohnstätte III stellte sich als längliches Viereck von 10 m Länge und 3 m Breite dar, dessen östliche Hälfte über der bronzezeitlichen Wohnstätte IX lag. Die Hütte war auf drei Seiten mit einem freien Raum umgeben, der etwa 25—30 cm tiefer als der Hüttenboden liegt. Dieser war aus festgestampftem Lehm, während der Boden ringsumher aus losen Steinen und Erde bestand. Die Rückwand der Hütte lehnte sich an die Felsen an. Im Innern der Hütte fanden sich keine Herd- oder Feuerstellen, dagegen kamen an der Südfront 2 starke Feuerherde zutage, welche nach der ganzen Beschaffenheit und den Funden nur Töpferöfen gewesen sein können. Es waren nach der Innenseite vortretende, viereckige (1 auf 0,50 m) Räume, mit großen Steinblöcken eingewölbt; der Boden war zu unterst eine starkgebrannte Lehmschichte, auf die eine Schichte feinen Sands mit Steinen gemischt folgte, darüber kam wieder eine durch Feuer gehärtete Lehmschichte, die auf zwei Felsblöcken als Widerlagern ruhte und auf deren gewölbter Oberfläche viele Scherben von Geschirren lagen, zum Teil halb, zum Teil ganz gebrannt, aus denen noch 3—4 Gefäße zusammengesetzt werden konnten. Auf der obern Lehmschicht fanden sich weder Asche noch Kohlenspuren, dagegen war die untere mit massenhafter Kohle durchsetzt, aus der man zum Teil noch die Schichtung des Holzes erkennen konnte. Es war also hier die Feuerung in einem einstigen Hohlraume, der jetzt von Kohlen, Asche und Erde ausgefüllt war. Außerhalb der Hütte nach Westen kamen mehrere gewöhnliche Feuerstellen zum Vorschein, die auf Hantierungen im Freien deuten.

Die Hallstattschichte selbst liegt unmittelbar über der Bronzeschichte ohne Zwischenraum. Sie ist sehr reich an Funden, die sich durchweg als Hausrat- und Wohnstättenfunde darstellen. Außer vielen, zum Teil zusammensetzbaren Tongefäßresten, worunter solche von großen Kufen, fanden sich zahlreich Klopf- und Mahlsteine, Nähnadeln von Bronze, ein Stück eines Mondidols (?), an einer Stelle gegen 20 pyramidenförmige durchlochte Beschwerer von Ton, entweder Webstuhlgewichte oder Netzsenker. An Bronzegeräten kamen vor Pfeilspitzen verschiedener Form, ein ganzes Bronzebeil mit kurzem Schaftlappen, ein Sichelbruchstück, eine Fischangel, verschiedene Messer; ferner bearbeitete Knochen und Hirschgeweihsprossen, runde, durchlochte Scheiben von Ton, viele Tierknochen. An Schmucksachen waren besonders zahlreich Kleidernadeln verschiedener Typen, seltener Armreife, Ringe, Spiralen; auftretende neue Funde waren eine große Zierscheibe aus dünnem Blech mit concentrischen Kreisen, die halbmondförmige Spitze eines Mondidols (?) von Ton mit Verzierung, aufeinanderliegende kleine Ringe von Bronze, die zu einem Gürtelgehänge gehört haben können; zwei Spinnwirtel von Ton von konischer Form, ein spitzbodiges Näpfchen mit Untersatz dazu aus Ton. Ein in gleicher Schichte gefundener Steinkeil mit scharfer

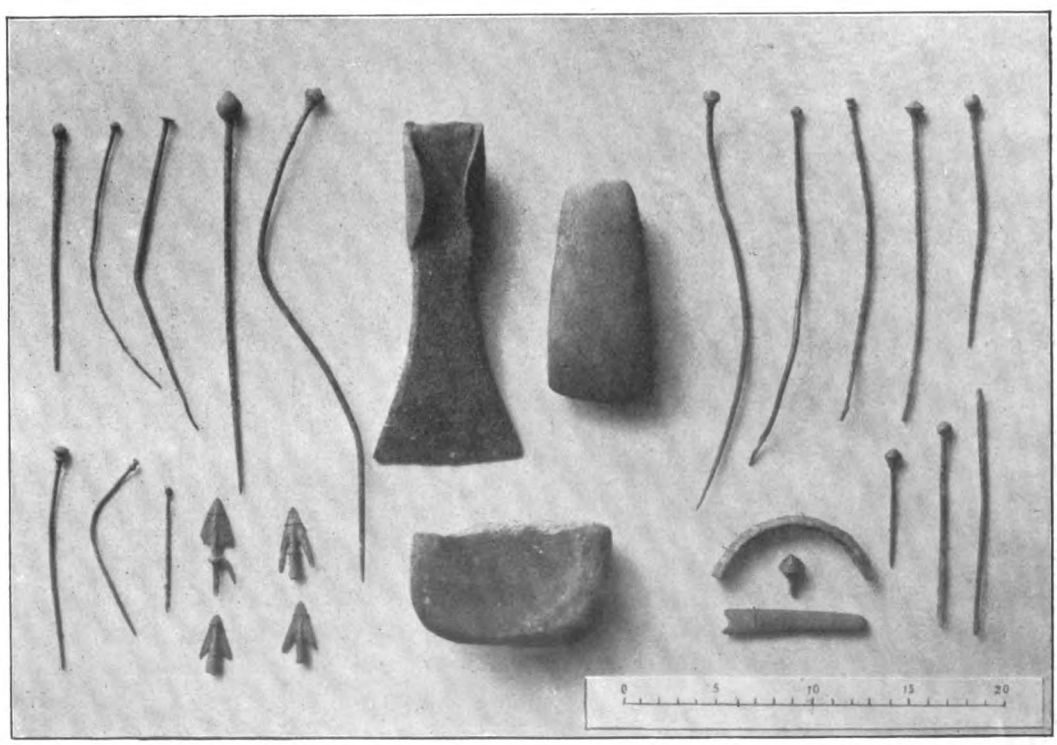


Abb. 3. Funde aus den hallstattzeitl. Wohnstätten III—V. phot. Schmid, Reichenhall

Schneide (Schuhleiſtenform) muß wohl von einer unteren Lage beim Hüttenbau heraufgearbeitet worden oder von einer älteren Schichte von oben herabgerutſcht ſein.

Oberhalb dieſer Hütte nach Süden, etwa 3 m höher gegen die Felſen, konnte eine weitere hallſtattzeitliche Wohnſtätte (V) feſtgeſtellt werden, die ebenfalls im Viereck angelegt war, aber nicht ganz erhalten blieb, da über ihr ſpäter eine La Tènezeitliche Hütte etwas mehr nach Weſten erbaut wurde. Der aus feſtgeſtampftem Lehm beſtehende Boden der Hallſtattwohnſtätte lag 1 m höher als der Boden der La Tène-hütte. Der noch erhaltene bezw. erkennbare Boden der erſteren beträgt in der Länge noch 5,50 m, in der Breite 8 m. Im Innern der Hütte war nur eine Herd- oder Feuerſtelle ohne Steinſetzung erkennbar, außerhalb der Hütte nach Oſten aber ein ganzes Neſt von Feuerſtellen, eine einzelne auch vor der Nordfront der Hütte. Der erhalten gebliebene Teil der Fundſchichte iſt an Funden ärmer; es fanden ſich von Bronze nur ein Pfriemen, je ein Stück Draht und Stab, eine Nadel mit verziertem Kopf, ein Meſſer, außerdem eine Art Harpune aus Hirſchhorn, zwei Bogenendenverkleidungen aus Hirſchgeweihſproſſen.

Bei den Grabungen auf der Oſtſeite kam eine dritte hallſtattzeitliche Hütte (IV) zum Vorſchein. Von dieſer ſcheint jedoch der größere Teil zerſtört, der hier im Bereich des Felsſturzes lag. Soweit bis jetzt die Grabung reicht, iſt nur der weſtliche Teil der Hütte in Länge von 4 m und Breite von 3 m ebenfalls mit viereckigem Grundriß feſtzuſtellen. Der Boden beſtand wieder aus feſtgeſtampftem Lehm, über den aber an der Nordweſtecke ein Steinpflaſter im Viereck etwa 15—20 cm höher ſich erhebt, das anſcheinend ein großer Herd geweſen ſein mag, weil viele Kohlenreſte darauf lagen. Außerhalb der Hütte nach Weſt und Nord waren mehrere Feuerſtellen im Freien. Die Wohnſtätte ſcheint beſonders gut ausgeſtattet geweſen zu ſein, denn der kleine weſtliche Reſt barg mehrere hochintereſſante Funde. Vor allem ſind zu erwähnen ein Bruchſtück von einem Mondidol (?) wie das in Wohnſtätte III gefundene, ſodann ein kleiner Tierkopf von Ton (Hund oder Fuchs) mit Grafit überzogen, zu dem leider der Körper fehlt, ein in ſeiner kunſtloſen Handwerkerarbeit doch äußerſt charakteriſtiſches Stück, das mehr Naturwahrheit verrät als die ſonſt ſchematiſch gehaltenen, ſtark ſtiliſierten Tierfiguren der Hallſtattzeit. Ferner eine Gußform aus Sandſtein (Bruchſtück) und eine vollſtändige kleine Doppelſpiralfibel; außerdem der ſchon bekannte Hausrat und Schmuck: Mahl- und Klopfſteine, Tongefäße, Netzſenker, Hirſchgeweihſproſſen, Pfeilſpitzen, Näh- und Kleidernadeln, Pfriemen, Ringe, Spiralſcheibchen von Bronze und eine Anzahl Tierknochen. Wie oben am Burgſtein ſcheint auch hier unten im Tale Bronze gegoſſen worden zu ſein, wie die Bruchſtücke von Gußformen und

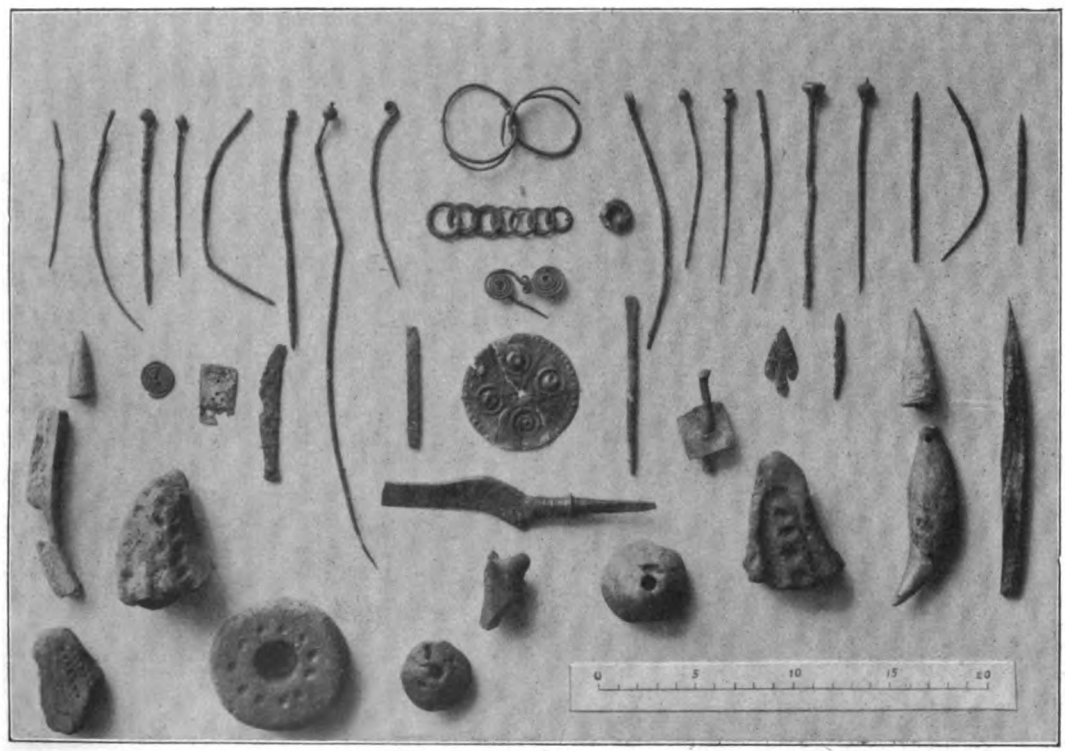


Abb. 4. Funde aus den hallſtattzeitl. Wohnſtätten III—V. phot. Schmid, Reichenhall.

einige Gußklumpen andeuten, die in der Bronzezeit- und Hallstattschichte gefunden wurden und wie auch die vielen Feuerstellen im Freien vermuten lassen. Sehr interessant ist auch der Fund eines ganzen Hundeschädels wie eines Kiefers vom Hund. Nach gefälliger Untersuchung dieser Reste durch Herrn Professor Studer in Bern handelt es sich um eine große Doggenart; unter den Knochen waren solche vom Hirsch und Hausmarder. Auch diesmal kamen in den 3 Hallstatt-Wohnstätten keine Spuren von Eisen vor und fallen diese Ueberreste des Hütteninventars daher noch in die älteste, eisenlose Frühzeit der Hallstattkultur.

Von hervorragendem Interesse ist die über der bronzezeitlichen Wohnstätte IX errichtete, hart an die Hallstattwohnstätte III angrenzende La

der Raum jenseits des Felsblocks erst untersucht werden wird; dagegen ist man im Süden, Norden und Westen bereits an die Grenzen der Wohnstätte VI gelangt und kann an dem Zuge der Grundmauern den Grundriß der Anlage noch ziemlich genau erkennen. Das Ganze stellt sich demnach als ein von dem ebenen Talboden in der Nähe des Baches bis an die Felsen der ansteigenden Berglehne reichendes, größeres Gebäude mit 7 einzelnen, durch Zwischenräume getrennte Gemächer dar, die durch einen schmalen, gangartigen Raum in der Mitte in zwei Hälften geteilt sind, eine westliche mit 4, eine östliche mit 3 Gelassen. Gegen Süden schließt sich die westliche höher hinaufreichende Hälfte an die Felsen an, die östliche scheint nicht so weit hinaufgereicht zu

Abb. 5. Funde aus den La Tènezeitl. Wohnstätten VI und VII. phot. Schmid, Reichenhall.

Tènezeitliche Wohnstätte VI, von der ein Teil schon im Vorjahre aufgedeckt worden war. Diese Niederlassung hatte eine ungeahnte Ausdehnung. Wie schon im vorjährigen Berichte erwähnt, kamen zunächst auf der östlichen und nördlichen Seite Mauerzüge zutage, deren Verfolgung im heurigen Jahre ergab, daß man es hier mit einem umfangreichen, aus vielen Räumen bestehenden Gebäude, nicht mit einer einzelnen freistehenden Hütte wie am Burgstein zu tun hat. Der östliche Teil dieser Wohnanlage wurde durch den mehrfach erwähnten Felssturz zerstört, der große Felsblock liegt auf einem Teil dieser Räume. Wie diese also hier auf der Ostseite abgeschlossen haben, ist noch nicht festgestellt, da

haben. Wenigstens fehlen, soweit Felsuntergrund vorhanden, hier die Mauern. Gegen Norden, also in der Richtung gegen den den Talgrund einst durchfließenden Bach, schließen die Mauern ab, nur setzen sich auf der östlichen Hälfte noch weiter nördlich reichende Mauerzüge fort, die keinen Abschluß haben; ebenso ist der schmale Gang hier offen. Offenbar war durch diesen der Eingang in das Gebäude, während die nicht abgeschlossenen Räume der Osthälfte Vorhallen oder offene Gelasse zu landwirtschaftlichen oder gewerblichen Zwecken waren. Das Hauptwohngebäude scheint auf der westlichen Hälfte gewesen zu sein.

Das ganze Gebäude hat man sich natürlich als Holzbau zu denken. Die Grundlage von Steinen

als Stützen der Holzwände war nötig, weil der Boden hier keinen natürlichen Felsuntergrund hat, sondern in tieferen Schichten Mergel, nach oben Lehm und Sand ist. Die sogenannten Mauerzüge bestehen aus losen, ohne Mörtelverband aneinandergereihten, unbehauenen, durchschnittlich 50 cm breiten Felsbrocken mit Erde dazwischen. Die Höhe der Steine beträgt oft nur 30—40 cm, höchstens 70 cm. Auf ihnen ruhten, wie bei unsern Almhütten und Heustadeln im Gebirge, die Baumstämme, aus denen die Hütten zusammengefügt waren, oder die behauenen Balken, zu deren Herstellung man ja die genügenden Werkzeuge hatte.

Der Boden im Innern ist meist nur festgestampfter Lehm, nur in 2 Räumen eine Art Estrich aus mörtelartiger Masse und Sand ohne Steine von weißlicher Farbe, in einem Raum ein aus lose aneinandergelegten Steinen hergestelltes Pflaster. In keinem der 7 Räume kam eine Herd- oder Feuerstelle deutlich zum Vorschein. Die Zwischenmauern der Räume verlaufen nicht immer rechtwinkelig; auf der Westhälfte ist zwischen den zwei nördlichen Gelassen deutlich eine Schwelle zu erkennen, die eine Türe von einem Raum in den andern andeutet. Der östliche Raum der Westhälfte ist durch den Kalkofen und die Lehmgrube zum Teil zerstört, die auch die Zwischenmauer beiseitigten. Daß auch hier eine Trennung in 2 Räume ursprünglich vorhanden gewesen sein muß, deutet schon das auf den nördlichen Teil beschränkte Steinpflaster an. Auf der östlichen Hälfte sind die beiden westlichen Gelasse ebenfalls nur durch die Verschiedenheit des Bodens festzustellen, eine Zwischengrundmauer ist nicht vorhanden. Die Scheidewände können nur aus Holz gewesen sein. Unerklärlich ist die im östlichsten großen Gelaß auf kurze Strecke schief laufende Grundmauer, die plötzlich aufhört. Auch die gegen den Talgrund offenen Räume haben festen Lehmboden.

Die ungefähr 70—80 cm unter der jetzigen Oberfläche liegende La Tène-Fundschichte ist gegen 30 cm stark. In der oberen Humusschichte fanden sich mittelalterliche Reste, so ein Sporn, mehrere Bolzen, 2 Schlüssel, Tongefäßscherben mit Marken und, schon in der La Tène-Schichte, ein Hufeisen, das durch eigene Schwere in die tiefere Erdschichte gelangte. Die in letzterer gemachten Funde der heurigen Grabungen wiederholen zum Teil die früheren, zum Teil ergänzen sie unsere Kenntnis des Haus- und Handwerkgeräts dieser Kulturstufe. Es fanden sich viele Nähnadeln von Bronze und Eisen mit einem Nadelbehälter von Bronze, Messer von Eisen von verschiedenen Formen und Größen, Nägel und Klammern, Netzsenker von Ton und einer von Sandstein mit Durchlochung, Eisenpfriemen, ein Eisenkeil, ein Schnitzmesser mit Handhaben, ein Schmiedehammer, ein schaufelartiges Geräte mit langem Stiel, ein Schlüssel von Eisen in Form der späteren provinzial-römischen, ein Steig-

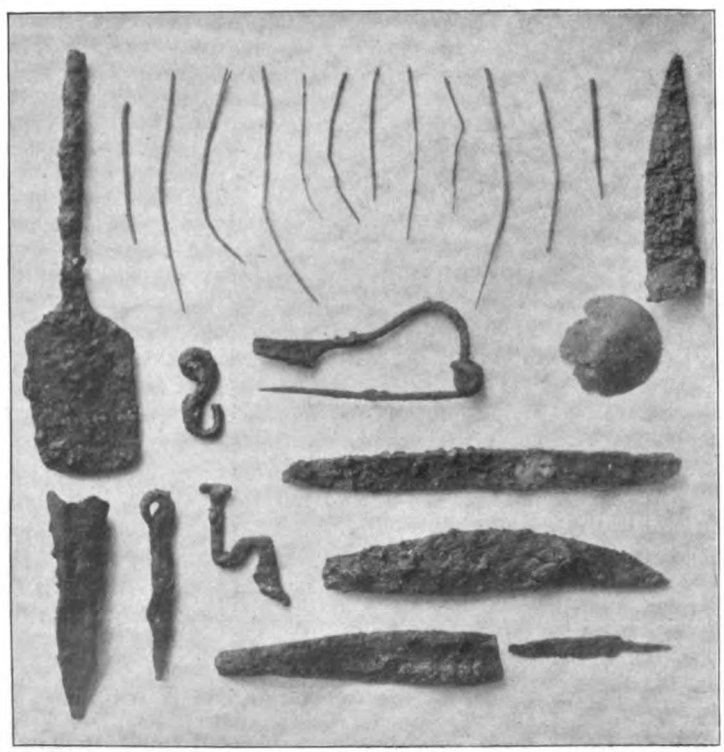


Abb. 6. Funde aus den La Tènezeitl. Wohnstätten VI und VII. phot. Schmid, Reichenhall.

eisen, eine Wagenachse von Eisen, Eisenbeschläge von Stielen, Aufhänghaken von Bronze und Eisen, ein Bleistreifen, Bruchstücke von großen, runden Mühlsteinen.[1]) Viele runde, aus Tonscherben geschnittene Scheiben ohne Durchlochung sind entweder vorbereitete Netzsenker oder Kinderspielzeug.

An Schmuckresten sind zu verzeichnen: grüne und blaue Glasperlen, Bruchstücke von gelben und blauen Glasarmreifen, vergoldetes Bronzeblech von Beschlägen, verschiedene Zierstücke von Bronze, Gürtel-Schließen und Ringe von Bronze und Eisen, feine Bronzenadeln mit Glasenköpfen, sehr viele Bronzefibeln, zum Teil Typen, wie sie die provinzial-römische Stufe übernommen hat. Wenn man die im Vorjahr in dieser Wohnstätte gefundenen Gegenstände, wie die Eisenlanze, Glocke, die mutmaßliche Schwertangel, den Schmuck und den Münzschatzfund hinzunimmt, so stellt sich die Ausstattung dieser Wohnanlage als eine sehr reichhaltige dar, die auf eine gewisse Behäbigkeit, einen Vorrang ihrer Bewohner gegenüber denen der Einzelhütten hinzudeuten scheint.

Die in den einzelnen Räumlichkeiten gemachten Funde gestatten einen sicheren Schluß auf die Verwendung der Räume nicht. Immerhin dürfen wir die mit besserem Bodenbelag und Zwischenmauern versehenen Gelasse als eigentliche Wohnräume betrachten. Spuren, die auf Ställe, Scheunen, Handwerksräume für Töpferei oder Gießstätten und Schmieden hinweisen würden, sind nicht vorhanden.

Eine weitere Wohnstätte VII der La Tène wurde oberhalb der Hallstatt-Wohnstätte III im Walde nahe an den Felsen gefunden, welche zum Teil über der Hallstatt-Wohnstätte V errichtet wurde und deren Schichte zerstört hat. Ihr Boden liegt etwas tiefer als der der letzteren; sie hat, wie schon jetzt erkennbar, ebenfalls viereckigen Grundriß und ist eine Einzelhütte mit freier Umgebung auf 3 Seiten; im Rücken steigt das Gelände an. Grundmauern wie bei Wohnstätte VI waren hier nur an der nördlichen Seite; da die Hütte schon am Abhang liegt, mußte, um ebenen Boden zu gewinnen, in den Hang hineingegraben werden. Der Boden besteht aus eigens hergeschafftem Kies. Die Grenze der Hütte nach Westen ist noch nicht festgestellt. In der Fundschichte sind bis jetzt verschiedene Messer, ein schaufelartiges Geräte mit langem Stiel, ein Eisenstiefel, 2 Fibeln von Bronze, eine von Eisen, Nähnadeln, eine verzierte Tonscheibe und Gefäßscherben zum Vorschein gekommen.

Auch in der La Tèneschichte wurde ein vollständiger Hundeschädel sowie zahlreiche Tierknochen gefunden, deren Bestimmung durch Herrn Univ.-Prof. Studer-Bern noch aussteht.

Die Ausgrabungen in Karlstein breiten sich nun schon über ein ansehnliches Gebiet aus[2]) und haben das Interesse der Forscher und der fachwissenschaftlichen Kreise außerhalb Bayerns auf sich gelenkt, wie die zahlreichen Besuche des Reichenhaller Museums im heurigen Jahre durch eine Anzahl der bedeutendsten deutschen und österreichischen Gelehrten beweist. Auch in der Fachliteratur bricht sich bereits die Einsicht von deren Bedeutung Bahn. So schreibt der bekannte französische Gelehrte Dechelette: „Die Manchinger und Karlsteiner Ausgrabungen bringen jetzt volles Licht über die wichtige Frage des Zusammenhangs keltischer Besiedelung von Böhmen bis Gallien und beweisen die Einheit keltischer Kultur von dem Gebiet der Boier bis in das eigentliche Gallien am Ende der keltischen Periode."

Es wäre nur zu wünschen, daß es dem Historischen Verein in Reichenhall ermöglicht bliebe, diese in Bayern z. Z. wichtigsten, nur durch die außerordentliche und aufopfernde Arbeitskraft seines Kustos, Herrn Maurer, zustande gekommenen Ausgrabungen auch im kommenden Jahre fortzusetzen.

[1]) Die auffallende Gesteinsart dieser Mühlsteine wurde durch gefällige Feststellung des Herrn Univ.-Prof. Dr. Rothpletz-München als Quarz-Porphyr bestimmt, wie er in dem Rochlitzer Porphyrbruch in Sachsen ansteht. Da jedoch ein so weiter Transport für die damalige Zeit nicht wahrscheinlich ist, muß das fragliche Gestein in nicht zu weiter Entfernung vorkommen oder vorgekommen sein.

[2]) S. Situationsplan von Karlstein.

Stimmungsbilder aus der Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. (1704 und 1705.)

Von Max Schlickinger, Mattighofen, O.-Ö.

Ein weltbewegendes Ereignis wie der ſpaniſche Erbfolgekrieg war wohl angetan, die Gemüter aufzuregen und der Bürger verfolgte vor zwei Jahrhunderten die kriegeriſchen Ereigniſſe gewiß nicht mit minder geſpanntem Intereſſe wie der heutige. Freilich war der Nachrichtendienſt mangelhaft und er konnte auch nicht anders ſein und ſollte eine Kunde in einen Winkel bringen, der abſeits der großen Heerſtraße lag, ſo war es die Pflicht eines Vetters oder guten Freundes, die Nachricht dahin gelangen zu laſſen.

Der Verwalter der Propſtei Mattighofen, Simon Steidl, hatte in einem Bedienſteten des Erzbiſchofes von Salzburg, Namens Stolz, ſeinen getreuen Reporter. Stolz war nun gerade durch ſein Dienſtverhältnis in der Lage, viele und verläßliche Berichte zu erſtatten. Dies tat er mit Eifer, gewiß aber nicht minder ſein Freund Steidl, deſſen Korreſpondenz wohl nicht mehr erhalten ſein dürfte. In 18 Briefen, die ſich aber leider nur auf die Kriegsjahre 1704 und 1705 erſtrecken, ſchildert Stolz die Ereigniſſe. Sie bergen ſo manches, das im Getriebe der Weltgeſchichte nicht beachtet wird, aber im engen Kreiſe von großem Intereſſe iſt und der Öffentlichkeit übergeben zu werden verdient.

Wenn auch nicht im Rahmen liegend, der durch die Überſchrift geſteckt iſt, ſehe ich mich veranlaßt, einige Bemerkungen vorauszuſchicken, die ebenfalls aus dem Propſteiarchive ſtammend, ſich auf die Volkserhebung von 1705/6 beziehen.

Schon vor der eigentlichen Erhebung iſt folgender Exzeß bezeichnend für die ſchon damalige Stimmung unter der Bauernſchaft: Vor dem 25. Juli 1705 (wahrſcheinlich zwiſchen 12. und 25.) erpreßten die „rebelliſchen" Pfaffſtätter Bauern unter Anführung des Wolf Irba, Pfeifer in Pfaffſtätt, mit bewaffneter Hand von der Propſtei eine Brandſteuer in der Höhe von 50 Gulden und führten überdies die Pferde weg, die der Kooperator Gallus Wieland wieder zurückbrachte, wobei eine neuerliche Auslage von 10 fl. 25 kr. erwuchs.

Für die Zeitbeſtimmung des Ausbruches der Erhebung iſt folgende Mitteilung wertvoll: Am 22. Oktober 1705 ſollte der Knecht der Propſtei aus Altötting Miſſionare holen. Er mußte aber „der Rebelliſchen Bauern halber" die Pferde diesſeits Burghauſen ſtehen laſſen und ſich zu Fuß nach Altötting begeben. Das Hinterland von Burghauſen war dazumal alſo ſchon im vollen Aufruhre. Und als er die Miſſionare am 6. Jänner 1706 zurückbrachte, kam er ebenfalls nur bis vor Burghauſen, kehrte aber, um nicht ausgehoben zu werden, ohne auszuſpannen und in größter Eile zurück.

Um die Zeit des 12. bis 14. Novembers

fiel Mattighofen in die Hände der Bauern, denn während dieſer Zeit hat „des Herrn Probſtens Bedienter wegen des Tumultuanten-einfalls halber ſich mit ſein pferdt zue den Schmidt Thomerl reterird“

Doch laſſen wir nun den Gewährsmann Stolz zum Worte kommen.

I.

Monsieur.

Daß höffl. tractament ſo man frantzöſch. ſeiths beginnet zu machen, werde vnfehlbahr ſehr mißfallen, aber waß vor remedia! wan ſie kunten, wer weiß ob das verächtlichere auch nicht geſchehete. Man hat ſagen wollen, ob hetten die Ingelſtätter die Kayl. Guarniſon, mit zuethuung der Studenten überfallen vndt massacriren wollen, welches aber verkunt-ſchaftet worden wehre, undt hätte man die an-fänger gefängl. eingezogen, und die Guarniſon verdopeliret, ob dießes aber zuglauben, ſolte man wohl mehrer hieuon vernehmen. Verua wirdt ſtarck zugefeyert. Gott erhalte dießes orth vor dem fahl, vndt wünſche ihnen einen baldigen ergiebigen Succurs. Man hört noch immer mehr wo des Churfürſten intention hingezielet habe, obwohlen man von allen Gefahren verſicheren, undt das wir nichts zu beſorgen gehabt hetten, hat man gleichwohl eine Suprise tentiren wollen. Dem Allmäch-tigen haben wir aber in Ewigkeit Danck zu-ſagen, daß wir es in effect nicht verſpüren müßen. Dieſe intention iſt nach Prag auch geſtanden, vnd hette vielleicht alda ehendter als bey vnß reussiren dürfen. Vlmen aber hat vielen zu einem exempel gedienet, zu ſelber Zeit wehre es bey vnß, ſo wenig Kunſt als dort geweßen, zu überrumplen, den man hette ſich keines Feindes vermuthet, dahero die Feind-ſchaft vnter 2 Freundten ſehr gefährl. iſt. . .

Saltzburg den 6. Febr. Ao. 1704.

(Nachſchrift): Der Fürſt von Kempten iſt auf etl. Tag hier, welcher von Freundt vndt Feindt viel ſagen kan, wan er nur wolte.

II.

Monsieur.

Hochgeehrter Herr, den einen Thaler habe ich rechts erhalten. Auß Italien iſt nichts mehr eingeloffen, als daß man einander immerzu leyth erſchlaget, ſollen von Frantzoßen 1000 granatirer vndt 500 andere geblieben ſein. Die Frantzoßen theten ſich völlig zuſammen ziehen. Auß dem Reich ſolle hieher geſchrieben ſein worden, daß man frantzöſchiſche brief intercepiret habe, in welchen der König in Frankreich den Churfürſten befolchen habe, Saltzburg anzugreiffen. Man ſaget ſo lang hieuon, bis es endlich wahr werden möchte. Es iſt die gantze ſtadt ſagens voll, daß der frantzöſchiſche Succurs geſchlagen ſein ſolle, welcher die Bagage undt alles verlohren haben ſolte. Ich förchte es kommet ein hinckenter both hinnach, daß ſie durch den Schwartzwalt möchten durch gebrochen ſein. In Vngarn ſtehet es ſchlecht, vndt hat ein übles außſehen. Man ſaget der Churfürſt ſolle heunt von München abgereißet ſein, doch weiß man nicht wo auß. Die Kayl. conjungierten mit den Savoyſchen Völckern ſagt man, wollen in Dauphinée einbrechen, undt ſich mit denen Sevenesseren conjungiren, obs zu glauben iſt, wirdt die Zeit geben. Die Rebellen haben Gratz in contribution ſetzen wollen, die Cavalier haben ſich mit einer Manſchaft zuſammen ge-zogen, undt ſie erbärml. salutiret, undt weither geſchicket. Haben der ſtadt mit Feyer vndt ſchwert betrohet, und daß ſie Willens wehren ſich mit Frankreich zu conjungiren, vndt die ſtadt bei Verweigerung der contribution to-taliter zu verhören vndt zu verbrennen. Es hat der Herr an einen hohen orth auß ſeinen ſchreiben ein groß lob meretiret. Von den Meinigen allerſeiths ein höfl. Befelch, über morgen werde gegen Wien abreißen. Will gern hören, waß es aldort abgeben wirdt. . . .

Saltzburg den 26. Febr. Ao. 1704.

III.

Monsieur.

Ich habe nach meiner Zurückkunſt auß dem gebürg deß Herrn wehrte Zeillen gefunden, ich möchte was Newes ſchreiben, aber bey den gebürger Bauern findet man dergleichen nicht. Hier ſaget man alles guetes von denen Re-bellen, welcher geſtalten ſie mehr undt mehr die Kayl. Partey amplectiren. Ich bin von einem hohen orth gefraget worden, ob ich von dem Herrn nichts Newes hette, indeme man ſaget, das die Kayl. in Bayern bei Riedt übelhauß halten theten, ſo wohl zu erbarmen wehre, weil aber der Herr nichts dauon meldet, iſt es faſt nicht glaublich. Ob es in Schwartz-(wald ?) übel oder guett abgeloffen, undt welche Partey die Erden verlaßen müßen, ſtehet zu erwarthen. Man ſagt die Frantzoßen ſolten herüber ſein . . . ſolten aber die Frantzoßen

durchgebrochen ſein, oder mit der Zeit durch kommen, möchte Saltzburg wohl auch anſtoß leyden. . . . .

Saltzburg, den 19. April Ao. 1704.

IV.

Monsieur.

Waß der Herr überſchicket hat, ſolle ſo fleißig als vnſerige verwahret, undt auf behalten werden. Gott gebe allerſeiths den lieben Frieden. Mit den Rebellen in Vngarn iſt es ſchon viel beßer worden, undt nehmen je mehr undt mehr die Kayl. protection an. Mit dieſen Rauber geſindtel wahre es ſchon weith kommen, Gott aber verlaßet Ihre Kayl. Mayſt. nicht. Vor ein 8 Tagen ſollen Ihre Churfürſtl. Dchl. mit 10 000 Man bei Regenſpurg vor bey marſchiret ſein, und muethmaßet man den Kayl. Diversion zu machen, undt den frantzöſchiſchen Succurs facilitiren zu helffen. Kommet ſolcher glückl. herüber, möchten mehrere örther anſtoß leyden, die ſich es anietzo nicht einbilden, dahero feyert man hier nicht, vmb in Fahl der Noth gueten Wiederſtandt thuen zu können, welches auch geſchehen würde, wofernne man ſich keiner Verrätherey zu beförchten hette. Als ich nechſt in gebürg wahre, wolte man mir ſagen, daß man ſich getröſten möge in einem ſolchen Nothfahl, von etl. örthern succurriret zu werden. Gott, gebe daß wir dieſe Hoffnung nicht betürftig ſein möchten.

In Piemont ſollen die Frantzoßen treffl. eingebießet haben, von welchen 7500 todt geblieben, viel General gefangen, Verwundete 2390, Ober undt Vnterofficir 311, Cannon 18, Merßer 8, Stantarten 36, Louis d'oro 6000, undt 1000 Pferdt bekommen. Von Kayl. ſollen 3890 Verwundete und todt ſein, officir 180 todt, und der General d'Avia. Dießes muß eine ſcharfe action geweßen ſein. Wie viel Chriſtenblut wirdt vergoßen. Der Ertzherzog Karl, König in Spanien iſt in Portugall glückl. ankommen, ſo längſt bewuſt ſein wirdt. Die Vornehmſten Grandes di Spagna haben ſich Ihme submittiret, vndt hoffet man, daß dießer König in kurtzer Zeit zu Madrit ſein werde. . . .

Saltzburg den 25. April Ao. 1704.

(Nachſchrift der Frau Benedikta Stolz): Die lemany werden wider alleweill dreirer weillen man kheine bekhomen khan. Es iſt ſchon ettlich manath daß kheine ſoliche Frükhten nit mer khommen man weiß nit wo die fuehren bleiben, die man alleweill erwardtet.

V.

Monsieur.

Waß von Landaw zuglauben, weiß ich nicht. Zu Lintz ſollen etl. curier durch ſein nach Wien reißent, ſo alle gleich außgeſaget haben ſollen, daß Landaw mit accord ſich an die Kayl. ergeben habe. Gott gebe hierdurch den lieben Frieden. Zu waß intention die Frantzoßen die Feſtung undt Stadt Trier verlaßen wirdt ſich künftig zeigen, alwo der Hertzog von Marlebourg ſolle eingezogen ſein. Ich förchte künftiges Jahr wirdt es ein heftig Krieg abgeben. Gott gebe daß die Kayl. ſo ſtarck, damit ſie resistiren können.

Es ſeindt hier die bayriſche Landt Mintz oder Fünfzehner auf 12 Kr. reduciret worden. . . .

Saltzburg den 12. 9er Ao. 1704.

(Aus einer Nachſchrift): Von Rebellen hat man noch nichts gehöret, daß ſie vmb Wien übel gehauſet haben ſolten, dahero auch nichts zu glauben ſeye. Man verhoffet einen fernnern ſtillſtandt mit ihnen. Auch glaubet man es werde als geſtern mit Landaw der accord getroffen ſein worden, ſo wohl guet wahre. Gott ſtehe vnß künftig bey. Man will ſagen als ſolten geſtern oder heunt zu Reichenhall Kayl. vndt bayriſche Commissarii erwarthet worden ſein, von wannen die Soltaten eheuor abmarſchiren hetten ſollen.

VI.

Monsieur.

Man hat von einem Strategma ſagen wollen, als hette man zu Freyburg Kuntſchaft gehabt, daß in Breyſach Hew mangle, ſo hette der Commendant erfahren, daß dieſe Hew beſtellet, in die Hew Wagen hette er ſeiner beſten Soltaten viel verborgen, vndt die officir hätten ſich verkleidet vndt führ Knecht abgegeben, bey den damahligen dicken Nebel weren ſie von 100 Tragonern vndt etl. 100 zu Fueß secundiret worden, hetten die Guarnison deren nur 300 in Breyſach geweßen, nieder gemacht vndt dieſe ſo ſchöne Feſtung importiret. Waß heunt hieuon kommen, weiß ich nicht, ſo ich wohl hart glaube. Von Landaw will man ſagen, Sie hetten weiße Fahnen ausgeſtecket, wehre endlich nicht zu frühe. Der König hette

alle Generales zuſammen beruffen, undt ſelbe vermahnet, daß er verſpüren müße, daß ein oder anderer ſein devoir nicht thue, wie er ſolle, undt könne. Er gewarne ſie hiemit, daß Er nicht Vrſach überkomme, an einen oder andern er ſeye, wehr er wolle ein exempel zu statuiren. Kopfſtein ſolle evacuiret worden ſein, undt gantz Bayern ſolle unter Kayl. gewalt kommen. Graff Vradislaw ſolle in Bayern Stadthalter werden, der Churfürſtin werde man 200,000 fl. Jehrl. zur Unterhaltung undt 300 Man zu dero Guardi geben. Die Kayl. Commendanten ſo in den Feſtung commandiren ſollen, wehren auch alle benennet. Der Herr wirdt alles beſſer wißen. Saltzburg ſolle künftige Campagnia 2000 Mann zu Fueß, vndt 400 Tragoner geben.

Die Rebellen machen ſich wieder ſtarck auf, undt beſchießen Newhäußel. Man ziehet von Herbeviliſchen corpo etl. regimenter in Vngarn, wie auch alle recrouten auß Böhmen, Mayren, ſchleiſien, Steyermarkt etc. dahin zuſammen. Wan man dieſen geſindel nicht mit gewalt resistiert, werden ſie nicht viel hiernach tragen, mit 24000 Man ſollen ſie in 7bürgen ſein, bey Newhäußel mit 30000 Man, undt ſollen noch eine andere fliegendte armee haben. Gott behütte nur vor den Türcken, vndt erhalte vnß ſammentl. in Göttl. Protection, ſchicke vnß auch balt den lieben Frieden. Wüſte mir der Herr nicht ein ſicheres orth zu verrathen, wo man kunte etl. fl. auf interesse legen. Deß Herrn ſchreiben leße ich alle Jhro hochfürſtl. Gnd. ab welche ein großes contento daran haben, vndt fraget mich ſehr oft, ob ich nicht wieder was Newes von meinen correspondenten habe.

20. 9br. Ao. 1704.

VII.

Monsieur.

Die heuntige ordinari Reichs Poſt wehre vmb 5 Vhr abents noch nicht angelanget, dahero von Landaw nichts eigentliches zu berichten weiß. Die Bayriſche Zeittung aber muß wohl falſch ſein, indeme der Prinz Eugenius mit 16 regimentern in würckl. Marsch gegen Bayern begrieffen ſeye, alſo zuglauben daß er bey anſcheinendter gefahr mit ein ſolcher Mannſchafft nicht würde von dort weck marschiret ſein. Man ſaget hier, vndt kommet das geſchrey von Lintz alhero, daß Landaw mit ſturm erobert worden ſeye, in wehrendten ſturm hetten die Frantzoßen capituliren wollen. Dießes hatte ein Cavalier ſo nach Wien geſchicket worden außgeſaget, ich aber glaube es, bis mehrer confirmation kommet, noch nicht, zu wünſchen aber wehre es. Die Rebellen haben mit accord Newhäußel erobert, vndt hat mit ihnen ein ſchandliches außſehen. Man flatiret ſich, nach Eroberung Landaw werde man ihnen beßer begegnen. Jn Piemont haben die Frantzoſen Verue erobert, undt es gehe nun auf Turin loß. Man glaubet dießer Hertzog werde einen Particular Frieden machen. Daß der Hertzog von Würtenberg Vlmen undt Memingen mit eigenen Troupen beſetzet, wollen ein Theil nicht vor guet halten, ſo ſich dieſen Winter zeigen muß . . . Mit Kopfſtein gehet es auch faſt alſo wie mit Jngolſtadt: Gott der Allmächtige ſchicke vnß den lieben Frieden undt erhalte vnß in ſeinen Göttl. ſchutz . . . Den 27. 9ber 1704.

VIII.

Monsieur.

Es giebet ſonſt nicht viel Newes zu vernehmen, als wie die Rebellen in 7bürgen auf 3000 Man verlohren, confirmiret wirdt. Jtem daß ſie auch in Vngarn dan vnd wan zimml: einbießen. Wie es mit Jngolſtadt vnd den übrig bayriſchen orthen ablauffen werde, muß ſich wohl balt zeigen, der Prinz Eugenius wirdt darauf tringen. — den 11. Xber Ao. 1704.

IX.

Monsieur.

Waß mich der Herr wegen der Kayl: Einzueg berichtet hat, habe ich vernohmen. Gott gebe daß dieſe Göttl: Disposition dieſen landt vndt der Nachbarſchaft zum beſten gedeye. Mit denen Rebellen wirdt es auch ſchon weither kommen. Sie haben Newhäußel ſelbſt wieder verlaßen und ſoll ein große Forcht vnter ihnen eingerißen ſein. Möchten ſich gern accommodiren, weilen ſie den bratten ſchmecken, daß von allen ſeithn Völcker auf ſie zue marschiren, ſie ſehen daß ſie der Ragozzi nur mit Kupffer bezahle, daß golt und ſilber vor ſich zuſammen raſche, undt weither ſchicke. Erkennen alſo ihren ſchaden, undt ſpühren des Ragozi, intention, ſo auf den Eigennutzen zihle. Jn 7enbürgen haben ſie zum öffteren das Kürtzeſte gezogen, und ſollen jüngſtent ein zimml: Niederlag erlitten haben. Zu Reichenhall

haben ſie die geſterige hierdurch marschirente Teventische battaglion nicht wollen passiren laßen, haben ſie zimml: arbeithen machen, ehe ſie den Paß aldort erhalten. Es möchte wohl in ein Waxel getrucket werden, wehr dießen Durchmarsch verhindern wollen. Dieſe battaglion gehet auch in Vngarn. In Ingolſtadt wirdt der Tevent commendant werden. Die Schweden haben in Preyßen die Winter quartier machen wollen, der König in Preyßen aber habe ihnens übel verſaltzen .... d. 18. Xber Ao. 1704.

X.

Monsieur.

Ueber die vorhin eingeloffene Zeittung, daß Herr Gräl Heister die Rebellen guet Ding geſchlagen, iſt ſonſt nicht viel eingeloffen, als daß diſes geſindel dan vndt wan noch immerzue mit ihren großen ſchaden empfinden müßen, waß die teytſchen vndt wackern Soldatten vermögen. Wolte Gott Ihre Kayl: Mayſtet hetten deren ein 50000 Man in Vngarn, ſo würde man balt mit dieſen vngetrewen, vndt rebelliſchen geſindel fertig. Es ſolle in Vngarn ein Reichstag beſtimmet werden, bey welchen die ſich submittirendte völlig perdoniret, den hartnäckigen aber ſolle bey dießer occasion auch künftig der Perdon denegiret werden. Ich habe geglaubet von dem Herrn etwas Newes zu vernehmen, weilen aldort Ihro Dchl. Prinz Eugenii Hauptquartier ſein ſolle, undt bin deſthalben etl: mal befraget worden, waß mein correspondent mir ſchreibe.[1]) Man will ſagen, daß in Braunaw die ſchönſten in großer Zahlſtück von Augſpurg, bomben, undt andere Kriegsrequisitten alles in der menge gefunden worden wehren. Ob nun ein theil von ſolcher anzahl nicht nach Salzburg möge gewidmet gewesen ſein? Die Herrn Bertholtsgadner werden die Kayl. Winterquartier wohl hart empfinden, indeme dießes landel ohnedem arm. Wo es aber mit Reichenhall hinaußgeziehlet ſein mag, iſt Gott bekandt aber die Zeit wird es zeigen und förchte die jenigen ſo ſich in Scalliren zu ſehr vergeßen, möchten es auch empfinden müßen. Man ſaget, daß 2 Kayl: Soldatten gewaltthätiger Weiß von ihren quartier bayriſchen Bauern einen Trunk Wein überkommen hetten, daß ſie des andern Tages beede in beth todter gefunden worden wehren. Vor Verue ſollen die Frantzoßen mit Zurucklaſtung der ſtuck, vndt mit ſonſt großen ſchaden die belagerung aufheben müßen, auß welchen abzunehmen, wo es redl: in feldt hergehet, die Frantzoßen nicht viel gewingen können. Bey dieſer beſchaffenheit möchte ein künftig Kayl: Succurs noch zeitl: genueg in Walliſch-landt kommen, vmb die Feinde alle zu verjagen ... den 14. Jan. 1705.

XI.

Monsieur.

Daß Verua über continuiret nicht, wohl aber daß die feindt ſehr Dauor eingebißet hetten, undt der Vendome nicht wehre ſo geſchwindt secundiret worden, ſo hetten ihme die Kayl: in Place d'amer gefangen bekommen, in welchen er ſich reteriren müßen. In 7bürgen ſollen die Rebellen auch ſtark geſchlagen ſein worden. Sonſt giebt es nicht viel Newes, als daß die bayriſch Soldatten den Saltz Mayr, bürger Meiſter undt etl: andere der Vornehmſten zu Reichenhall verarrestieret haben. Der Erſtere hat ſich in ein Zimmerle retiret, alda ſolle er auch probiren, waß das Hunger leyden ſeye ...

den 17. Jan. 1705.

XII.

Monsieur.

Ich bin gefraget worden, waß mir mein correspondent newes ſchreibe, ſo habe gemeldet, daß er ſelbſt hier geweſt iſt, vndt waß ich vernohmen, habe wieder erzehlen müßen, man hatte aber gern mehrer wißen mögen. 2 Meil von Wien haben die Rebellen ſehr übel hauſtgehalten, und haben 23 Dörfer abgebrennet, bey der Schwechet, undt vmb ſelbe gegent. Man ſaget künftig Jahr, beßer geſaget künftige campagnia ſolle die Kayl: armee

[1]) Von der Anweſenheit des Prinzen in Mattighofen gibt nur die Eintragung in der Propſteiamtsrechnung vom Jänner 1705, leider ohne beſtimmte Tagesangabe, den Aufſchluß, daß „das ſtüfft voll von des prinz Eugeni Bedienten wäre".

Nach des Prinzen Abreiſe kam ſein Kontrollor, Bouvier, nach Mattighofen, „welcher iedoch auf beſchechnes erſuechen ſein quatier mit allen bey ſich habendten effecten im ſtüfft genommen, dan mit denen Herrn Geiſtl. yber Tiſch geſpeiſt." Das Koſtgeld für denſelben belief ſich während ſeiner Anweſenheit vom 16 Jänner bis 5. April 1705 auf 115 fl.

120.000 Man ſtarck werden undt werde man hier vmb etl: 100 Man mehrer geben müßen . .
d. 12. Feb. Ao. 1705.

XIII.

Monsieur.

Vor die curiosen Zeittungen ſage ſchuldigen Danck, und wan der Herr von den alten gueten Freundt etwas erfahren hat, ſo biette umb eine beliege Nachricht. Es ſolle hier vor ein par Tagen ein Curier auß Biemont komment nach Wienn hierdurch passieret ſein, ſo geſaget habe, daß die Frantzoßen den Piemontesen die Comunication von Crescentino nach Verua benohmen hetten. In Verua wehren 1500 Mann zur Defension, welche ſich bis Oſtern halten künten, undt ſeyffzeten vmb 2000 Man teytſchen Succurs, ſo hofften ſie der Feinde Meiſter zu werden. Dieſe ſo tapfferen Helden, vndt braffen Soldatten wehre wohl ein baldiger Succurs zu wünſchen, aber bis dahin möchte man ſie wohl hart consoliren können, obſchon bey Lauffen undt ſelber gegent ſchon immer die Kayl: durch daß hieſige landt marschiren, möchte bis dahin die Zeit gleich wohl zu kurtz ſein, indeme ein ſolcher Succurs vnterwegs in Italien vermuthl: allerhandt obstacula finden dörfte, durch welche der ſchleinige Succurs restardiret werden möchte. Wegen eines Coadjutoris iſt man ſchon vor ein par Jahren her ſehr beſchäftiget geweßen, vndt hat ſich Churbayren hiemit auch intrigiren wollen, undt ſolches vielleicht zu verhindern geſucht, auß welchem ohnedeme nichts hat werden können. Jetzt zwar höret man hieuon nicht mehr ſoviel. Gott gebe, daß dießes zu Jhro hochfrſtl: Gd: gnädigiſter intention nach vndt dero hohen contento, vnß armen Bediendten aber zu beſten nutzen gereicht.
den 19. Martii Ao. 1705.

XIV.

Monsieur.

Wir haben ein wunderl: undt vnhofftes glück und Ehre allhie genoſſen, indeme die Churfürſtin von Reichenhall hieher incognito kommen. Jhro hochfürſtl: Gd: haben Jhr alle Ehre, wie es gebühret hatte, wollen anthuen, vndt erzeigen laßen. Sye aber hat nichts acceptiren wollen, vndt hat allein den Thumb, Mirabell, undt Hofſtall mit der Reithſchull zuſehen verlanget, iſt alſo, nachdem die ſachen alle nach dero Verlangen debattiret geweßen, nach Mittag vmb den Münichberg, in des Graffen von Preißing gutſchen zum Nunthall Thor herein in Thumb gefahren, alwo man derſelbe alle praetiosa gezeiget hat. Nachdeme hat Sye ſich nach Mirabell begeben, undt endlich in Hofſtall. Den anſehen nach hat Sye an allen ein großes gefallen gezeiget, nach Beſichtigung dieſer 3 orthen, iſt Sye auf Loreta zu den Kloſterfrauen, undt hat man vermeinet Sye werde ſich alda über Nacht auf halten, indeme Sye allerhandt Eßendte ſachen ſelbſt angeben undt verlanget, wie auch gemeldet haben ſolle, ob kein ball zuſehen, oder gehalten würde. Nun aber weilen man ſich deßen nichts vorgeſehen, oder vermuthet hat, indeme bey der abhandlung und Debattirung anders nichts erfahren können, als daß Sye gleich wieder nach Reichenhall zu reventiren verlange, ſo hat man gleich wohl alle anſtalten ſo balt es immer mögl: hatte ſein können, die angeordtneten Krepßen, Muſchlen, Auſtern, Rehünelen, Faßanen ꝛc: deroſelben zu zubereithen gemacht, auch die anſtalth zu einen Tantz vorgekheret, welches alles ſo vnverſehener nicht ſo gleich hat werckſtellig gemacht werden können, und nachdeme man alles ſo zu einem ſolchen tractament vor eine ſolche hohe Perſhon, welche Jhro hochfürſtl: Gd: ſehr hoch aestimiren, ſchon zuſammen gebracht hat, iſt augenblickl: die resolution gefaßet worden undt iſt die Churfürſtin mit der Princessin de la Covir, Freyle Baronin von Newberg undt General Litzelburg wieder in Wagen geſeßen, obwohlen es ſchon zimml: finſter, nach Reichenhall reventiret. Waß die Churfürſtin zu einen ſo eylfertigen aufbruch beweget hat, iſt allen Perſhon ſehr wunderl: undt frembt, auch deßen Vrſach niemandten nicht bekandt. Jhro hochfürſtl: Gd: hette Jhr alle Ehre, wie es ſonſt gebühren thete, deroſelben erzeiget undt angethan, aber Sye hat nichts acceptiren wollen, undt dannenhero hat man in alles eingewilliget wie Sye es verlanget, undt haben wollen, vmb Jhr alles contento zugeben, undt Jhr Verlangen zu erfüllen. Bey den Thumb haben Jhro hochfürſtl: Gd: einen Tragſeßel mit 2 Heyducken zu dero Bedienung warthen laßen, im Hofſtall wehre Jhre hochfürſtl: Gd: Leibzug in dero Leibwagen zu Jhrer Churfürſtl: Dchl: bedienung undt befelch ein-

geſpannet. Jhro hochfürſtl: Gd: haben Jhr auch ein ſenften zu Dero Bedienung, ſo weith als Sye ſolche verlange offeriren laßen, aber iſt alles recusiret worden. Nichtsdeſtoweniger wird heunt die ſenften nach Reichenhall mit allerhandt Flügel Wildpret, und gueten Kaltenhaußer Wein abgeſchicket. Der Weg durch Tyrohl iſt grob, undt ſolle die ſenften auch bis nach Rom gebrauchen, Verwichenen Erchtag haben Jhro hochfürſtl: Gd: die erſte flotta mit Feder Wiltpret abgeſchicket. Jhro hochfürſtl: Gd: aestimiren den General Litzelburg ſehr hoch, undt dießer General erinnert ſich noch ſehr wohl, daß er von Jhro hochfürſtl: Gd: vor viel Jahren, als dieſer General noch klein undt jung geweßen iſt, gehöret hat, von Jhro hochfürſtl: Gd:, daß auß dieſen Kleinen einmahl etwas werden wirdt, ſo man anietzo nicht vermeine, dieſes censoliret Jhro hochfürſtl: Gd: ſehr hoch, daß Sye Jhme dieſes vorgeſaget haben, undt es alſo in Effect erfolget ſeye. (Fortſetzung durch Frau Stolz.) Mein Man iſt auf die reidtſchul vnd khombt vnder einer ſtundt nit nach hauß, der bodt aber nit ſo lang wardten, alſo muß ich den brief ſchlieſen, wie wolle mein man noch was Neues hinein geſchrieben hette. Die Curfürſtin ſoll heindt nacht zu heilein yber nacht gelegen ſein vnd ihren weg nach Creitz vortſetzen . . .

Saltzburg den 21. Mertzen ao 1705.

XV.

Monsieur.

Daß Jhro Kayl. Mayſt. etwas beßer ſich befinden, thuet man hier auch vernehmen. Gott der Allmächtige erhalte Sye noch lange Jahr, bey dieſen Zeiten wehre ein ſolcher Fall ſehr übel.

Man will ſagen, daß in der Schweitz ein Cannonicus von Pertholtsgaden ſeye verarrestiret worden, wehr es ſeye, undt warumb, iſt mir nicht bewuſt. Von Verua habe ich es nechſt ſchreiben wollen, aber der Curier wahre dahin ſchon abgangen. Nun verlautet auch, daß die Engl. undt Holländer vor Ceuta ſein, dieſe Feſtung belagern, vndt die Mohren zu Landt vor den König Carl. Wie es etwan hiemit ablauffen wird, muß die Zeit geben. Mehr will man ſagen, daß die Venetianer viel Mannſchaft auß Dalmatien bringen laſſen, und ſich in die Kayl. Allianz einlaßen wolten, indeme die Frantzoßen zu Brescia die Vornehmſte verarrestiret, und ſehr übel tractiren theten. Hier ſeindt die durch Marsch dermahlen noch leidentl. Auß Italien möchte wohl balt waß zu hören ſein, undt kan nicht wohl anders geſchehen, als daß es ſchläg abſetzn müſſe. Gott ſtehe den Kayl. gerechten Waffen bey, und erhalte die tapffere comandirendte Helden. Vnſere Soldatten haben bietter ding groß gourasche. Nechſt haben etl. bayriſche Cavalier mit hieſigen officirn Nachtl. weil in Wirthshauß Handel gehabt, undt ein hieſiger Fendrich ſo zum Secundirn ein officir gehollet worden, übel zugerichtet, hat gegen 7 blessuren überkommen, auch einen gefährl. ſtich, nichts deſtoweniger hoffet man ihme aufzubringen. Waß würdte erſt im Feld geſchehen, wen dieſe Herrn alle Soldatten wehren. . . . .

Saltzburg den 2. May Ao. 1705.

XVI.

Monsieur.

Newes giebet es nicht viel, als daß der Baron von Nothafft zu Costanz verarrestiret worden, welcher wie man ſaget, zu dem Churfürſten reißen ſollen mit commissione, daß Jhro Churfürſtl. Dchl. trachten ſollen in frembten Kleidern ins landt zu kommen, indeme daß gantze landt bey ſeiner anweſentheit aufſtehen undt die Kayl. massacriren und Jhro beyſtehen würden, ſo vnfehlbar durch ſchickung Gottes müße entecket worden ſein. Ein theil wolle ſagen, daß er ſchon in der Zuruckreiß begriffen vndt hette den Churfürſten alle Bayriſche wohl affectionirte gegen die Kayl. offenbahret. . . .

D. 5. Mai Ao. 1705.

XVII.

Monsieur.

Dermahlen iſt nicht viel ſonderbares oder Wahrhafts zu berichten. Es iſt mit montägiger Poſt bericht eingeloffen, daß Vlmen durch frantz. Mordtbrenner ſeye abgebrennet worden, ein Theil aber wollen ſagen, daß das abbrennen dieſen orth gleich wie Regenſpurg, Augſpurg undt vnß wehre betrohet geweßen, aber nicht effectuiret worden. Viel Cavalier vnter welchen der Neyſtinger capo von der veranſtalten Verrätherey geweßen ſein ſolte, wehren mit viel bayriſche beamte nach Wien, ein theils aber nach Ehrenberg abgeführet worden. Es iſt mir ein extract von den intercepirten

ſchreiben von Ihro Churfürſtl. Dchl. verſprochen geweßen, ſo ich aber noch nicht überkommen habe, welches ich gern hette beyſchließen wollen, ſo balt ich es haben werde, ſo werde hiemit aufwarthen, in welchem der Türk. Kay. den Titul als Allmächtig. Kay. haben ſolle, ſo ich nicht glauben kan. Der Ragozzi aber werde liebſter Vetter vndt Bruder genennet. Ein theil wollen nicht glauben, daß nicht alle Bayeriſche officir von den vernichten Vnternehmen nicht ſolten Wißenſchaft gehabt haben. Man betrohet vnß gleich einer feiſten . . . . obwohlen wir hier zu keine Urſach geben, weder gegeben haben, ſondern von vnſerer ſeithen ſeind alle Feindſeeligkeiten verhindert worden. Aber nicht vmſonſt ſeindt von Reichenhall 60 große ſtuck undt Mörßer mit viel Munition nach Wienn abgeführet worden. Reichenhall undt Braunaw würden vnß daß guete intent, ſo man auf vnß gehabt hat übel gezeiget haben, ſo der Allmächtige Gott, vnßer liebe Fraw undt vnſere heyl. Patronen nicht zugelaßen haben. Solten vnß faſt mit Ihro hochfürſtl. Gd. consoliren können, daß wir einen gerechten Fürſten und Potentaten, einen Liebhaber vndt administrator der Justiz, mit einem Worth einen vor Gott vnſchuldigen regierenndten Fürſten haben durch deßen Vorbitt der allmächtige ewige Gott daß gantze landt beſchützen werde.

Mit denen Rebellen flakiret man ſich vmb den Frieden. Einige wollen aber das contrarium behaupten, ſo faſt ehendter zu glauben, me commendo den 4. Junii Ao. 1705.

XVIII.

Monsieur.

Es überſchreibet mir der Herr mehrer Newes als wir faſt hier wißen. Von der Schlacht an der Moßel hat man verwichenen Montag auch einige ſchreiben gehabt. Die Pfingſtag Poſt hette ein ſolches aber confirmiren ſollen, undt hat man nicht gar viel hieuon gehöret, doch hab man wohl ein wenig Meldung von einer action gehebt aber nichts außführl. Von Cadix will man hier auch reden, wie es der Herr überſchreibet.

Daß alle Herrn officir vndt beambte durchgehends in Bayern daß Jurament fidelitatis ablegen müßen, will confirmiren, daß alle von der Conspiration mögen Wißenſchaft gehabt haben, ob aber der Herr mit zu zehlen ſein mag? iſt mir nicht bewuſt, hoffe es aber nicht.

Vnßer Regiment iſt verwichenen Montag von hier abmarschiret, zu Troßpurg hat man ſie nicht einlaßen wollen, haben alſo mit gewalt quartier alda nehmen müßen. Des Herrn ſchreiben werde an den bewuſten orth ableßen, hoffe es wirdt gefallen. . .

Den 19. Junij Ao. 1705.

Einige Bemerkungen zu Apians Karte von Baiern vom Jahre 1568

Von Oberſt a. D. Wilhelm Beck.

Der bairiſche Herzog Albrecht V. erteilte im Jahre 1554 dem damals erſt dreiundzwanzigjährigen Mathematikprofeſſor an der Univerſität Ingolſtadt Philipp Apian den Auftrag zur Herſtellung einer Karte des bairiſchen Gebietes, die nach faſt ſiebenjähriger Tätigkeit im Jahre 1563 in einer Handzeichnung vollendet vorlag. Sie war im ungefähren Maßſtab 1 : 45000 gefertigt [1]) und beſtand aus vierzig großen Blättern. Auf Wunſch des Herzogs fertigte Apian ſodann auch eine Karte in kleinerem Maßſtabe, die durch Druck vervielfältigt und ſo der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde. Ein alphabetiſches Namenverzeichnis ſollte den Gebrauch der Karte erleichtern.

Die erſten Blätter dieſer Karte im ungefähren Maßſtabe von 1 : 133000 wurden im Jahre 1566 zu München gedruckt. Doch ſcheint die Arbeit bald ins Stocken geraten zu ſein, vielleicht infolge der eigenartigen Einfügung der topographiſchen Namen in die Holzſtöcke,[2]) ſo daß Apian veranlaßt war, den Druck in ſeiner eigenen Druckerei in Ingolſtadt fortzuſetzen, wo er im Jahre 1568 vollendet wurde. Eine vollſtändige Ausgabe der vierundzwanzig Landtafeln vom Jahre 1566 kam mir nicht zu Handen. In einem Exemplare der k. Staatsbibliothek zu München (Bavar. 47) laſſen ſtarke Waſſerflecken die älteren Blätter leicht von den ſpäter hinzugekommenen unterſcheiden. Auch haben die mir bekannten Exemplare mit der Jahreszahl 1566 und dem Druckort München alle links unten auf Tafel 21 nach dem kaiſerlichen Privilegium wegen Nachdrucks den Abſchlußvermerk: „Ingolſtadt 1568“ genau ebenſo wie bei der Ausgabe vom Jahre 1568.

Dem zweiten Wunſche Herzogs Albrechts kam Apian durch einen erklärenden Text nach, deſſen Abfaſſung ihn durch mehr als ein Jahrzehnt beſchäftigte.[3]) Dieſer Text umfaßt in der gedruckten Ausgabe 376 Seiten. Der reiche

[1]) Dr. Max Gaſſer, Studien zu Philipp Apians Landesaufnahme. Mitteilungen der Geographiſchen Geſellſchaft München. Band I. 1. Heft. 1903. Seite 29. Die urſprüngliche Zeichnung iſt im Jahre 1782 zugrunde gegangen. Zwei Kopien aus dem achtzehnten Jahrhundert verwahrt in nicht ganz vollſtändigen Exemplaren die k. Armeebibliothek zu München.

[2]) Frhr. von Aretin, Beyträge zur Geſchichte und Literatur. München 1804. 2. Band. Seite 72: Die Namen wurden nach Art von Stereotypen hergeſtellt und auf den Holzſtöcken mit Kitt befeſtigt. Die Platten waren etwa 10,5 cm hoch und 7 cm breit; eine Platte umfaßte fünfzehn Zeilen mit Ortsnamen, die einzeln herausgeſchnitten und an der zugehörigen Stelle des Holzſtocks aufgekittet wurden. Dieſe Metallſtreifchen ſprangen beim Druck häufig ab und bildeten wohl die Quelle mancher Verdrießlichkeiten. Der derzeitige Zuſtand der Holzſtöcke im k. Nationalmuſeum (Saal 56) wird dieſe Annahme beſtätigen.

[3]) Dieſe Apianiſche Handſchrift iſt von dem damaligen Kreisarchivſekretär Edmund Frhr. von Oefele bearbeitet und im Oberbairiſchen Archiv für vaterländiſche Geſchichte, 39. Band, München 1880 veröffentlicht.

Inhalt der Karte läßt sich aus dem Namenverzeichnis abschätzen, das bei über 88 Seiten Umfang auf jeder Seite mehr als 100 Namen enthält. Das damalige Herzogtum Baiern ist nach seinen vier Regierungsbezirken und Rentämtern: München, Landshut, Burghausen, Straubing beschrieben; ein fünfter Teil, der nicht mehr aufzufinden ist, handelte von Salzburg und dem Palatinat. Der Karte entsprechend wurden auch in der Beschreibung Gebiete fremder Hoheit mitberührt, so die in Baiern eingeschlossenen Gebiete der Bistümer Freising und Regensburg und einiger Grafen und Herren. Außerdem sind auch reine Grenzgebiete behandelt, so das Passauer Hochstiftsland, eine schmale Strecke von Augsburg bis zur Donau, Teile des Rieses, der jungen Pfalz, des Hochstiftes Eichstätt.

Mit Rücksicht auf das ursprünglich geplante Namenverzeichnis ist die Karte, unmittelbar an die Gradeinteilung anschließend, von einer schmalen Leiste eingefaßt, deren Buchstaben A bis CC = 26) und Zahlen (I bis XIX) dem raschen und leichteren Auffinden der Namen dienen sollten.

Ein Fachmann hat im Jahre 1903 den Maßstab der Landtafeln zu 1:136000 berechnet; da aber die Holzstöcke im Nationalmuseum für 10 Breitenminuten 127 mm und nicht 123,6 mm aufweisen, so ergibt sich der etwas größere Maßstab von annähernd 1:133000.

Als Anhaltspunkte für die Berechnung füge ich die natürliche Länge von 10 Längen- und 10 Breitenminuten an, die den Blättern München und Dietfurt der topographischen Karte von Baiern im Maßstab 1:50000 zu Grund gelegt ist; 10 Minuten betragen:

für das Blatt München:

12 414,0 m Länge; 18 528,6 m Breite,

für das Blatt Dietfurt:

12 212,0 m Länge; 18 531,0 m Breite.

Der Erdumfang nach Apian zu 36 288 km (Gasser, Studien ꝛc., Seite 29, Zeile 3) ergibt für 10 Minuten 16 800 m; damit errechnet sich ein ungefährer Maßstab von 1:133000. Mit Hilfe des Maßstabes der Karte auf Tafel 22 und 23 läßt sich auch die Länge eines geometrischen Passus bestimmen. Drei gemeine deutsche Meilen messen auf dem Maßstab 15,20 cm, eine Meile sohin 5,07 cm. Da 4000 Passus auf eine solche Meile gehen, so ergibt sich ein Doppelschritt von etwa 1,69 m, ein einfacher Schritt von 0,85 m Länge, ein Maß, das sich mit der Länge unseres Militärschrittes fast deckt.

Apian hat nach seinen Bemerkungen am obern Rande der Tafeln 3 und 13 die Längen- und Breitengrade im Verhältnis von 2:3 dargestellt und damit, wie die obigen Werte für die Blätter München und Dietfurt zeigen, das richtige Verhältnis ziemlich genau getroffen.

Auf der 23. Tafel findet sich eine Anweisung, wie die Karte richtig zu legen, zu orientieren sei: „Nimm einen Kompaß, setze ihn neben den gemalten Kompaß oder neben irgend eine Seite der Tafeln, so daß das gemalte Zünglein im Kompaß gegen den untern Teil der Karte gewendet ist; rücke dann die Karte auf einem Tisch hin und her, bis das Zünglein des Magneten mit dem andern, hier unten gezeichneten gleich steht.“ Es müssen also die damaligen Kompasse in Uebereinstimmung mit dem auf der Karte dargestellten nach Süden gezeigt haben. Die gezeichnete Bussole läßt eine Mißweisung von etwa zwölf Grad erkennen. Die Mißweisung war damals östlich; ihre Werte schwanken für die Aufnahmejahre der Karte zwischen 11 und 12 Grad (Gasser, Studien ꝛc. Seite 61).

Bei der kurzen Aufzählung der besonderen Merkwürdigkeiten des Landes auf Tafel 12 erwähnt Apian auch einige Flüsse, die im Erdboden verschwinden; ferner gedenkt er eines Sees bei Neumarkt, dessen Bäche nach entgegengesetzten Richtungen abfließen.

Der bairische Oberhofbibliothekar Frhr. von Aretin hat in seinem literärischen Handbuch für die bayerische Geschichte I. Teil, 2. Abteilung (Geographie) auf den Seiten 44 und 99 ff. die Apianischen Landtafeln einer eingehenden Besprechung und Würdigung unterzogen, wobei es auffällt, daß der gelehrte Verfasser die erste große Karte Apians vom Jahre 1563 nicht kennt. Ferner weiß er sich mit den verschiedenen Zeichen der Karte für die Gebietsgrenzen nicht ganz abzufinden: Auf bairischem Gebiet sind alle Grenzen sehr sorgfältig in punktierten Linien gezogen; die Grenzen gegen nichtbairische, eingeschlossene wie Anschlußgebiete dagegen zeigen mannigfachen Wechsel der Zeichen derart, daß bei einem angrenzenden zweiten Gebiet sich auch das Zeichen

bei der fortlaufenden bairiſchen Grenze ändert; man findet Pfeile, einfache Widerhaken, Angelhaken, Kreuze, Dreiecke, einfach- und doppeltgebogene Striche in Klammer- und ∽-Form. Sie folgen ſich häufig in großen Abſtänden, aber immer ſo, daß der Maler nach ſeiner Vorlage die Grenzen ſtets ſicher ziehen konnte. Hier mag die Bemerkung Platz finden, daß ſich die Karte in ihrer ganzen Schönheit nur bei den als Wandkarte zuſammengeſetzten und kolorierten Exemplaren zeigt. Im Saal 42 des Nationalmuſeums hängt neben dem großen Modell der Stadt München ein guter Nachdruck mit hübſcher Bemalung vom Jahre 1886.

Man darf ſich nicht verleiten laſſen, Verbindungsſtriche, die zu kleineren vom Ganzen abgetrennten Gebietsteilen führen, und nur die Zugehörigkeit zum Hauptgebiet zum Ausdruck bringen ſollen, für Wege zu halten. Straßen und Wege enthält die Karte nicht. Auch die Aufſtellung iſt unrichtig: die Karte gäbe durch Anwendung krummliniger Meridiane und Parallelkreiſe das Erdbild derartig wieder, daß das Auge ſchon durch die Anſicht den Eindruck der Kugelform empfinge. Eine Gradeinteilung findet ſich nur am Rand der Karte.

Die auf der Karte mehrfach vorkommenden Kreuze werden wohl zum Teil an der Stelle alter Straßenkreuzungen ſtehen. Die ſieben Kreuze an der Straße Eichſtätt-Weißenburg, die wahrſcheinlich nicht immer an ihrem damaligen und derzeitigen Platz vereinigt waren, ſind auch auf der jetzigen topographiſchen Karte in 1 : 50 000 angegeben.

Nach Oefeles Anſicht (Vorwort zu Apians Topographie) ſoll das Kreuz beim Weiler Einhaus (bei Schaftlach) an den Tod von Apians Bruder erinnern, der dort im Jahre 1562 durch einen Sturz mit dem Pferde verunglückte. Aber auch hier ſcheint die Markierung einer Wegkreuzung nicht ausgeſchloſſen.

Die Bedeutung eines Zeichens bei einzelnen Ortſchaften (Hohe Stange mit Querholz, darauf ein Reif oder Kranz) iſt durch den Apianiſchen Text, der Aretin unbekannt war, aufgehellt: Es ſind Straßenwirtshäuſer und Herbergen (diversoria), die wohl teilweiſe auch Vorſpannpferde bereit hielten. Dieſes Zeichen findet ſich nicht allzuſelten: Röthenbach und Schweinau ſüdlich Nürnberg, In der Hög (Unter Högen) weſtlich Sulzbach, Spindelthal weſtlich Naſſenfels, Burgſtall und Schwaig im Gericht Pfaffenhofen an d. Ilm, Erdweg im Gericht Dachau, Gſchaid und Schwarzhöring im Gericht Vilshofen, Neuherber (Neuherberge) nördlich von München, Grafen, Lipf, Kaltenmarkt, Tanreut u. Schlipfing im Gericht Schärding, Leitn im Gericht Mauerkirchen u. a.[1]). Neben Schweinau iſt eine hohe Fichte gezeichnet, damals vielleicht ein Wahrzeichen des Ortes.

Ein Punkt nordweſtlich Beurbach, wo die Gebiete dreier Herren zuſammenſtoßen, iſt auf der Karte durch drei Pfähle markiert, wie die Topographie auf Seite 315, Zeile 25 bemerkt; Aretin ſieht in dieſem Zeichen ein Hochgericht. Beim Weiler Hoholting im Gericht Schärding treffen in ähnlicher Weiſe Gerichtsbarkeit u. Grenzen dreier Herren bei einem Hauseck zuſammen (Baiern, Paſſau, Oeſterreich; Topographie Seite 319, Zeile 14).

[1]) Das Wirtshauszeichen, hohe Stange mit Reif, findet ſich auch auf dem Holzſchnitt von Hans Baldung, Grien: Balgende Landsknechte. (Liebe, Der Soldat in der deutſchen Vergangenheit Seite 57).

Ein Zeichen bei Grünwald (südlich München), das für einen Turm oder eine Ruine angesehen werden könnte, ist auch in der Topographie nicht erklärt.

Riezler bespricht im sechsten Band seiner Geschichte Baierns (Seite 454 ff.) die Apianische Karte und bemerkt: „Baiern verdankt Apian eine treffliche Landkarte mit einer genauen topographischen Beschreibung, die erste Probe einer geometrisch, geographisch und künstlerisch gleich reformatorischen Topographie".

Als künstlerische Leistung darf es wohl gelten, wenn sich trotz des kleinen Maßstabes fast alle Ortschaften in vollständig charakteristischer Ansicht zeigen; die Form der Kirchtürme, die Bauart der Schlösser, Herrensitze und Klöster ist ohne weiteres zu erkennen. Man muß annehmen, daß alle diese kleinen Skizzen nach der Natur gezeichnet sind; auch hierfür werden, wie für anderes, die Dienste einzelner geeigneten Ortsangesessenen in Anspruch genommen worden sein.

Der besondere künstlerische Schmuck aber besteht in den der Karte selbst eingefügten Wappen und Wappenschildern, sowie in den schönen Zierleisten, die die ganze Karte, deren Texte und die beiden großen Wappen umrahmen.

Von den Wappen fällt uns zunächst in der Nordwestecke das große bairische Wappen auf. Für den Nachdruck von 1651 wurde als Herzschild der Reichsapfel und über dem Wappen der Kurhut eingefügt wegen der inzwischen an Baiern gekommenen Kurwürde; beide Stücke sind aus Metall. Soweit es sich übersehen läßt, sind dies die einzigen Aenderungen, die in 340 Jahren an den Holzstöcken selbst vorgenommen wurden.[1]) In der rechten unteren Ecke treffen wir auf das Reichswappen mit dem Doppeladler.

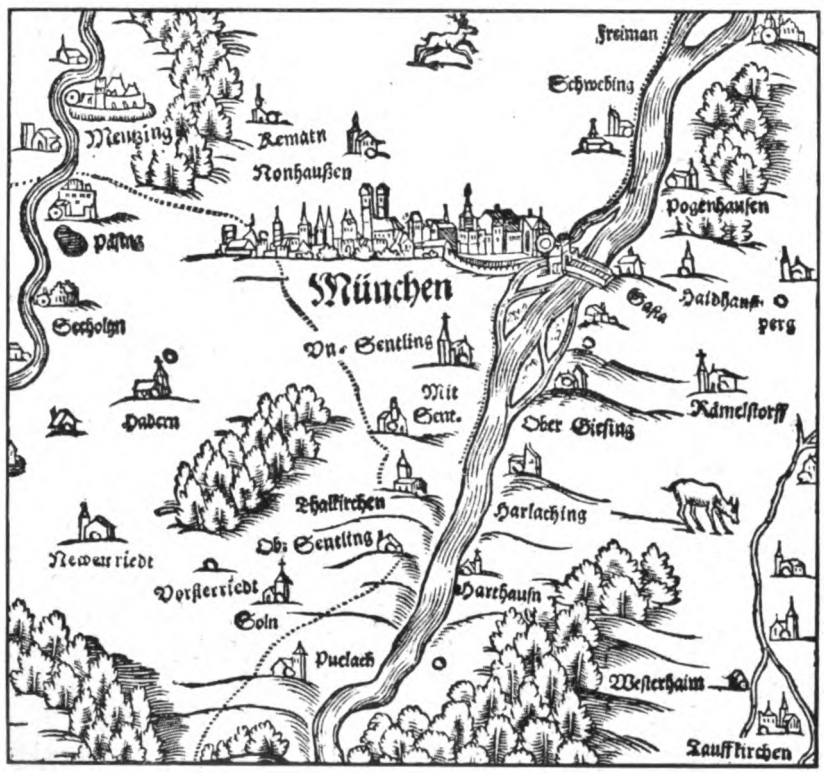
Die übrigen Wappen lassen sich am besten, links oben beginnend, in der Reihenfolge der Blätter verfolgen.

1. Wappen der Reichsstadt Nürnberg.
2. Wappen der Pfalz mit Reichsapfel und Kurhut wegen der oberen Pfalz (Amberg).
3. Landgrafschaft Leuchtenberg (blauer Balken in weiß).
4. Markgrafschaft Ansbach (Zollernschild, geviert, weiß und schwarz).
5. Herren von Wolfstein und Sulzbürg (zwei rote Löwen übereinander schreitend in Gold).
6. Bistum Regensburg (weißer Schrägbalken in rot); das Wappen ist bei Hohenburg im Nordgau eingesetzt.
7. Herren Stauffer von Ehrenfels (geviert: 1. und 4. sieben rote Rauten in weiß, 3, 3, 1 gestellt [Ehrenfels]; 2. und 3. weiß blau gequert [Stauf]).
8. Wappen der jungen Pfalz (Nordgau), rot gekrönter und gewehrter goldener Löwe in schwarz.
9. Königreich Böhmen (Löwe, Königskrone über dem Schild).
10. Herren von Degenberg (Zwiesel): rot behutete und gekleidete Judenbüste in gold.
11. Oettingisches Wappen.
12. Wappen des Bistums Eichstätt.
13. Wappen der jungen Pfalz (Neuburg) wie oben unter 8.
14. Bistum Passau (roter geschundener Wolf in weiß).
15. Wappen von Württemberg (drei schwarze Löwen übereinander schreitend in gold).
16. Bistum Augsburg (rot weiß gelängt); die Bischofsmütze ist wegen der nachträglich eingesetzten Schrift „Augsburg" größtenteils wieder weggeschnitten.
17. Bairisches Wappen mit der Kette des goldenen Vließes (weiß blau gerauteter Schild und schon bei der ersten Ausgabe 1566 bis 1568 mit dem Kurhut darüber.
18. Bistum Freising (goldgekrönte, rot bekleidete Mohrenbüste in weiß).
19. Grafschaft Ortenburg (geviert: 1. und 4. weißer doppelt gezinnter Schrägbalken in rot, 2. und 3. roter Flügel auf weißer Spitze in rotem, mit zwei weißen Flügeln belegtem Feld).

[1]) Die Texte, die fast alle zum Herausnehmen eingerichtet sind, haben freilich mancherlei Abänderungen erfahren. Aus besonderen Ausschnitten der Holzstöcke können ohne weiteres ausgehoben werden: die Widmung (Holzstöckchen), der lateinische Titel (Holzstock), die Vorrede (Letternsatz), der deutsche Titel (Holzstock), die besonderen Merkwürdigkeiten (Letternsatz), das Privilegium wegen Nachdrucks (Letternsatz), die Anweisung (Letternsatz) und das Gedicht des Augsburger Gelehrten Wolf (Letternsatz.)

20. Oeſterreich ob der Enns (gelängt, ſchwarzer Adler in gold, links fünfmal von rot und weiß gelängt).
21. Grafſchaft Hag (weiße Gurre in rot).
22. Erzſtift Salzburg (gelängt: ſchwarzer Löwe in gold, links weißer Querbalken in rot).
23. Herren von Waldeck (Schliers): halber roter Adler über geſchränkten roten Hölzern in weiß).
24. Tirol (roter Adler in weiß).
25. PropſteiBerchtesgaden (rote Roſe auf weißem Balken in ſchwarz).

Durch dieſen Wappenſchmuck treten vor allem auch die nicht zum Herzogtum Baiern gehörigen eingeſchloſſenen oder benachbarten Gebiete ſcharf hervor.



Die ganze Karte h. eine etwa 4 cm breite Einfaſſung von Schweifwerk, in dem Windköpfe, Totenköpfe, Muſikinſtrumente, Blumen- und Fruchtbüſchel in reicher Abwechslung angebracht ſind. Roßſchweife und Skorpione bilden das Ende einiger Fruchtſchnüre.

In Kartuſchen finden ſich die Namen der vier Haupt-Himmelsgegenden, Oſt in holländiſcher Schreibweiſe, ferner die Namen von zwölf Windrichtungen. Auf der rechten und linken Seite ſind geographiſche Vermerke und die Stundenzahlen der längſten Tage angebracht: links unten iſt der Anfang, weiter oben die Mitte des ſiebten Klimas eingeſchrieben; rechts auf entſprechend gleichen Höhen iſt der ſechzehnte und ſiebzehnte Parallelkreis bezeichnet. Für die längſten Tage ſind unten 15 Stunden 45 Minuten,[1]) weiter oben 16 Stunden angegeben.

Dieſe Vermerke erfordern einige erläuternde Worte. Klima nannten die Geographen des Altertums den Neigungswinkel, unter dem die Sonnenſtrahlen auf die Erdoberfläche auffallen. Nach ſeiner Größe und nach der davon abhängigen Dauer des längſten Tages teilten ſie die Erde in Klimate ein, Kugelzonen, deren Grenzen je zwei Parallelkreiſe mit 30 Minuten Unterſchied in der Dauer der längſten Tage waren. Apian legt außerdem noch einen Parallelkreis in jedes Klima ein, ſo daß Viertelſtundenzonen gebildet werden. Die halben und ganzen Stunden liegen in der ungefähren Mitte ſeiner Klimate, die demnach mit ein Viertel und drei Viertel abwechſelnd beginnen

[1]) cum dodrante: dodrans gebildet aus de (est) quadrans, drei Viertel.

[2]) Näheres bei Gaſſer Studien ꝛc. Seite 55 ff.

[3]) Das G kann Gradierer bedeuten, da damals gradieren ſtatt radieren gebraucht wurde (Nagler, Die Monogrammiſten, Band 3, Nr. 1860 und Schweizeriſches Künſtler-Lexikon red. von Brun 1902).

[4]) Siehe auch Nagler Band 3, Nr. 1862. Ferner Becker, Jobſt Amann. Leipzig 1854, Seite 55. Sodann: Andreſen, der deutſche Peintre-Graveur, Leipzig 1864, Band 1, Seite 336. Die Nachdrucke von 1651 und 1886 ſind nicht minderwertig; ſie ſtehen dem erſten Druck in nichts nach.

und endigen. Am Aequator nimmt Apian eine schmale Zwölfstundenzone an, so daß der erste Parallelkreis etwas nördlich des Aequators liegt und der zweite in die Dauer des längsten Tages zu 12 Stunden 15 Minuten fällt. Das erste Klima läßt Apian erst beim längsten Tag zu 12 Stunden 45 Minuten beginnen. Die Regel, die Büsching in seiner großen Erdbeschreibung vom Jahre 1785 (I. Band, Seite 71) gibt, trifft sohin für die Apianischen Klimate nicht zu. Man ziehe von den Stunden des längsten Tages eines Ortes die Zahl 12 ab, nehme den Rest doppelt, so hat man die Zahl des Klimas für diesen Ort. Uebrigens bemerkt Büsching: „Man braucht die Klimata heutigen Tags nur, um die Alten zu verstehen, und sonst nicht."

Außerdem finden sich am Rande der Karte die Namen von etwa sechzig europäischen Städten, dabei Sternchen und Zahlen, die in deutschen Meilen angeben, wie weit jede Stadt von dem Stern entfernt ist; die Lage der Stadt ergibt sich, wenn man von Ingolstadt aus eine Schnur oder ein Richtscheit über den Stern weg anlegt.[2])

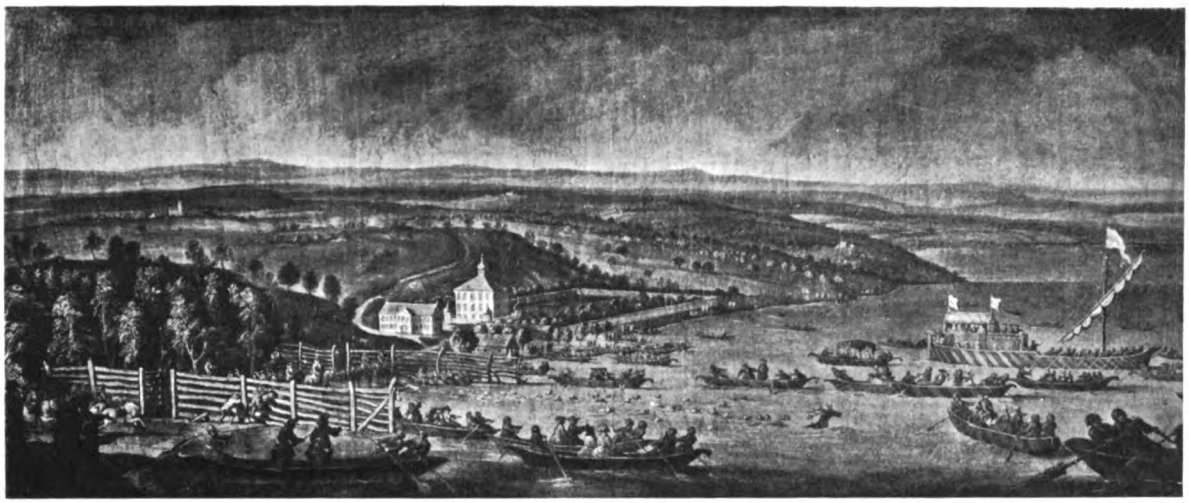
Das künstlerische Beiwerk der Karte wurde eingehender besprochen, weil es von dem berühmten und besonders fruchtbaren Nürnberger Holzschneider und Bücherillustrator Jost (Jodokus) Amman herrührt. Mit ziemlicher Sicherheit kann ihm die Zeichnung der allegorischen Figuren bei der Widmung, die Zeichnung der Wappen und der reichen Einfassung zugeschrieben werden; findet sich doch sein Monogramm am untern Rand der Karte (auf Tafel 22 etwas nach rechts), bestehend aus den Buchstaben I A G V Z über einem Dolch, dem eine mit einer Zeichenfeder gekreuzte Radiernadel aufliegt: Jost Amman, Gradierer[3]) von Zürich. Wenn Amman damals mit Zeichnungen für Plinius, das Turnierbuch, den Julius Cäsar, Boccaccio und Fronspergers Kriegsbuch beschäftigt war, so konnte das den vielgewandten Künstler nicht abhalten, auch noch für Apian zu zeichnen.

Der Holzschnitt selbst wurde wohl von Ammans Gehilfen in Ingolstadt ausgeführt; die Anfangsbuchstaben dieser Formschneider sind in der rechten unteren Ecke des Zierrahmens erhalten: 1567 — W. S. — H. F. und ein Schneidmesserchen. Da diese Zeichen sich nicht auf allen Abdrücken finden und der Holzstock der Tafel 24 an dieser Stelle einen tiefen Ausschnitt aufweist, so wurde hier wohl je nach Gutdünken ein Stempel eingesetzt oder weggelassen.[4])

Wenn vorstehende Ausführungen zu näherer Betrachtung des schönen Nachdrucks der Apianischen Karte im Saal 42 des k. Nationalmuseums veranlassen, wenn ferner einzelne nicht ganz zutreffende Aufstellungen, die sich während längerer oder kürzerer Zeit erhalten haben, infolge der gegebenen Anregung nachgeprüft werden, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Eine ausführliche Schilderung der Lebensschicksale Apians, auf die hier nicht eingegangen wurde, bieten die Abhandlungen der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, VI. Folge, 11. Band, Prag 1882: „Dr. Sigmund Günther, Peter und Philipp Apian, zwei deutsche Mathematiker und Kartographen"; ein umfassendes Literaturverzeichnis ist dieser Arbeit am Schlusse angefügt. Die Gestalt Apians wurde auf Seite 4 des 1. Heftes der Altbayerischen Monatsschrift, Jahrgang 1899 dargestellt; ein anderes Bildnis mit einer Blume in der linken Hand ist dem zweiten Band von Aretins Beyträgen zur Geschichte und Literatur (1804) bei Seite 73 beigeheftet. Eine Lebensbeschreibung Ammans findet sich in der nicht im Buchhandel erschienenen gedruckten Geschichte der Familie Amman (Zürich: 1904) in der graphischen Sammlung zu München.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die flott geschriebene Skizze von Hartwig Peetz in Traunstein hinweisen: „Etliche Einblicke in Apians Topografei" (Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1882, Seite 104 bis 109), die als Muster für ähnliche kleinere Arbeiten bairischer Lokalforscher gelten darf.



Ein Wiedertäufer-Begräbnis am Starnberger See

Von Frau Maria Kronenbitter

Es war im Sommer 1900.

Schon ſeit Wochen wußte der alte Schreiner vom Dorfe Berg, den jetzt ſelbſt ſchon lang der kühle Raſen deckt, zu erzählen, daß es in der Pfarrei bald ein „beſunders“ Begräbnis geben werde. Er konnte wohl Beſcheid wiſſen, ward es ihm doch immer gleich mitgeteilt, wenn in der Pfarrgemeinde einer hoffnungslos darniederlag, denn für einen weiten Umkreis war er der Sarglieferant. Kam ſolche Kunde, dann wurde es lebendig in ſeiner kleinen Werkſtatt, wo ſonſt nicht allzuviel zu ſchaffen war. Eifrig richtete er die wenigen notwendigen Bretter und fertigte wohl auch im voraus eines der kleinen Holzkreuze, wie ſie auf unſren Landfriedhöfen oft zu dreien und mehreren auf den Familiengrabſtätten vor- und ſeitwärts des eigentlichen Grabmals ſtehen und ſchon bei der Beerdigung mit Blumen geſchmückt auf dem ausgehobenen Erdhügel ſtecken müſſen. Während dann der Alte ſorgſam mit gleichmäßigen Hobelzügen die rauhen Laden glättete und fugte, fand er immer noch Zeit von dieſem und jenem zu erzählen und ſo berichtete er dann auch eines Tages, daß drüben in Farchach die alte Broni nach langem Siechtum geſtorben ſei. Die war nicht katholiſch geweſen, auch nicht „richtig“ proteſtantiſch, ſondern von denen, die „als Großer noch einmal getauft würden“. Früher gab es ſolcher ziemlich viele im Filz, aber die Broni ſei jetzt wohl eine der Letzten geweſen. In zwei Tagen ſollte die Beſtattung auf dem Aufkirchener Friedhof ſein. Da werde dann wohl wieder der alte fremde Bauersmann kommen, der „eine ſo ſchöne Lehr“ zu machen verſtünde, daß gar mancher Studierter von ihm lernen könne.

Wiedertäufer — bei uns im eigentlich rein katholiſchen Altbayern? Ich wollte mehr wiſſen und dem Begräbnis beiwohnen. Um neun Uhr morgens ſollte es ſtattfinden und ſo ſchritt ich denn an einem trüben Sommermorgen die alte Bergſtraße gegen Aufkirchen hinan. Während ſonſt bei ſolchen Anläſſen beinahe jedes Haus der ganzen Pfarrei ſeinen Vertreter ſendet, ſchritt ich diesmal einſam des Weges.

Reizvoll thront auf der Höhe am Oſtufer des Würmſees die alte ehedem ſo viel beſuchte Wallfahrtskirche umringt von wenigen Gebäuden. Unwillkürlich gedenkt man bei ihrem Anblick Uhlands tiefempfundener Schilderung der Wurmlinger Kapelle:

„Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill ins Tal hinab . . . .
Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Tal“ . . . .

Ob das alte Weiblein, das heute hier ſeine letzte Ruheſtätte finden ſollte, wohl viel Freude im Erdendaſein gekoſtet hatte? Die auffällige Teilnahmsloſigkeit ließ vielem Zweifel Raum. Denn auch im Friedhof ſelbſt war noch niemand als einige Maurer, die in aller Be-

haglichkeit (wie dies in ihrem Handwerk eben Brauch) die Kirchenmauern fein säuberlich herunterweißelten und mit ihrer Tünche die letzten Spuren alter Fresken deckten, mit welchem frommgläubiger Sinn vor Jahrhunderten dankbar die Außenmauern der Kirche geschmückt hatte und die einst in ihrer naiven Weise von den „vielfältigen, wunderbarlichen Gutthaten des weitberümbten" Muttergottes-Bildwerkes erzählten. Droben im Turm lagen einige Bürschlein, froh der Ferienzeit und ihres süßen Nichtstuns, auf der Lauer, und als endlich, noch in weiter Ferne, der Leichenzug sichtbar wurde, da huben sie, der Sitte gemäß, an die Glocken zu läuten. Doch barsch verwiesen ihnen das die so schwer beschäftigten Maurer. Die Tote als Andersgläubige galt ihnen des Geläutes nicht würdig. Die Knaben aber, doch weicheren Kinderherzens, vielleicht auch nur nicht willig sich des Vergnügens läuten zu dürfen, beraubt zu sehen, sprangen flugs hinüber in den Pfarrhof. Und eben so eilig kamen sie wieder und aufs Neue klangen die Glocken in die Weite und luden die stille Schläferin zur letzten Ruhe.

Ich ging nun ein weniges die Dorfstraße entlang bis sich dieselbe den Hügel hinabsenkt, bei der Wegwende erblickte ich den Leichenzug, wie er düster und langsam durch die Felder näher kam. Auch vom heimatlichen Dorfe waren es nur wenige, die ihn geleiteten. Endlich war in tiefem Schweigen die Kirchhofspforte erreicht, entgegen unseren Bräuchen war kein murmelndes Gebet, kein Lied laut geworden.

Nur der Sang der Glocken durchtönte die Luft und in seinem leisesten Verschweben erzählte er von seines frommen Pfarrherrn wahren Christentum und wirklicher Nächstenliebe, der auch im Fremdgläubigen das Kind unseres ewigen Vaters ehrte.

Wortlos hatten sich die Anwesenden um das offene Grab gereiht und still wurde der Sarg der Erde übergeben. Dann trat aus der Begleitung einer hervor. Ein älterer Mann mit glattem, ziemlich lang gehaltenem Haar, das ernste kluge Gesicht von einem schon stark ergrauten Bart umrahmt. Mit einfachen, innigen Worten, von einer Verheißung Jesaias ausgehend, sprach er von allem, was uns das Leben bringt, Freud und Leid, Genuß und Sorge, wie alles nur von dem einen ausgehe und nur auf das eine Ziel hinleiten solle. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen", das führte der schlichte Mann warm, in durchaus edler Redeform und, weil aus vollem Empfinden kommend, auch zum Herzen gehend aus. Dann ein frommer alter Spruch, ein kurzer Lebensabriß der Verstorbenen und mit einem „Unser Vater" und einem christlichen Glaubensbekenntnis hatte die einfache Bestattung ihren Abschluß gefunden.

Als die kleine Versammlung sich dann zerstreut hatte, wandte ich mich an den Redner mit der Bitte um einige Aufklärung. Ich fand einen freundlichen Erzähler. Bis aus dem Donaumoos war er zu dieser Beerdigung hergerufen worden. Früher hatte ein Glaubensbruder aus Hanfelden bei Starnberg für die im Vorlande verstreuten Wiedertäufer die gottesdienstlichen Funktionen verrichtet. Nach dessen Ableben hatte sich in diesem Gebiete kein Ersatz mehr gefunden. Der Redner selbst war von seinen Religionsgenossen, ihrer Sitte gemäß, ohne theologische Vorbildung, zum Kirchenvorstande gewählt worden. Sein Großvater war mit vielen andern seines Glaubens von der Rheinpfalz herübergekommen, als Bayerns Fürst seine engern Landsleute aus der dichtbevölkerten Rheinpfalz nach Altbayern rief und ihnen zahlreiche Moorgebiete zur Kolonisierung zuwies. So waren auch Wiedertäufer nach dem Filz, das zwischen dem Loisach- bezw. Isartal und dem Würmsee hinzieht, eingewandert. In diesem Gebiete sind die Abkömmlinge jener „Ueberrheiner", wie sie allenthalben bei den Eingesessenen hießen, bis auf wenige ausgestorben. In den Torfgebieten bei Rosenheim, besonders in Großkarolinenfeld sollen ihrer noch viele existieren. Im Donaumoos, wo noch zahlreiche Familien ansässig sind, weisen auch Ortsnamen auf die Abkunft von Pfalz-Bayern hin, so z. B. Neu-Schwetzingen. Zum Großbauern haben es wohl wenige der Kolonisten gebracht, aber noch heute durch ihren unermüdlichen Fleiß dem Bauernstande sind sie trotzdem treu geblieben und ebenso fest halten sie an ihrer Väter Glauben.

Freundlich dankend verabschiedete ich mich von dem würdevollen, alten Manne,

der noch ſelben Tages heimgelangen wollte, ins Donaumoos, wo ſeine Glaubensbrüder dem Ackerbau immer neues Kulturgebiet gewinnen.

Ueber einen unterirdiſchen Gang bei Fürholzen im Bezirksamt Freiſing

Von k. Gymn.-Prof. a. D. J. Wenzl-Freiſing

Mit Planſkizze

Etwa 3 km nordweſtlich von der Eiſenbahnſtation Neufahrn liegt das Pfarrdorf Fürholzen. Eine Hügelzunge, die mit ihrem weſtlichen Hange gegen Fürholzen, mit ihrem ſüdlichen gegen die Moosniederung ziemlich ſteil abfällt, trug Jahrhunderte lang die Pfarrkirche, deren Gründung in die Jahre 770—772 fällt.

Im Jahre 1723 wurde dieſe ziemlich weit außerhalb des Dorfes ſtehende Kirche aufgelaſſen und eine neue im Dorfe ſelbſt erbaut; heute bezeichnet nur mehr eine kleine Kapelle und Reſte von Bauſchutt den Platz, an dem die alte Kirche geſtanden war, und ein großes Holzkreuz an einem der wenigen den Hügel krönenden Föhrenſtämme die Stätte des alten Friedhofes.

Vor 3 Jahren wurde an der die Hügelzunge begleitenden Straße nach Freiſing unmittelbar am Abhang von einem gewiſſen Leo Mayr ein Bauernhaus gebaut, das äußerſte des Dorfes (Hausnummer $4^1/_5$). Der Hügel enthält an dieſer Stelle in ſeinem unteren Teile guten Bauſand, in den oberen Schichten Mergel. Die Ausbeutung dieſer Bodenſchätze veranlaßte in den letzten 3 Jahren eine ſtarke Untergrabung des Hügels; infolge deſſen ſtürzten ſchon mehrmals große Maſſen der ſtehengebliebenen oberen Schichten nieder. Am Charſamstag dieſes Jahres erfolgte neuerdings der Niederbruch bedeutender Maſſen, und in der dadurch entſtandenen ſenkrechten Wand zeigte ſich das Querprofil eines unterirdiſchen Ganges, ungefähr 17 m von dem erwähnten Hauſe. Das gangbare Stück desſelben iſt ſehr gut erhalten, etwa $5^1/_2$ m lang, und zeigt die bekannte ſpitzbogige Form aller dieſer unterirdiſchen Gänge. Trotz ſeiner geringen Länge weiſt es vier verſchiedene Abſchnitte auf. Die — von außen her gerechnet — erſten drei Teile haben eine gleichbleibende Breite von 0,65 m und Höhen von 1,80—1,92—2,15 m; der Spitzbogenanſatz beginnt etwa in

1,40 m Höhe; die zugehörigen Längen der Abſchnitt ſind 0,90—0,15—2,50 m. In der vierten Abteilung wird der Gang beiderſeits um je 10 cm breiter während die Höhe die gleiche bleibt. In dieſem letzten Stück ſenkt ſich der Scheitel des Bogens ſofort in einer Kurve gegen den Boden des Ganges herab, ſo daß eine Art von Niſche gebildet wird. Links und rechts ſchließt ſich an dieſelbe je eine Seitenniſche an. Die linksſeitige iſt gleichfalls in ſpitzbogiger Form gut ausgearbeitet; ſie hat bei einer vorderen Bodenbreite von 0,45 m die gleiche Tiefe und vorne eine Höhe von 1,15 m; die rechtsgelegene hat annähernd ähnliche Dimenſionen, ihre Form iſt aber unbeſtimmter als die der anderen.

Dieſe Niſchenkammer bildet anſcheinend das Ende des Ganges. Aber der Boden zwiſchen den Seitenniſchen iſt hier ſehr locker; das Sondiereiſen zeigte erſt bei 1 m Tiefe wieder feſten, „gewachſenen" Boden; ebenſo ergab die Unterſuchung unter dem Boden des Ganghintergrundes nach vorwärts — in der Verlängerung des Ganges — lockeren Sand. Es iſt alſo hier eine Fortſetzung des Ganges gegen das Hügelinnere zu höchſt wahrſcheinlich; vermutlich führte zwiſchen den Seitenniſchen eine der bekannten Schlupfröhren nach abwärts und dann horizontal weiter, um ſpäter wieder zur vollen Gangöffnung ſich auszuweiten.

Die Längenachſe des Ganges zeigt leichte Abweichungen von der geraden Linie; am Außenende iſt eine ſtärkere Wendung nach Oſten zu angedeutet. Gegen dieſes Außenende zu iſt der Boden ebenfalls lockerer Sand; es ſcheint, als ob der urſprüngliche Boden tiefer gelegen wäre; vielleicht entſprachen ſeinerzeit den Abſtufungen des Deckengewölbes auch Stufen des Bodens. Im ganzen ſenkt ſich der Boden des Ganges etwas von innen nach außen, woraus geſchloſſen werden könnte, daß er in ſeiner inneren Fortſetzung vielleicht der Kuppe des Hügels zuſtrebte, nach dem Platze hin, der ſeinerzeit die Kirche trug.

Die Seitenwände und Decke ſind zum größten Teil noch ſehr gut erhalten. Die Spuren an den Wänden laſſen deutlich mindeſtens drei verſchiedene Inſtrumente erkennen, mit denen der Gang ausgehauen und die Wandflächen geglättet wurden. Eines von ihnen mußte eine ſehr ſchartige Schneide gehabt haben und war nicht als Haue im Hieb geführt ſondern als Scharre gebraucht worden; ein anderes hatte dazu gedient, um durch Hiebe die Schollen loszulöſen; es hatte eine Schneidenbreite von ungefähr 45 mm, und die Art der Hiebſpuren läßt vermuten, daß die Schneide nicht ſenkrecht zum Stiel, ſondern parallel zu ihm angebracht geweſen ſein dürfte, etwa ähnlich wie bei einem „Kelt". Die Richtung der Hiebe beweiſt, daß der Gang von innen nach außen, gegen den Hügelabhang zu heraus, ausgearbeitet worden ſein mußte.

An der Abbruchſtelle des Hügels ſieht man deutlich Schuttmaſſen der alten Kirchen- oder Friedhofmauer, ferner Skelettreſte, wohl von dem Friedhof ſtammend.

Nicht weit von Fürholzen, an den Hängen der gleichen Hügelkette, welche die Niederung des Freiſinger Mooſes begleitet, fanden ſich ſchon mehrere ſolcher unterirdiſchen Gänge, die beiden ſchon früher bekannten bei Schloß Ottenburg und in Günzenhauſen, ferner der bei der Kirche in Hohenbachern ausmündende Gang, der erſt im März 1904 durch Zufall aufgefunden und von mir unterſucht wurde.

Mit dem oben beſchriebenen iſt die Zahl der im Bezirksamte Freiſing konſtatierten unterirdiſchen Gänge nunmehr auf 11 angewachſen; außer den bereits genannten ſind nämtich noch ſolche bekannt geworden bei Bergen, Baumgarten, Figlsdorf, Hörgertshauſen, Sixthaſelbach (oder Hagsdorf), Haag und Mauern; zu dieſen kommt ſehr wahrſcheinlich — nach mündlicher Mitteilung, die mir ein alter Bauer machte — noch ein weiterer neben der hochgelegenen Kirche in Wippenhauſen (noch 1632 Pipinhauſen genannt).

Da dieſe Gänge in Sand- und Kiesboden eingeſchnitten ſind, ſo wurden von ihnen nur noch kurze Strecken aufgefunden; ihre Zugänge ſind alle wieder zugeſchüttet; der bei Fürholzen aber iſt noch gut gangbar.

Die Schaumünzen des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld-Zweibrücken

von J. B. Kull

In einem Artikel „Zur Centenarfeier des bayerischen Königshauses“ [1]) war es mir vergönnt, die Nachkommen des Pfalzgrafen Friedrich Michael als Könige und Regenten Bayerns zu ehren und von dem Münzwesen des Königreichs innerhalb der letzten hundert Jahre zu reden. Hiemit will ich die eignen Schaumünzen des illustren Pfalzgrafen näher bekannt geben und versuchen, diese wenigen Familienstücke durch geschichtliche Notizen zu erklären.

Friedrich Michael jüngerer Prinz des Pfalzgrafen und Herzogs Christian III. von Birkenfeld-Zweibrücken und dessen Gemahlin Karoline von Nassau-Saarbrücken wurde am 27. Februar 1724 in Rappoltsweiler geboren und auf den Namen Friedrich [2]) getauft. Bereits 1736 als Oberst des Regiments Alsace nominiert, ging er zur Fortsetzung seiner Studien 1737 mit seinem älteren Bruder Christian unter Begleitung des Baron von Lantinghausen, Hauptmann im genannten Regiment, zur Hochschule nach Leyden, woselbst sich die beiden Brüder bis 18. August 1739 aufhielten. Zum Andenken an diesen Aufenthalt hat der nürnbergische Medailleur Georg Wilhelm Vestner eine prächtige Medaille gefertigt. [3])

Avers der Medaille von 1739. (Zur Hälfte verkleinert.)

Avers. CHRISTIAN. us IV. & FRID. ericus FRATR. es COM. ites PAL. atini AD RH. enum D D. (Duces) BAV. ariae C C. (comites) VELD. entiae SPONH. emii & RVP. is RAB. oldi DOM. ini DYN. astiae HOH. enaccensis.

Die beiden Brustbilder bloßen Hauptes und im Harnisch von rechter Seite unten VESTNER F. ecit.

Revers. NULLA MEIS—SINE TE QVAERETVR GLORIA REBVS. [4]) Inmitten einer Landschaft, die Universität Leyden personifiziert durch die sitzende Minerva, welche in der Rechten die Lanze, mit der Linken einen Schild mit Meduſenhaupt und der Umschrift: MINERVA LEIDENSIS hält. Rechts lehnt an einen Felsen der achtfeldige Wappenschild, links steht der Armillar- oder Ring-Globus, daneben liegen Meßinstrumente als Attribute, weil die Prinzen mit Vorliebe Mathematik studierten. Im Abschnitt: MDCCXXXIX. Dimension: 94 Millim. [5])

Diese hervorragende Medaille erhielten beim Abgang von Leyden namentlich die beiden Professoren und Pensionsgeber der Prinzen, Vitriarius und Gravesand zu je 150 Dukaten in Gold (heutiger Metallwert ca. 1450 Mark), während überdies Exemplare in Silber zu ca. 350 Gramme und andere Geschenke verteilt wurden. [6])

Friedrich Michael wurde schon 1742 von Kaiser Karl VII zum Generalmajor und von Ludwig XV zum Marechal de Camp ernannt. Am 6. Februar 1746 vermählte sich der ritterliche Prinz in Mannheim mit Franziska Dorothea, Tochter des Pfalzgrafen Joseph Karl Emanuel von Sulzbach, welche am 15. Juni 1724 das Licht der Welt erblickte.

[1]) Altbayer, Monatsschrift Jahrg. 6 H. 1. 2 S. 23.

[2]) Den Namen Michael erhielt der Prinz bei seiner Firmung in Rom am 24. Februar 1752, nachdem derselbe schon am 8. Dezember 1746 zum Katholizismus übergetreten war. (Häutle, Genealogie, S. 199. Anm. 3.)

[3]) Lochner, Samml. merkwürd. Medaillen V. S. 1 mit Abbild.

[4]) Aus Vergil. Aen. VIII 278.

[5]) Von den Pfalzgrafen Adolph Johann und Gustav Samuel Leopold wurden um 1676 an die Professoren der Universität Aldorf ähnliche Medaillengeschenke gemacht. Vgl. Will, nürnberg. Münz-Bel. III. S. 81.

[6]) Erster Versuch einer Samml. pfälz. Münzen u. Med. II S. 167 Note.

Auf dieſe erfreuliche Verbindung hat der Kurfürſtliche Medailleur Anton Schäffer in Mannheim folgende zierliche Denkmünze gefertigt:

Avers.) FRIDERICUS ET FRANCISCA. Beide Bruſtbilder von rechter Seite. Dasjenige des Pfalzgrafen iſt mit dem Bande des St. Hubertus-Orden geziert. Unten ligiert A. S. die Chiffre des Medailleurs.

Revers.) VINCULUM ANTIQUUM NOVA CONFIRMATUM. Allianzwappen mit Fürſtenhut bedeckt. Rechts Birkenfeld-Zweibrücken hochgeteilt a) 1. 4 Pfalz, 2. 3 Bayern; b) 1 Veldenz, 2 Sponheim, 3 Rappoltſtein, 4 Hohenack. Links Pfalz-Sulzbach achtfeldig: 1 Bayern, 2 Jülich 3 Kleve, 4 Berg, 5 Mörs, 6 Veldenz, 7 Mark, 8 Ravensberg und als Mittelſchild den pfälziſchen Löwen. Im Abſchnitt: DESPONSAT. i. D. ie 6. FEB. ruari 1746. In Gold ca. 6 Dukaten, in Silber (eigenes Exemplar) 14,5 Gramme.

Zur gleichen Zeit ſind wohl auch die kleinen viereckigen Silberklippen ohne Revers entſtanden:

FRID. ericus - C. omes P. alatinus R. heni B. avariae D. ux. Bruſtbild im ovalem Fadenkreis von rechter Seite. Dimenſ. 11 Millim. Gewicht 0,45 Gramme. (Eigenes Exemplar.) Nach Exter — a. a. O. II S. 200 — ſind ovale Abſchläge in Gold ebenfalls vorhanden; dagegen ſolche eckig und oval mit dem Bruſtbilde der Pfalzgräfin bis jetzt unbekannt.[7])

Durch Vergleich mit ſeinem im Herzogtum Zweibrücken regierenden älteren Bruder Chriſtian IV., iſt ihm am 15. Juni 1746 die Grafſchaft Rappoltſtein im Oberelſaß mit allen Einkünften zugefallen, während ihn der König von Frankreich zum Generalleutnant und der Kurfürſt Karl Theodor zum General en chêf aller pfälziſchen Truppen ernannte.

Pfalzgraf Friedrich Michael wird von ſeinen Zeitgenoſſen[8]) als vortrefflicher Menſch und als ebenſo ſtattlicher wie tapferer Kriegsmann gerühmt. Im Jahre 1754 erwählte ihn der oberrheiniſche Kreis zum General ſämtlicher Truppenteile dieſes Kreiſes und einige Jahre ſpäter 1756 – 1763 unter Maria Thereſia hat derſelbe die höchſte militäriſche Stufe erreicht. Seit 1765, wo er ſein Kommando niederlegte, reſidierte Friedrich Michael im Schloß zu Oggersheim, konnte ſich aber des Ruheſtandes nicht lange erfreuen. Schon 1767 am 30. Juni befiel ihn beim Beſuch des Kurfürſtlichen Hofes in Schwetzingen die Bruſtwaſſerſucht und iſt am 15. Auguſt 1767 daſelbſt geſtorben. Sein Leichnam wurde bei den Karmeliten in Heidelberg beigeſetzt, aber im Jahre 1805 in die Gruft bei St. Michael in München transferiert.

Seiner Ehe ſind drei Söhne und zwei Töchter entſproſſen. Nämlich: Karl Auguſt, geb. am 29. Okt. 1746, ſucced. ſeinem Oheim Chriſtian IV. am 5. Nov. 1775 im Herzogtum Birkenfeld-Zweibrücken, geſt. am 1. April 1795 in Mannheim. Klemens Auguſt, geb. 18. Sept. 1749, geſt. 19. Juni 1750. Amalia Auguſta, geb. 11. Mai 1752, vermählt 29. Jan. 1769 mit dem Kurfürſten und ſpäteren König Friedrich Auguſt I. von Sachſen, geſt. 15. Nov. 1828 in Dresden. Maria Anna, geb. 18. Juli 1753, vermählt 30. Jan. 1780 mit dem Pfalzgrafen Wilhelm von Birkenfeld-Gelnhauſen — ſeit 16. Febr. 1799 „Herzog in Bayern“ — geſt. 4. Febr. 1824 in Bamberg. Endlich Maximilian Joſeph, geb. 27. Mai 1756, welcher am 27. März 1778 die Grafſchaft Rappoltſtein, am 1. April 1795 das Herzogtum Zweibrücken erhielt und vom 16. Febr. 1799, nach Ableben des Kurfürſten Karl Theodor bis 12. Okt. 1825, Bayern unter den Namen „Vater Max“ als

[7]) Das Vorkommen wäre nicht unmöglich, nachdem um die nämliche Zeit A. Schäffer dieſe kleinen Klippen nicht nur mit dem Bildnis des Kurfürſten Karl Theodor, ſondern auch mit dem der Kurfürſtin Eliſabetha Auguſta fertigte.

[8]) Exter a. a. O, II S. 190.

letzter Kurfürſt und erſter König glücklich regierte.

Die Pfalzgräfin Franziska Dorothea, die Witwe Friedrich Michaels, kehrte bald nach dem Hinſcheiden ihres Gemahls in ihre alte Heimat Sulzbach zurück. Sie bewohnte unter beſonderer Fürſorge des Kurfürſten Karl Theodor das Reſidenzſchloß bis zu ihrem Tode am 15. November 1794, und wurde in der fürſtlichen Gruft in der Pfarrkirche daſelbſt beigeſetzt.[9])

[9]) Häutle a. a. O. S. 199. Vgl. Ph. M. Halm in Monatsſchrift d. hiſtor. Ver. v. Oberbayern 1897 S. 64.

Wappen des Kloſters Gars.

Mitteilungen aus den oberbayeriſchen Ortsvereinen.

Mit 4 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen.

75. Aus dem Bereich des Bezirksmuſeums in **Wolfratshauſen** kommt die Mitteilung, daß vor einiger Zeit bei Degerndorf auf einem Acker am Kreuzberg ein römiſcher Silberdenar gefunden wurde, der in Privatbeſitz kam. Nach gütiger Feſtſtellung durch unſeren Konſervator der antiken Münzſammlung, Herrn Dr. Habich, gehört die Münze der republikaniſchen Periode Roms an und iſt eine ſog. Familienmünze der Familie Furia. M. Furius F. Philus war Monetar 104 v. Chr. Die Vorderſeite zeigt die Figur der Roma bei einer Trophäe, die Rückſeite den Januskopf. Die Münze iſt eine der älteſten römiſchen, die in Oberbayern gefunden wurden.

76. Aus dem Vereinsgebiet von **Schrobenhauſen** bringen wir in Abb. 1 und 2 zwei Türme der teilweiſe noch erhalten gebliebenen Stadtumwallung von Schrobenhauſen nach uns gefälligſt zur Verfügung geſtellten photographiſchen Aufnahmen unſeres Mitglieds, Herrn Dr. J. Erhard.

Leider iſt der größere Teil der Befeſtigung, wie insbeſondere die ſchönen Stadttore, die noch bis tief ins 19. Jhdt. vollſtändig erhalten waren und die Straßen des Städtchens maleriſch abgeſchloſſen haben, dem „Verkehrsgötzen“ zum Opfer gefallen. Die urſprüngliche Anlage ſtammt gleich der der Städte Friedberg, Aichach, Lauingen aus der Zeit Ludwig des Bärtigen, wie die an dieſen Orten noch erhaltenen ſchönen Relieftafeln mit allegoriſchem Figurenſchmuck und ausführlicher Inſchrift melden.

77. In das Bezirksamtsgebiet **Schongau** führt uns die Abbildung 3 nach einer von Herrn Lehrer Ried in Ludenhauſen zur Veröffentlichung überlaſſenen Aufnahme der beiden Römerſteine am Aufgang zum Lorenzerberg in Epfach. Dieſe ſtehen nicht an ihrem früheren Platze, ſondern ſind wahrſcheinlich in den 30ger Jahren des vor. Jhdts. unter Landrichter Boxler, der auf dieſem Hügel Ausgrabungen vornahm, hieher verſetzt worden. Der runde Stein mit dem eckigen Sockel war zweifellos ein Meilenſtein, deſſen Inſchrift leider nicht erhalten blieb; der andere ſcheint ein Werkſtück von einem Bau zu ſein, wie ſie in Epfach wiederholt gefunden wurden und wie ein ſolches noch gegenwärtig vor

einem Hause am Südende der Dorfstraße angebracht ist. Nach den vorhandenen literarischen Nachrichten sind die Steine der Abbildung in Epfach selbst ge-

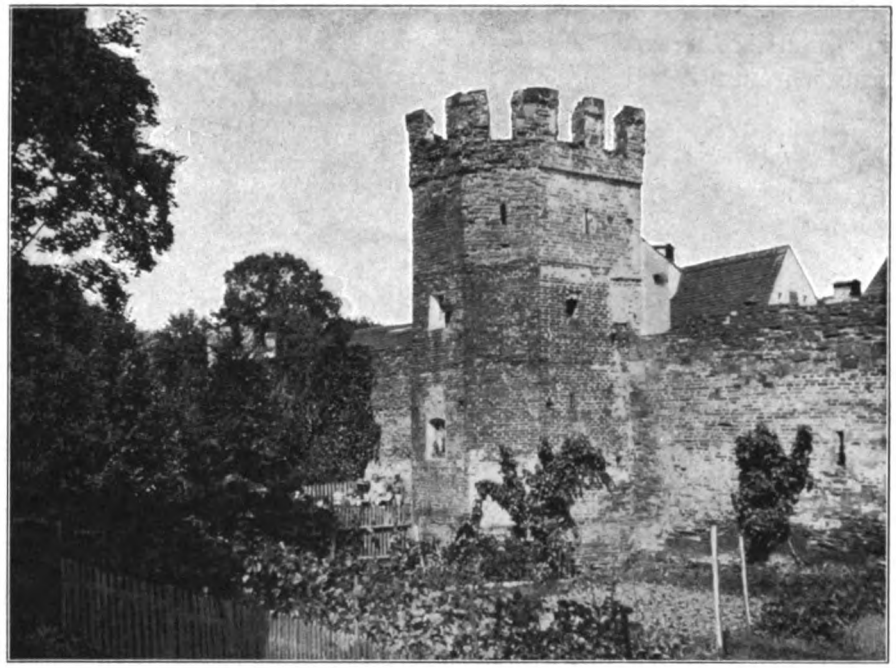


Abb. 1. phot. Erhard.

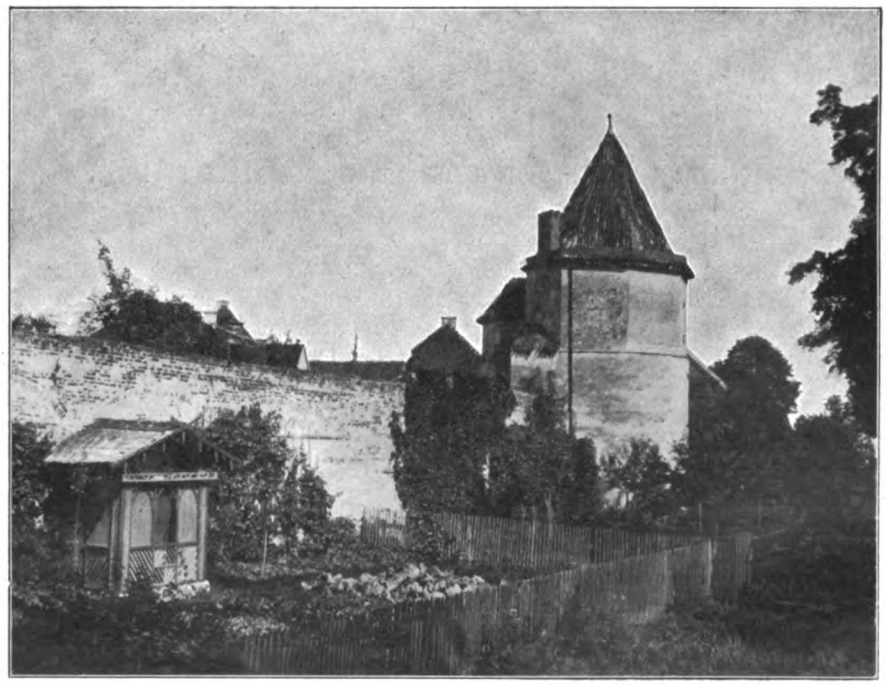


Abb. 2. phot. Erhard.

funden, der eine (Meilenstein) angeblich am Lechufer, der andere in einem Stadel im Dorf.

78. Aus dem Vereinsgebiet **Reichenhall** sendet Herr Kustos Maurer die in Abb. 4 wiedergegebene photogr. Aufnahme einer bemalten Holzfigur der Madonna mit dem Kind, die ursprünglich in einer Kapelle bei Wals (Bez.-Hauptmannschaft Salzburg) sich befand. Die stark ausgebogene Haltung des Körpers wie die Nachahmung der bekannten Löwen als Säulenträger an romanischen Kirchenportalen läßt die Schnitzerei als ein allerdings nur handwerksmäßiges Werk der frühgotischen Zeit erkennen. Originell daran ist die Handbewegung des Kindes,

das sich ans Ohrläppchen langt, ein Motiv, das sonst nicht bekannt ist. Die ungewöhnliche Darstellung hat denn auch eine Legende hervorgerufen, wonach das Kind, als einst ein Räuber den Gold- und Silberschmuck, mit dem die Figur, wie früher bei größerer Sicherheit am Lande in alten Feldkapellen üblich, behangen war, rauben wollte, die rechte Hand erhoben und an sein Ohr gelangt habe, wodurch der Räuber von weiterem Zugriff abgeschreckt worden, das Kind aber in seiner Haltung geblieben sei. Daß diese Legendenbildung erst in späterer Zeit erfolgte, ist sicher, da sonst, wie z. B. bei der Kümmernislegende, viele ähnliche Darstellungen vorhanden wären. Vielmehr haben wir in dieser Holzfigur ein singuläres naives Erzeugnis älterer reiner Volkskunst vor uns, durch die in launig naturalistischer Weise die Kindesfigur zur Darstellung gebracht ist.

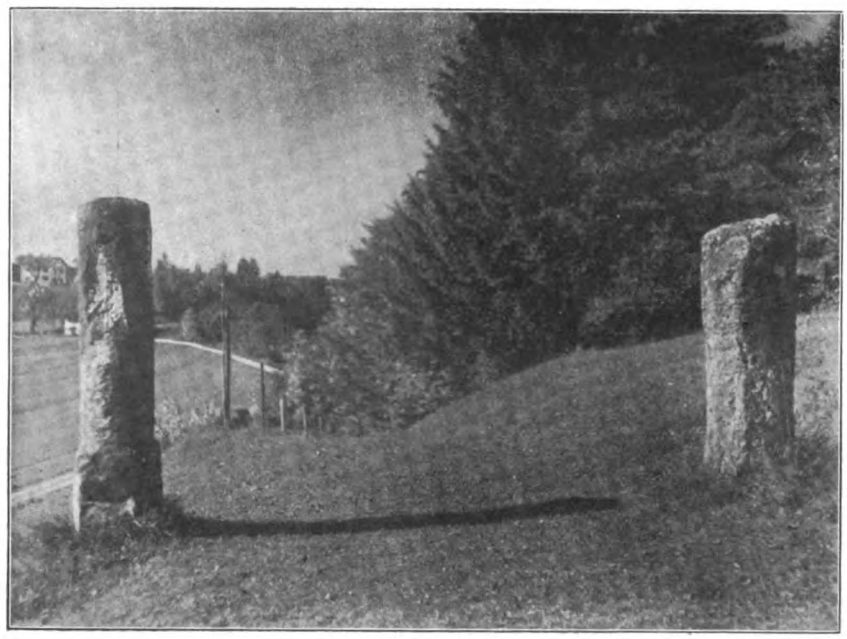


Abb. 3. Phot. Ried.

79. Zu der in Ziffer 51 dieser Mitteilungen ausgesprochenen Vermutung über den Lauf der römischen Heerstraße von Partenkirchen nach Unterammergau—Schongau wird uns aus dem Gebiete des historischen Vereins in **Weilheim** nachstehendes berichtet: „Die Straße von Ettal her kann in die Mulde unterhalb des Tötenbichls geführt haben, muß dann aber am Fuß des Berges, nicht auf der Höhe des jetzt angelegten Fußwegs zum „Malestein" gelaufen sein. Die Bergverhältnisse sind auf dieser Strecke derart, daß für eine Straße kein Platz gewesen, oder wenn ein solcher künstlich geschaffen worden wäre, die Spuren unbedingt noch jetzt sichtbar sein müßten, da die Straße hätte in die Felsen gehauen werden müssen. Möglich ist, daß diese 1—2 m höher als die jetzige lief; daß sie aber hinter den Kasteln vorbeigeführt hätte, ist nach der Natur der Sache ausgeschlossen. Zwischen dem Malestein und den Kasteln gehen viele Wasserrisse herab, die alle hätten überbrückt werden müssen, und die den ganzen Berghang versumpfen; auch hätte die Straße durch alle Mulden der Berglehne geführt werden müssen, wodurch ein großer Umweg verursacht worden wäre. Wenn also die Straße, was keineswegs sicher ist, auf der westlichen Talseite lief, konnte sie nicht viel anders als die heutige Staatsstraße gelaufen sein. Es sprechen aber auch mehrfache Umstände für den Zug auf der östlichen Seite, so z. B. die hier aufgefundenen Münzen am Frühmesser- und Eselleinenfeld, die Reihengräber am Warbichl, die ebendort zu suchenden angeblichen römischen Brandgräber, die zumeist in Straßennähe sich finden. Allerdings hätte die Straße dann nach Unterammergau wegen des in römischer Zeit jedenfalls noch versumpften Talbodens einen Umweg machen müssen. Daß Unterammergau berührt wurde, machen die bisherigen Münzfunde und namentlich der jüngst gemachte Schatzfund ziemlich gewiß. Für die Lokalforschung wäre hier ein ebenso wichtiges als interessantes Forschungsziel gegeben." —

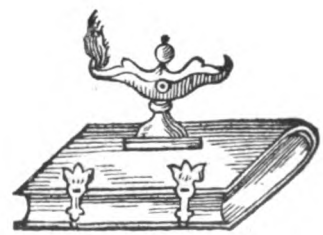
80. Eine bedauerliche Nachricht kommt aus dem bisher vereinslosen Gebiet **Aichach**. Hier befanden sich, wie die alten Katasterblätter noch ersehen lassen, südlich vom Jägerhaus und der St. Stephanskapelle gegenüber Rehling hart an einem Lecharm zwei viereckige Erdwerke mit Wall und Graben davor, deren eines nach der Katasterzeichnung etwa 35 auf 45, das andere 25 auf 30 m Umfang hatte. Das größere nördliche soll angeblich schon früher vom Lech weggerissen worden sein, das kleinere südliche war bis zum vorigen Jahre noch ganz erhalten. Erst im Jahre 1906 fiel es ohne jeden zwingenden Grund der Einebnungssucht des Besitzers zum Opfer, da niemand dagegen Einspruch erhob. Diese grundlose

Zerſtörung iſt um ſo bedauerlicher, als über die Zeitangehörigkeit dieſer Umwallungen ſich kein ſicheres Urteil gebildet hat. Da auch bei der Abtragung natürlich auf irgendwelche Merkmale nicht geachtet und ein Fund nicht bekannt wurde, kommt man über Vermutungen kaum mehr hinaus. Eine vorrömiſche

Abb. 4. Phot. Schmid-Reichenhall.

und mittelalterliche Herkunft ſcheint ausgeſchloſſen; dagegen wäre eine römiſche nicht ganz unmöglich. Mehr Wahrſcheinlichkeit hat allerdings eine ſpätere, etwa aus den Kriegszeiten ſeit dem 30jährigen Krieg bis auf den franzöſiſchen Revolutionskrieg von 1796, da ſich in all dieſen Feldzügen kriegeriſche Ereigniſſe auf dieſem Gebiet abgeſpielt haben.

(Fortſetzung folgt.)



Chronik des Hiſtoriſchen Vereins von Oberbayern.

Aus unſerer Totenrolle.

Verzeichnis der Mitglieder, welche vom Nov. 1905 bis Nov. 1906 mit Tod abgegangen ſind.

1. Datterer Dr. Franz Paul, Kommerzienrat, Buchdruckerei-Beſitzer in Freiſing. Geſtorben 1. November 1905.
2. Völk Wilhelm, k. Bezirksamtmann Garmiſch. Geſtorben 11. November 1905. **Vereins-Mandatar.**
3. Bockhorni Joſef, Privatier, ehem. k. k. Hofglasmalereibeſitzer in München. Geſtorben 29. November 1905.
4. Schraut Joſef Nikolaus, k. Staatsrat i. o. D, Präſident der k. Regierung von Oberbayern, **Exzellenz**. Geſtorben 12. Dezember 1905.
5. Eiſenhart Auguſt, k. Staatsrat i. a. D. **Exzellenz**. Geſtorben 21. Dezember 1905.
6. Deuerling Andreas, k. Oberſtudienrat, Rektor des k. Gymnaſiums in Burghauſen. Geſtorben 14. Januar 1906.
7. Müller Max, Schloſſermeiſter, Gemeindebevollmächtigter in München. Geſtorben 14. Januar 1906.
8. Lehner Simon, Baumeiſter in Altötting. Geſtorben Januar 1906.
9. Erlenborn Georg Ritter von, Apoſtol. Protonotar, Prälat, Domdekan bei U. L. Frau in München. Geſtorben 3. Februar 1906.
10. Preiſer Alois, Prälat, Dekan, k. Pfarrer in Eiſelfing. Geſtorben 3. Februar 1906.
11. Chriſt Dr. Wilhelm von, k. Geh. Rat. Univerſitätsprofeſſor in München. Geſtorben 8. Febr. 1906. Mitglied ſeit **1863**.
12. Raidl Johann, k. Regierungsrat, Bezirksamtmann a. D. in München. Geſtorben 16. Febr. 1906. Früher Mandatar in **Landsberg**.
13. Aſch zu Aſch auf Oberndorf Adolf Freiherr von, k. Generalleutnant, Staatsrat i. a. D. in München. **Exzellenz**. Geſtorben 18. Februar 1906.
14. Mayer Joſef Alois, k. Konſervator a. D. des bayer. National-Muſeums in München. Geſtorben 21. März 1906.
15. Zill Dr. Leonhard, Geiſtl. Rat, freireſ. Dekan und Stadtpfarrer in Schongau.
16. Du Prel Friedrich, Freiherr, k. Kämmerer, Regierungsdirektor a. D. in **Augsburg**. Geſtorben 10. Mai 1906. Mitglied ſeit **1865**.
17. Schindlbeck Georg, k. Pfarrer in Neuching. Geſtorben 24. Mai 1906.
18. Angerpointner Simon, Hofmüller, Bürgermeiſter in Taching. Geſtorben Mai 1906.
19. Stangl Alois, freireſ. Benefiziat in Tuntenhauſen. Geſtorben 5. Juli 1906.
20. Reuling Ludwig Auguſt, Bankoberinſpektor in München. Geſtorben 27. Juli 1906. **Eintritt in den Verein** 1873. **Mandatar für München II. Ausſchußmitglied. II. Vorſtand.**
21. Gerhager Ludwig, Privatier in München. Geſtorben 31. Auguſt 1906.
22. Eiſenrichter Franz, k. Geiſtl. Rat, Pfarrer in Bruck bei Fürſtenfeld. Geſt. 19. Sept. 1906.
23. Rumpelſteiner Joh. Nep., k. Oberſekretär in Moosburg.

* * *

Mitglieder-Zugang im Jahre 1906.

1. Bayern-Verein 1904 in Berlin.
2. Hiſtoriſcher Verein von Reichenhall und Umgebung.
3. Adam Auguſt, Bezirksamtmann in Landsberg. **Vereins-Mandatar.**
4. Adam Ludwig, prakt. Arzt in Waſſerburg.
5. Amtmann Dr. Hans, kaiſ. Verſicherungsreviſor in Berlin.
6. Aurbach Ludwig, k. Oberamtsrichter in Bad Aibling.
7. Bauer Ludwig, k. Reallehrer in Waſſerburg.
8. Bayer Ludwig, k. Pfarrer und Hausgeiſtlicher in Waſſerburg.
9. Beck Dr. phil. Hugo, Apothekenbeſitzer in Altötting.
10. Berger Karl, Lehrer in Wall.
11. Binder Joſef, Gymnaſialzeichenlehrer in München.
12. Burmaier Engelbert, Architekt in München.
13. Daſchner Georg, k. Pfarrer in Ramerberg.
14. Dees Roſa, Direktorsgattin in Gabersee.
15. Deller Hugo, Regierungsbaumeiſter in Waſſerburg.

16. Dollacker Anton, k. Strafanſtaltsdirektor in Waſſerburg.
17. Ebner von Eſchenbach Oskar, Freiherr, k. Bezirksamtmann in Garmiſch.
Vereins-Mandatar.
18. Ertl Alfred, rechtsk. Bürgermeiſter in Waſſerburg.
19. Frieckhinger Dr. Karl, k. Bezirksarzt in Schrobenhauſen.
20. Friedrich Michael, Bäckermeiſter in Waſſerburg.
21. Fiſcher Leopold, k. Generalmajor z. D. in München.
22. Geiger Ferdinand, Redakteur in Mühldorf.
23. Geiſt Anton, Oberlehrer in Eiſelfing.
24 Glasl Alfons, Apothekenbeſitzer in Waſſerburg.
25. Guttenhöfer Franz, k. Major a. D. in München.
26 Haarpaintner Georg, Stadtpfarrkooperator in Waſſerburg.
27 Hacker Oskar, Hotelier zur Poſt in Waſſerburg.
28. Halder Anton Ritter von, k. Regierungspräſident in München, Exzellenz.
29. Hauerſtein Michael, Lehrer in Waidhofen.
30. Heieck Ludwig, k. Bezirkstierarzt in Neuſtadt a. W.
31. Heinlein Adam, Bäckermeiſter in Waſſerburg.
32. Helbing Hugo, Kunſt- und Antiquitätenexperte in München.
33. Heydolph Johann Michael, k. Amtsrichter in Waſſerburg.
34. Hillerbrand Norbert, k. Bezirkstierarzt in Waſſerburg.
35. Huber Georg Dr. phil., k. Pfarrer in Graßau.
36. Huber Ludwig, k. Bezirksamtmann in Waſſerburg.
37. Irlbeck Jakob, Gerberei und Lederhandlung, Magiſtratsrat in Waſſerburg.
38. Iſola Michael, Baumeiſter in Waſſerburg.
39. Keller Joſef, k. Amtsrichter in Waſſerburg.
40. Keller Oskar, k. Bezirksamtsaſſeſſor in Waſſerburg.
41. Kiliani Eduard, k. Eiſenbahnexpeditor in München.
42. Kolb Georg, Stadtpfarrkooperator in Waſſerburg.
43. Koſack Eliſe, k. Bezirksarztenswitwe in Waſſerburg.
44. Kronaſt Anton, Kaufmann und Gemeindebevollmächtigter in Waſſerburg.
45. Leinhaas Guſtav Adolf, k. preuß. Profeſſor in Tegernſee.
46. Linde Johann, k. Bauamtmann a. D. in München.
47. Ludwig Dr. Adolf, k. Profeſſor, Vorſtand des Städt. Realſchulpenſionates in Waſſerburg.
48. Maderholz Anton, k. Oberamtsrichter in Waſſerburg.
49. Mayer Johann Baptiſt, Brauereibeſitzer in Waſſerburg.
50. Mayr George, Kaufmann und Bankier in Waſſerburg.
51. Merkl Robert, k. Leutnant und Bezirksadjutant in Waſſerburg.
52. Meyer Max, Kommerzienrat, Direktor der Bayeriſchen Vereinsbank.
53. Noderer Joſef, cand. theol. in Fiſchbachmühle bei Tölz.
54. Obermair Ludwig, k. Generalmajor z. D. in München.
55. Pletz Karl, k. Rentamtmann in Waſſerburg.
56. Popp Oskar, k. Bezirksamtmann in Ebersberg.
57. Rehlingen und Haltenberg Rudolf von, k. Kämmerer, Major z. D. in München.
58. Reimer Simon, k. Forſtrat in Ebersberg.
59. Ried Auguſt, Lehrer in Ludenhauſen.
60. Rieperdinger Johann Baptiſt, Architekt in Waſſerburg.
61. Rothmaier Karl, Prokuriſt in München.
62. Rottmüller Lorenz, Kammerer, k. Pfarrer in Margarethenried.
63. Sand Wilhelm, k. Stabsauditeur a. D. in München.
64. Schindlbeck Ernſt, Expoſitus in Unterdarching.
65. Schmaltz, Chriſtian von, k. Oberſt a. D. in München.
66. Schöpping Heinrich, appr. Pharmazeut in München.
67. Schreyer Joſef, Kaufmann in Haag.
68. Siegmund Erhart, k. Major a. D. in München.
69. Sperl Michael, k. Pfarrer in Weilbach.
70. Stautner Joſef, Konditor, Lebzelter, Wachszieher, Vorſtand des Gemeindekollegiums in Waſſerburg.
71. Stechl Chriſtof, Brauereibeſitzer, Gemeindebevollmächtigter in Waſſerburg.
72. Steier Dr. Auguſt, k. Gymnaſiallehrer in Burghauſen.
73. Strehle Joſef, k. Forſtmeiſter in Anzing.
74. Weißmann von Weißenſtein Heinrich Freiherr von, k. Landgerichtsſekretär a. D. in München.
75. Wiedenmann Karl, k. Major a. D. in Partenkirchen.
76. Winterhalter Julius, Juwelier, Hofgoldſchmied in München.
77. Zetlmeier Joſef, k. Bezirksamtsaſſeſſor an der k. Polizeidirektion München.
78. Zieglgänsberger Lorenz, freireſ. k. Pfarrer in Waſſerburg.

Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold geruhten auch im verflossenen Jahre die in Vorlage gebrachten Publikationen des Vereins huldvollst entgegenzunehmen, was dem ersten Vorstande durch die k. Geheimkanzlei allergnädigst zur Kenntnis gebracht wurde.

* * *

Vereinsversammlungen.

Die einzelnen Zusammenkünfte fanden regelmäßig abends 8 Uhr in einem Nebenzimmer des „Künstlerhaus-Restaurant" (Lenbachplatz) statt mit Ausnahme der Generalversammlung, welche am 1. Februar 4 Uhr nachmittags im Vereinslokale abgehalten wurde.

Im abgelaufenen Jahre wurden die Geschäfte des Vereines in mehreren **Ausschußsitzungen** verhandelt. Diese Sitzungen fanden statt am 17. Januar, 1. März, 28. Mai und 19. Oktober.

Monatsversammlung vom 2. Januar 1906. Der 1. Vorsitzende unseres Vereins, Herr Geheimrat Dr. K. Gareis, behandelte in einem interessanten Vortrage „Zur ältesten Geschichte der Bayern" ein Thema, in welchem er die Existenz einer Art Königsherrschaft in Bayern während der karolingischen Zeit zum Gegenstande wählte. Unter dem Eindrucke der Jahrhunderterinnerung an die Einsetzung des jetzigen Königtums behandelte der Herr Vortragende seinen Stoff und beschloß seine Rede mit einer Huldigung an S. K. Hoheit unseren Regenten, in welche alle Anwesenden begeistert einstimmten.

Im zweiten Teile des Abends behandelte Herr Oberstlandesgerichtsrat Alb. Vierling „bajuvarische Sprachaltertümer". Die Ausführungen fanden lebhaften Anklang und wurde von seiten mehrerer Herren in eingehender Diskussion zu denselben Stellung genommen.

Die **Monatsversammlung am 1. Februar** wurde als **„ordentliche Generalversammlung"** statutengemäß nachmittags 4 Uhr im Vereinslolale abgehalten. Der 1. Herr Vorsitzende gab den Rechenschaftsbericht für das abgelaufene Geschäftsjahr 1905 und nachdem die einzelnen Herren des Ausschusses die Referate über ihre Funktionen abgelegt hatten, sprach die anwesende Versammlung dem 1. Herrn Vorsitzenden und den übrigen in Frage kommenden Herren den Dank des Vereines aus.

Alsdann hielt Herr k. Regierungsrat Karl Pfund einen Vortrag über „Volkswirtschaftliche Übelstände im Isarwinkel um die Mitte des 30jährigen Krieges".

Interessante Züge aus dem Kleinleben unseres Volkes auf dem plastischen düsteren Hintergrunde einer drangvollen Zeit, wie sie Deutschland kaum vorher und niemals mehr später erfahren hat, boten nicht nur dem Laien, sondern auch dem Kenner jener Verhältnisse neue Gesichtspunkte und Belehrung.

In der **Monatsversammlung am 1. März** sprach Herr Universitätsprofessor Dr. Döberl über „Bayern und die deutsche Erhebung wider Napoleon I". Die bekannte tiefgehende Methode des um Bayerns Geschichte verdienten Forschers bot in diesem Thema einen weitgehenden Einblick in das Ringen und Streben einer großen Zeit, in der deutschgesinnte Männer alle Kräfte einsetzten um das so tief in das Unglück geratene Vaterland auf eine neue Höhe zu stellen.

In mehr als zweistündigem Vortrage brachte der Herr Vortragende fesselnde Details.

Entsprechender Dank beschloß den interessanten Abend.

Die **Monatsverſammlung am 2. April** brachte einen Vortrag des Herrn Architekten Frz. Zell über „Maleriſche Architektur in der Vorſtadt Au".

Mit Hilfe zahlreicher Lichtbilder wurde den Anweſenden ein Ausſchnitt aus jenem Teile Münchens vorgeführt, in dem die charakteriſtiſche Bauweiſe der Vergangenheit ſich bis zur Gegenwart erhalten hat. Eine Idylle unſerer engſten Heimat entſtand ſo vor unſeren Augen. Aus dieſem Grunde darf dieſer Abend wohl zu den genußreichſten des abgelaufenen Arbeitsjahres gezählt werden.

Monatsverſammlung am 1. Mai. Vortrag des Herrn Vereinsredakteurs Dr. Johannes Heldwein über „Die literariſchen Verhältniſſe in den altbayeriſchen Klöſtern am Vorabende der Reformation".

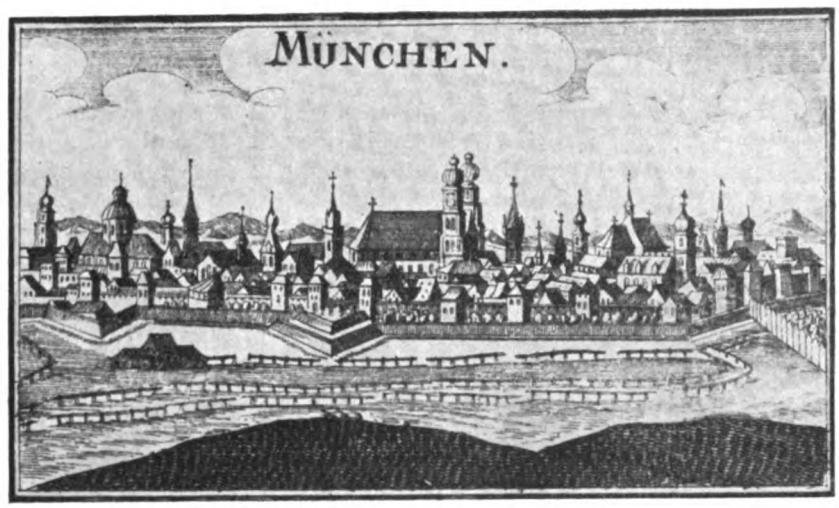
Monatsverſammlung am 1. Juni. Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Theodor Bitterauf „Zur Geſchichte des Ludwig-Donau-Main-Kanals".

Am **Samstag den 16. Juni** beging der Verein ſein **62. Stiftungsfeſt** mit einem **Ausfluge nach Waſſerburg.** Zahlreich hatten ſich die Vereinsmitglieder aus München, Ebersberg und Umgebung eingefunden; am Bahnhof Waſſerburg harrte ihrer ein herzlicher Empfang ſeitens des Mandatars des Vereins für den Bezirk Waſſerburg-Haag, des Reallehrers und Stadtarchivars K. Brunhuber und mehrerer anderer Mitglieder. Von vielen Häuſern begrüßte Flaggenſchmuck die Beſucher. Im ſchönen großen Rathausſaale, der von Architekt Rieperdinger neu hergeſtellt und von Kunſtmaler Mann-Tiechler mit ſtilvollen Wandgemälden geſchmückt iſt, erfolgte die feierliche Begrüßung mit einem anſchließenden Vortrag ſeitens des oben genannten Mandatars über „Die wirtſchaftliche Lage Waſſerburgs vor 100 Jahren", der mit einem begeiſtert aufgenommenen Hoch auf den Protektor des Vereins, Se. kgl. Hoheit den Prinzregenten, ſchloß.

Hierauf folgte die Begrüßung ſeitens des Bürgermeiſters Ertl, der die Ausſchmückung des Saales erläuterte, und die dankende Antwort des 1. Vorſitzenden des Vereins Geh. Juſtizrats Prof. Dr. Gareis. Es wurde hierauf die Bibliothek, die alte Ratsſtube, die Stadtpfarrkirche, das akte Schloß (jetzt Gefangenenanſtalt), das Hiſtoriſche Muſeum mit ſeinen Sehenswürdigkeiten, der ſchöne Friedhof mit den intereſſanten Grabdenkmälern unter ſachkundiger Führung beſichtigt. Ein gemeinſamer Mittagstiſch, bei dem es nicht an guten Tiſchreden fehlte, fand hierauf im Speiſeſaal der beſtbekannten Brauerei Meyer ſtatt. Ein Rundgang außerhalb der Stadt bot Gelegenheit, die landſchaftlich ſchöne und zugleich ſeltſame Lage der mit Recht als das altbayeriſche Rothenburg bezeichneten vom Inn umfloſſenen Stadt zu bewundern. Mit herzlichem Dank an die Stadt und Stadtbehörden und insbeſondere auch an die Herren, die die Führung übernommen hatten, den Mandatar des Vereins, an den Pfarrer Ludwig Bayer und den genannten Architekten verabſchiedeten ſich ſchließlich die Münchner und Ebersberger Vereinsgenoſſen auf dem prächtigen Gaßner-Kellner von den Veranſtaltern des auf ſolche Weiſe gefeierten diesjährigen Stiftungsfeſtes.

Montag, 15. Oktober, erſte Monatsverſammlung der Winterſaiſon. Vortrag des Herrn Dr. Alois Dreyer über „Hans Sachs in München und die Meiſterſinger in München". Nach einem kurzen Rückblick auf die Zeit des Minne- und Meiſtergeſangs weiſt der Vortragende aus verſchiedenen Gedichten Hans Sachs' nach, daß Hans Sachs nicht nur München und deſſen Umgebung gekannt, ſondern auch ein Jahr, 1513 bis 1514, ſich dort aufgehalten hat. Und zwar kam er als wandernder Schuhmachergeſelle am St. Stephanstage über Landshut nach München. In einer Herberge konnte er ſchließlich den genoſſenen Wein nicht bezahlen und ſollte dafür ſeinen Rock als Pfand laſſen. Die mitleidige Herbergsmutter wollte aber den Jüngling vor Schaden bewahren und ſprach: „Sun kannſtu reimen eben — den werkzeug den ein Schuknecht hat — In der werkſtatt — Din Rock will ich dir geben". — Hans Sachs entledigte ſich der ihm geſtellten Aufgabe und erhielt ſeinen Rock zurück. Verſchiedene ſeiner Gedichte weiſen auch darauf hin, daß Hans Sachs bei ſeinem über ein Jahr währenden Münchener Aufenthalt auch holdes Liebesglück genoſſen. Er ſchildert dasſelbe im „Geſprech Frau Ehr mit eynem Jüngling die Wolluſt betreffend".

Jedenfalls hatte die Meiſterſingerſchaft nicht nur in Nürnberg und Augsburg, ſondern auch in München ihren Boden, wenn auch die beiden erſtgenannten Städte darin der Hauptſtadt überlegen ſein mochten. Merkwürdigerweiſe bietet das ſtädtiſche Archiv die wenigſten Anhaltspunkte in dieſer Beziehung, während die Staatsbibliothek, ſowie namentlich die geſammelten Geſänge des Herrn Bibliothekars Dr. Hartmann viele Zeugniſſe für Münchner Meiſterſinger aufweiſen



Einer der älteſten (nachweisbar vor 1474) dürfte Jörg Schiller, auch Schilcher genannt, geweſen ſein. Zeitlich am nächſten ſteht ihm Albrecht Leſch, den Valentin Voigt, der unmittelbar nach den zwölf alten Meiſtern die zwölf Nürnberger Meiſter aufzählt, dort an erſter Stelle nennt. Daß Leſch in München beheimatet war, bekunden außer Hans Sachs auch ſpätere Meiſterſinger. Hans Sachs dichtete ſelbſt ſchon frühzeitig 1528 in den Tönen Leſchens. Dem Alter nach reiht ſich den beiden Dichtern Jörg Schechner (nachweisbar 1500), auch Schedner genannt, an. Bei zwei weiteren Münchener Meiſterſingern, Jeronimus Drabolt und Niklas Zimmermann, hat ſchon Goedeke die Heimat feſtgeſtellt. Als niederbayeriſcher Zeitgenoſſe iſt hier auch noch der Sattler Andreas Semmelhofer von Vilshofen zu nennen, ſowie drei oberbayeriſche Epigonen von Hans Sachs, Jörg Wallner, vermutlich aus Burghauſen, Reſcher Sigmund von Tittmoning, ſowie die Münchener Meiſterſingerin Katharina Holl, von der ein Gedicht in der von ihr erfundenen „Jungfrauenweihe“ erhalten iſt.

Daß der Münchener Meiſterſingergilde noch einige andere Sänger angehört haben, iſt außer Frage. Ihre Blütezeit iſt zu Ende des 15. und in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu ſetzen.

Der Vortrag wurde mit Beifall aufgenommen.

Monatsverſammlung am 2. November. Nachdem der 1. Herr Vorſitzende einem alten Brauche entſprechend die Liſte jener Mitglieder verleſen hatte, welche dem Vereine während des abgelaufenen Jahres durch den Tod entriſſen worden waren, und die Anweſenden ſich zum Zeichen der Trauer von ihren Sitzen erhoben hatten, erhielt Herr Oberamtsrichter Dr. Weber das Wort zu ſeinem Vortrage über „Neue vorgeſchichtliche Funde und Ausgrabungen in Oberbayern im Jahre 1906 mit beſonderer Berückſichtigung der neueren Ausgrabungen in Karlſtein bei Reichenhall“.

Der an dieſem Abende von Herrn Dr. Weber gehaltene Vortrag iſt in dieſem Hefte an erſter Stelle (Seite 125 ff.) zum Abdrucke gelangt!

Monatsverſammlung am 1. Dezember. Herr Univerſitätsprofeſſor Dr. Berth. Riehl ſprach über „Den Regensburger Maler Albrecht Altdorfer“.

Zur gefälligen Beachtung.

Da auf mehrſeitigen Wunſch in unſerer Monatsſchrift auch die Nachrichten über neue Funde, Entdeckungen und ſyſtematiſche Unterſuchungen vorgeſchichtlicher Art in Oberbayern jährlich veröffentlicht werden ſollen, ſo ergeht an unſere Herren Mandatare, Mitglieder ſowie an die Vereinsleitungen, welche die Veröffentlichung ihrer Tätigkeit auf dieſem Gebiete in unſerer Zeitſchrift wünſchen, das freundliche Erſuchen, gefällige Mitteilungen in dieſer Richtung uns jederzeit zukommen zu laſſen. Insbeſondere wäre es wünſchenswert, von plötzlich zutage tretenden Funden ſofort Nachricht zu erhalten, um unverweilt etwa nötige ſachgemäße Unterſuchung der Fundſtelle veranlaſſen zu können.

Eingelaufene Bücher.

Die „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." teilte uns mit, daß das K. b. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten mit Entschließung vom 2. Dezember 1906 das im Verlage der genannten Gesellschaft erschienene patriotische Geschichtswerk **„Unser Bayerland"** von **Dr. G. Denk** und **Dr. J. Weiß** zur Anschaffung für die Volksbibliotheken und für die Bibliotheken der Schulen und Unterrichtsanstalten als in besonderem Maße geeignet empfohlen habe.

Die Zeitschrift selbst ist in Heft 3/4 dieses Jahrganges angezeigt und besprochen worden.

Biographische und kulturgeschichtliche Essays von **Karl Theodor von Heigel,** Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur 1906.

An die stattliche Reihe der glanzvollen Essays, die uns der Forscherfleiß und die künstlerische Gestaltungsgabe des weitbekannten Historikers Karl Theodor v. Heigel schon bescherten, schließt sich neuerdings ein Band: „Biographische und kulturgeschichtliche Essays", erschienen 1906 in Berlin (allgemeiner Verein für deutsche Literatur). Weniger als die früheren wendet sich das neue Buch an den Fachmann. Es sucht besonders seinen Leserkreis bei allen Gebildeten des Volkes.

Warmes patriotisches Empfinden und treue Heimatliebe spricht aus seinen Wanderungen durch die Geschichte bayrischer Städte, sei es, daß sie größere Zeitabschnitte vor uns entrollen oder nur eine bedeutendere Episode herausgreifen. „Die Entwicklung der deutschen Seemacht" verkündet seinen weiten Blick und seinen tiefen Sinn für die Lebensfragen des weiteren Vaterlandes. Während uns die „Ermordung des Herzogs von Enghien" und der „sogenannte Nymphenburger Vertrag" den geistvollen Forscher zeigen, vermochte die glänzende Erzählungskunst des Meisters auch Detailuntersuchungen, wie sie eine „Episode aus dem Leben der Grande Mademoiselle" und die „Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen" bieten, zu fesselnder Lektüre zu gestalten. Daneben bietet uns die Sammlung die Biographieen zweier echt deutscher Männer, Gneisenau und Dahlmann, deren Bedeutung, namentlich auch als warmherzige Patrioten Heigel scharf beleuchtet, und endlich auch die Lebensbeschreibungen zweier vertrauter Räte des unglücklichen Königs Ludwig II., denen damit der Verfasser auch ein Denkmal seiner Freundschaft setzte. Tiefer Verehrung für seinen Lehrer, den bedeutenden Vertreter der Geschichte an der Münchner Universität Karl Adolf Cornelius verdankt das letzte „Gedenkblatt" seine Entstehung. Möchte diese Sammlung, die der Forderung zu belehren und zu erfreuen in gleich hervorragender Weise gerecht wird, recht vielen manche Stunde verschönen!

Entwickelungsgeschichte Bayerns. I. Band. Von **Dr. M. Doeberl.** München 1906.

Der umfangreiche 1. Band dieser groß angelegten Arbeit kommt einem längst bestehenden Wunsche aller Freunde unserer engeren Landesgeschichte mit Erfolg entgegen. War bisher die Geschichte Bayerns von seiten ihrer Bearbeiter für einen größeren Leserkreis entweder zu groß angelegt oder von früheren Autoren durch ungenügende wissenschaftliche Hilfsmittel gestützt worden, erfüllt Doeberls Werk alle Ansprüche, welche neben den Fachleuten auch sonstige Interessenten auf eine übersichtlich behandelte Geschichte unseres Vaterlandes erheben dürfen. Als Fachmann von Ruf verwertet der Herr Verfasser sämtliche Ergebnisse der neuesten Forschungen und bietet dieselben im Rahmen eines vornehmen Stiles. Besonderen Wert legt der Verfasser auf die Beziehungen und Wechselströmungen, die den bayerischen Stamm und Staat während der verschiedenen Phasen seiner Entwicklung mit der Geschichte unseres weiteren Vaterlandes verknüpfen. Es ist das ein Vorzug, der den Wert des Buches entscheidend mitbestimmt.

Der 2. Band wird in absehbarer Zeit das Werk vollenden.

Aus Alt-Rosenheim. Von **Ludwig Eid,** k. Seminarlehrer, Stadtarchivar. Rosenheim 1906.

Es ist keine Stadtgeschichte nach üblichen Mustern, die nach den strengen Forderungen der Annalistik die Anfänge, Schicksale und Zustände bis heute schildert, sondern der Herr Verfasser gibt durch sein Werk Gelegenheit, die werdenden Geschicke Rosenheims, dessen Beziehungen zur Politik seiner Herren und den Anteil an der Kultur der Zeiten in wechselvollen Bildern kennen zu lernen. Eine Fülle von Tatsachen und eine Reihe von Persönlichkeiten entwickeln sich in bunten Bildern vor unseren Augen. Und die schon ihrer landschaftlichen Reize wegen den Freunden des Südens so wohl vertraute Stadt kann durch die fesselnden Bilder, an denen Herr Verfasser des Friedens Blüte und des Krieges Drangsale zeigt, nur noch mehr Freunde und Bewunderer gewinnen.

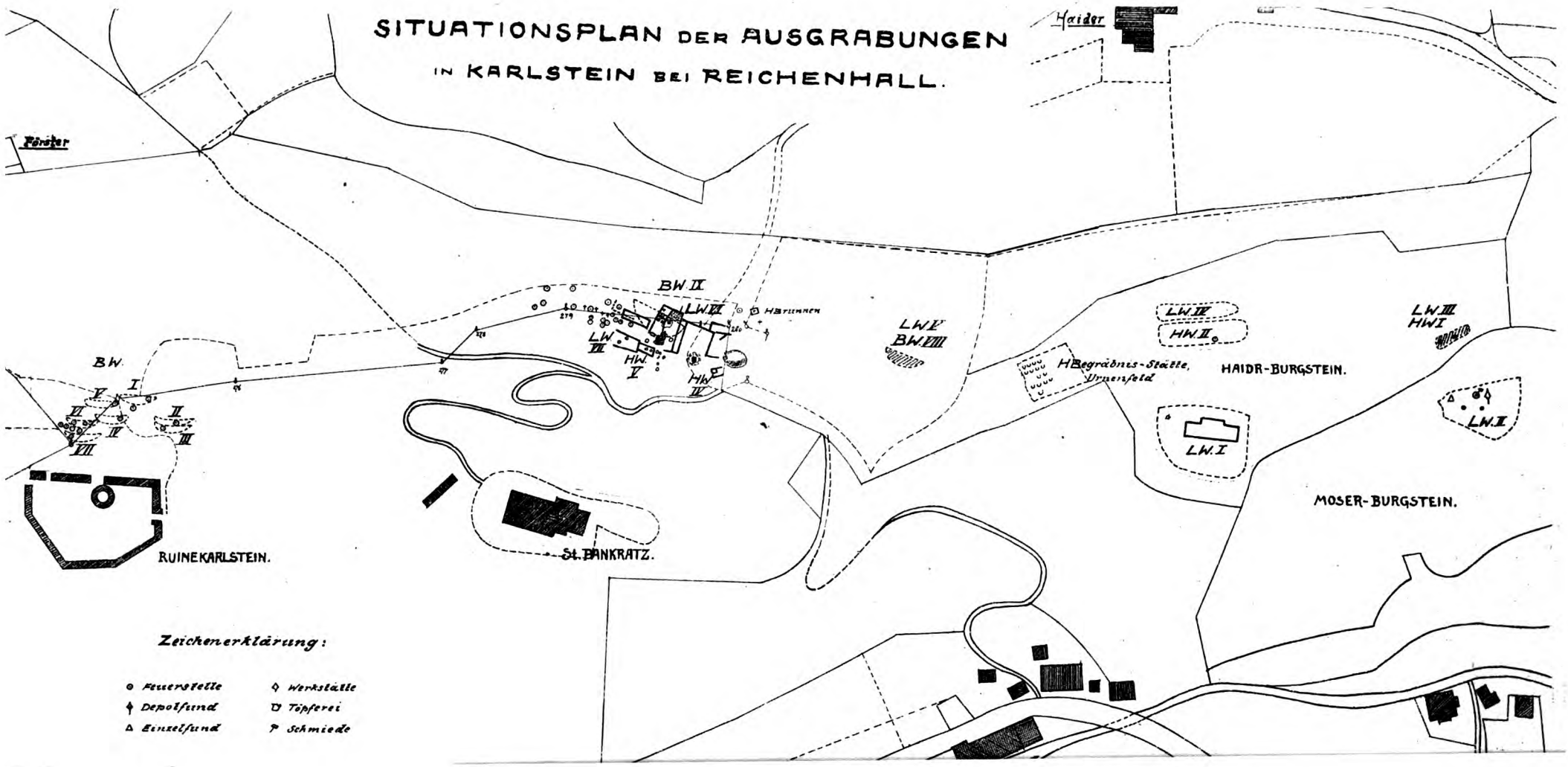
Den Hauptwert legt Herr Verfasser auf die Schilderung der Kulturzustände von Stadt und Umgebung. Reizvoll und ansprechend liest sich, was da an Inhalt geboten wird.

Volle Anerkennung verdient auch die Aufmerksamkeit, welche auf die rein technische Ausführung des Buchschmuckes verwendet wurde.

Es ist nur zu wünschen, daß über dem in der Vorrede in Aussicht gestellten Buche einer systematischen Stadtgeschichte bei seinem Erscheinen die gleichen günstigen Sterne walten mögen.

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Dr. Heldwein—München (Liebigstraße 1/2).
Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Callwey.

SITUATIONSPLAN DER AUSGRABUNGEN IN KARLSTEIN BEI REICHENHALL.



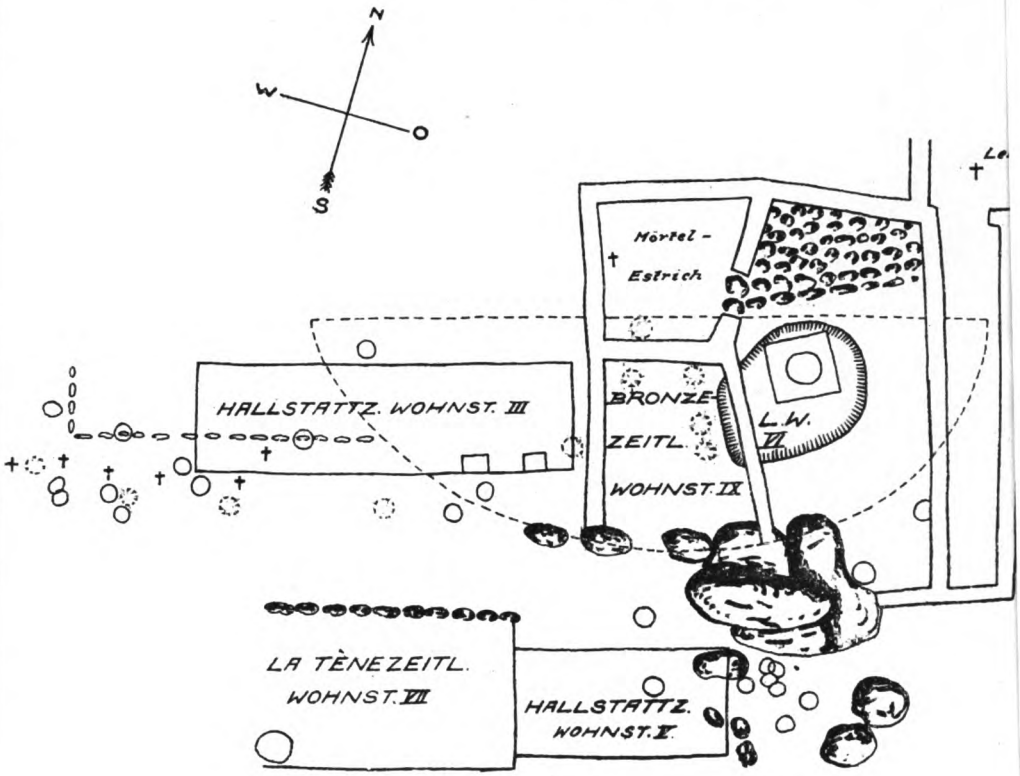
T
teilte
des J
mit E
Verla
triotis
Dr. E
für d
der E
sonde
T
gange

Biog
v
g

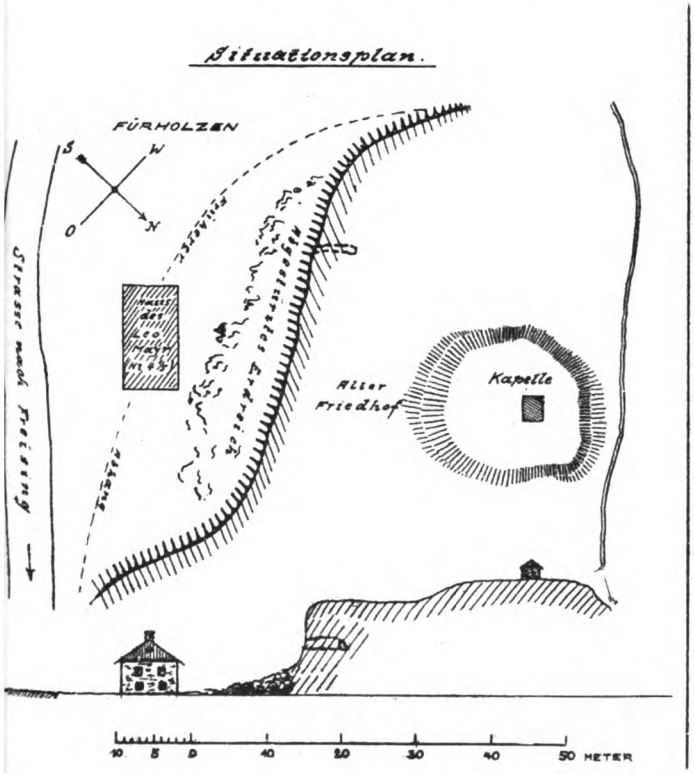
die u
staltu
Theol
dings
liche
Verei
frühe
mann
Gebil

Heim
die E
Zeito
deute
der
Blick
des
mord
gena
Forsc
kunst
sie ei
moisf
Ludi
von
staltu
grap
und
als
und
verti
dene
Frei
Lehr
der
dani
Möc
lehr

DETAIL DER VORGESCHICHTL. WOHNSTÄTTE
NÖRDL. PANKRAZBERG



UNTERIRDISCHER GANG BEI FÜRHOLZEN, BEZ.-AMT FREISI



Eingelaufene Bücher.

Die „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." teilte uns mit, daß das K. b. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten mit Entschließung vom 2. Dezember 1906 das im Verlage der genannten Gesellschaft erschienene patriotische Geschichtswerk **„Unser Bayerland"** von **Dr. G. Denk** und **Dr. J. Weiß** zur Anschaffung für die Volksbibliotheken und für die Bibliotheken der Schulen und Unterrichtsanstalten als in besonderem Maße geeignet empfohlen habe.

Die Zeitschrift selbst ist in Heft 3/4 dieses Jahrganges angezeigt und besprochen worden.

Biographische und kulturgeschichtliche Essays von **Karl Theodor von Heigel**, Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur 1906.

An die stattliche Reihe der glanzvollen Essays, die uns der Forscherfleiß und die künstlerische Gestaltungsgabe des weitbekannten Historikers Karl Theodor v. Heigel schon bescherten, schließt sich neuerdings ein Band: „Biographische und kulturgeschichtliche Essays", erschienen 1906 in Berlin (allgemeiner Verein für deutsche Literatur). Weniger als die früheren wendet sich das neue Buch an den Fachmann. Es sucht besonders seinen Leserkreis bei allen Gebildeten des Volkes.

Warmes patriotisches Empfinden und treue Heimatliebe spricht aus seinen Wanderungen durch die Geschichte bayrischer Städte, sei es, daß sie größere Zeitabschnitte vor uns entrollen oder nur eine bedeutendere Episode herausgreifen. „Die Entwicklung der deutschen Seemacht" verkündet seinen weiten Blick und seinen tiefen Sinn für die Lebensfragen des weiteren Vaterlandes. Während uns die „Ermordung des Herzogs von Enghien" und der „sogenannte Nymphenburger Vertrag" den geistvollen Forscher zeigen, vermochte die glänzende Erzählungskunst des Meisters auch Detailuntersuchungen, wie sie eine „Episode aus dem Leben der Grande Mademoiselle" und die „Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen" bieten, zu fesselnder Lektüre zu gestalten. Daneben bietet uns die Sammlung die Biographieen zweier echt deutscher Männer, Gneisenau und Dahlmann, deren Bedeutung, namentlich auch als warmherzige Patrioten Heigel scharf beleuchtet, und endlich auch die Lebensbeschreibungen zweier vertrauter Räte des unglücklichen Königs Ludwig II., denen damit der Verfasser auch ein Denkmal seiner Freundschaft setzte. Tiefer Verehrung für seinen Lehrer, den bedeutenden Vertreter der Geschichte an der Münchner Universität Karl Adolf Cornelius verdankt das letzte „Gedenkblatt" seine Entstehung. Möchte diese Sammlung, die der Forderung zu belehren und zu erfreuen in gleich hervorragender Weise gerecht wird, recht vielen manche Stunde verschönen!

Entwickelungsgeschichte Bayerns. I. Band. Von **Dr. M. Doeberl.** München 1906.

Der umfangreiche 1. Band dieser groß angelegten Arbeit kommt einem längst bestehenden Wunsche aller Freunde unserer engeren Landesgeschichte mit Erfolg entgegen. War bisher die Geschichte Bayerns von seiten ihrer Bearbeiter für einen größeren Leserkreis entweder zu groß angelegt oder von früheren Autoren durch ungenügende wissenschaftliche Hilfsmittel gestützt worden, erfüllt Doeberls Werk alle Ansprüche, welche neben den Fachleuten auch sonstige Interessenten auf eine übersichtlich behandelte Geschichte unseres Vaterlandes erheben dürfen. Als Fachmann von Ruf verwertet der Herr Verfasser sämtliche Ergebnisse der neuesten Forschungen und bietet dieselben im Rahmen eines vornehmen Stiles. Besonderen Wert legt der Verfasser auf die Beziehungen und Wechselströmungen, die den bayerischen Stamm und Staat während der verschiedenen Phasen seiner Entwicklung mit der Geschichte unseres weiteren Vaterlandes verknüpfen. Es ist das ein Vorzug, der den Wert des Buches entscheidend mitbestimmt.

Der 2. Band wird in absehbarer Zeit das Werk vollenden.

Aus Alt-Rosenheim. Von **Ludwig Eid**, k. Seminarlehrer, Stadtarchivar. Rosenheim 1906.

Es ist keine Stadtgeschichte nach üblichen Mustern, die nach den strengen Forderungen der Annalistik die Anfänge, Schicksale und Zustände bis heute schildert, sondern der Herr Verfasser gibt durch sein Werk Gelegenheit, die werdenden Geschicke Rosenheims, dessen Beziehungen zur Politik seiner Herren und den Anteil an der Kultur der Zeiten in wechselvollen Bildern kennen zu lernen. Eine Fülle von Tatsachen und eine Reihe von Persönlichkeiten entwickeln sich in bunten Bildern vor unseren Augen. Und die schon ihrer landschaftlichen Reize wegen den Freunden des Südens so wohl vertraute Stadt kann durch die fesselnden Bilder, an denen Herr Verfasser des Friedens Blüte und des Krieges Drangsale zeigt, nur noch mehr Freunde und Bewunderer gewinnen.

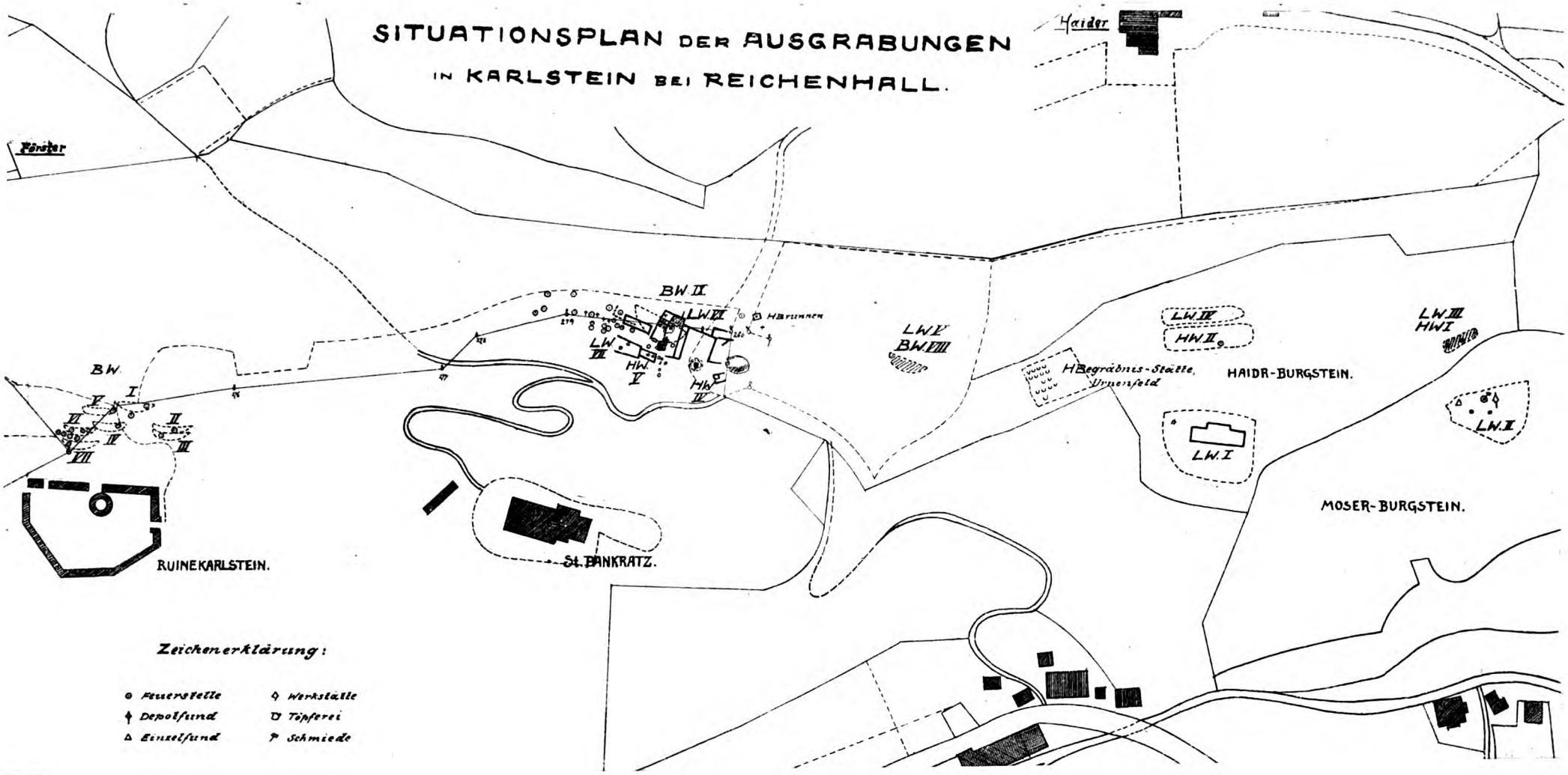
Den Hauptwert legt Herr Verfasser auf die Schilderung der Kulturzustände von Stadt und Umgebung. Reizvoll und ansprechend liest sich, was da an Inhalt geboten wird.

Volle Anerkennung verdient auch die Aufmerksamkeit, welche auf die rein technische Ausführung des Buchschmuckes verwendet wurde.

Es ist nur zu wünschen, daß über dem in der Vorrede in Aussicht gestellten Buche einer systematischen Stadtgeschichte bei seinem Erscheinen die gleichen günstigen Sterne walten mögen.

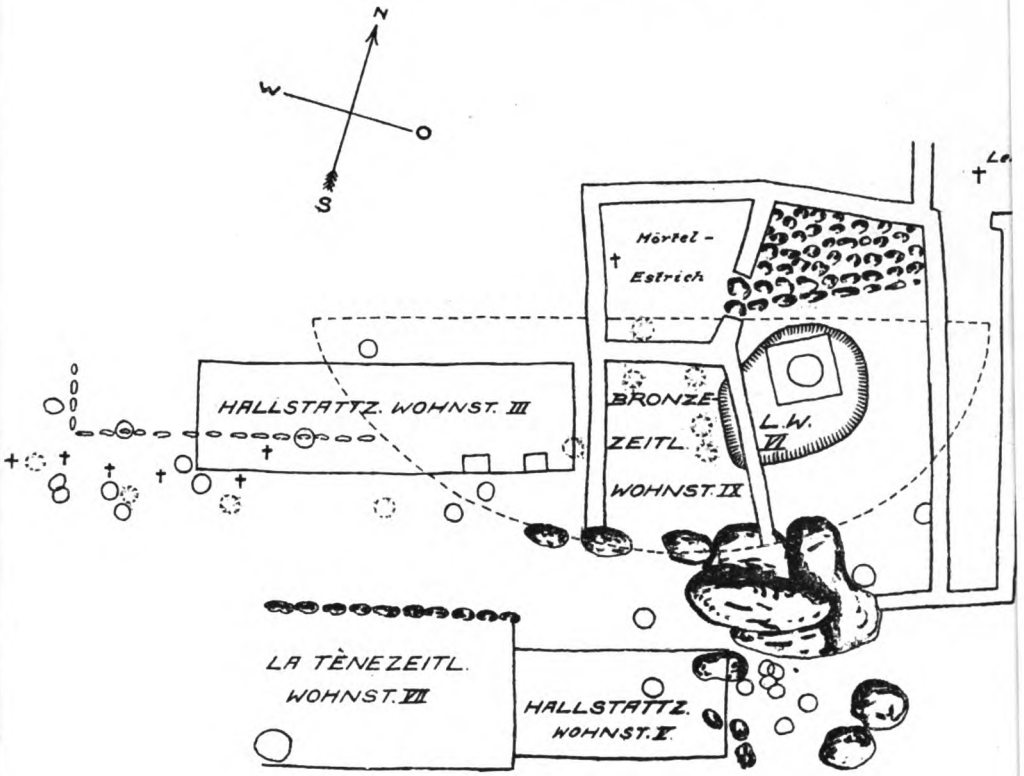
Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Dr. Heldwein—München (Liebigstraße 1/2).
Kgl. Hofbuchdruckerei Kastner & Callwey.

SITUATIONSPLAN DER AUSGRABUNGEN IN KARLSTEIN BEI REICHENHALL.

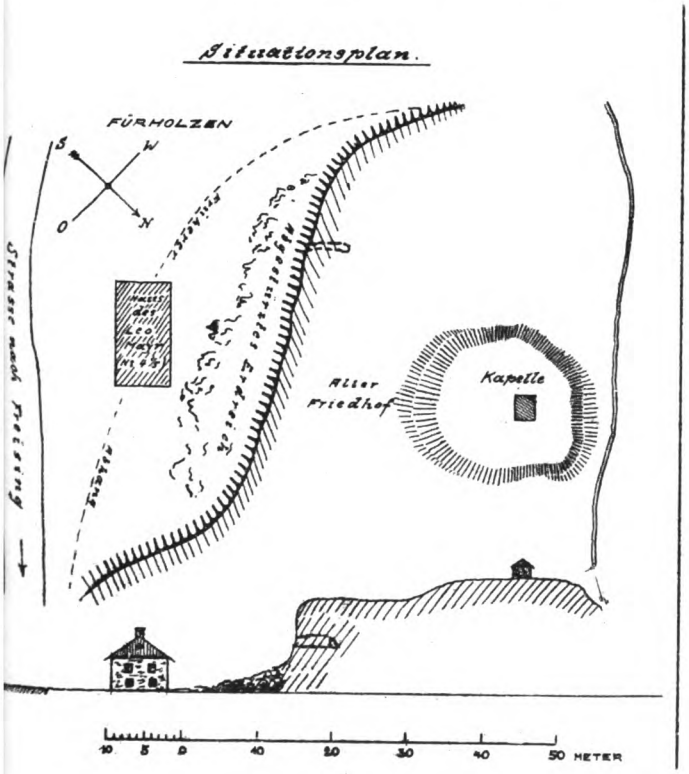


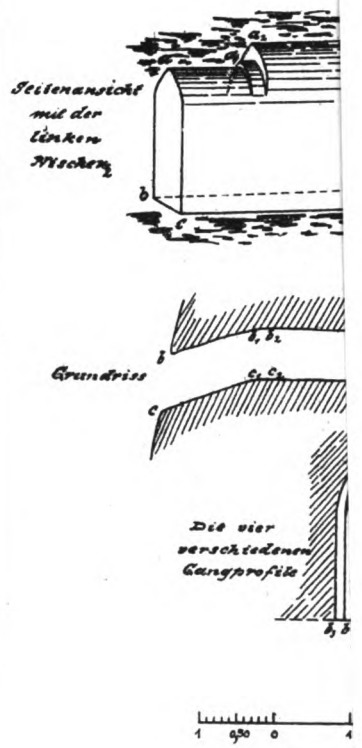
DETAIL DER VORGESCHICHTL. WOHNSTÄTTE

NÖRDL. PANKRAZBERG



UNTERIRDISCHER GANG BEI FÜRHOLZEN, BEZ.-AMT FREISI





32101 073661637